This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

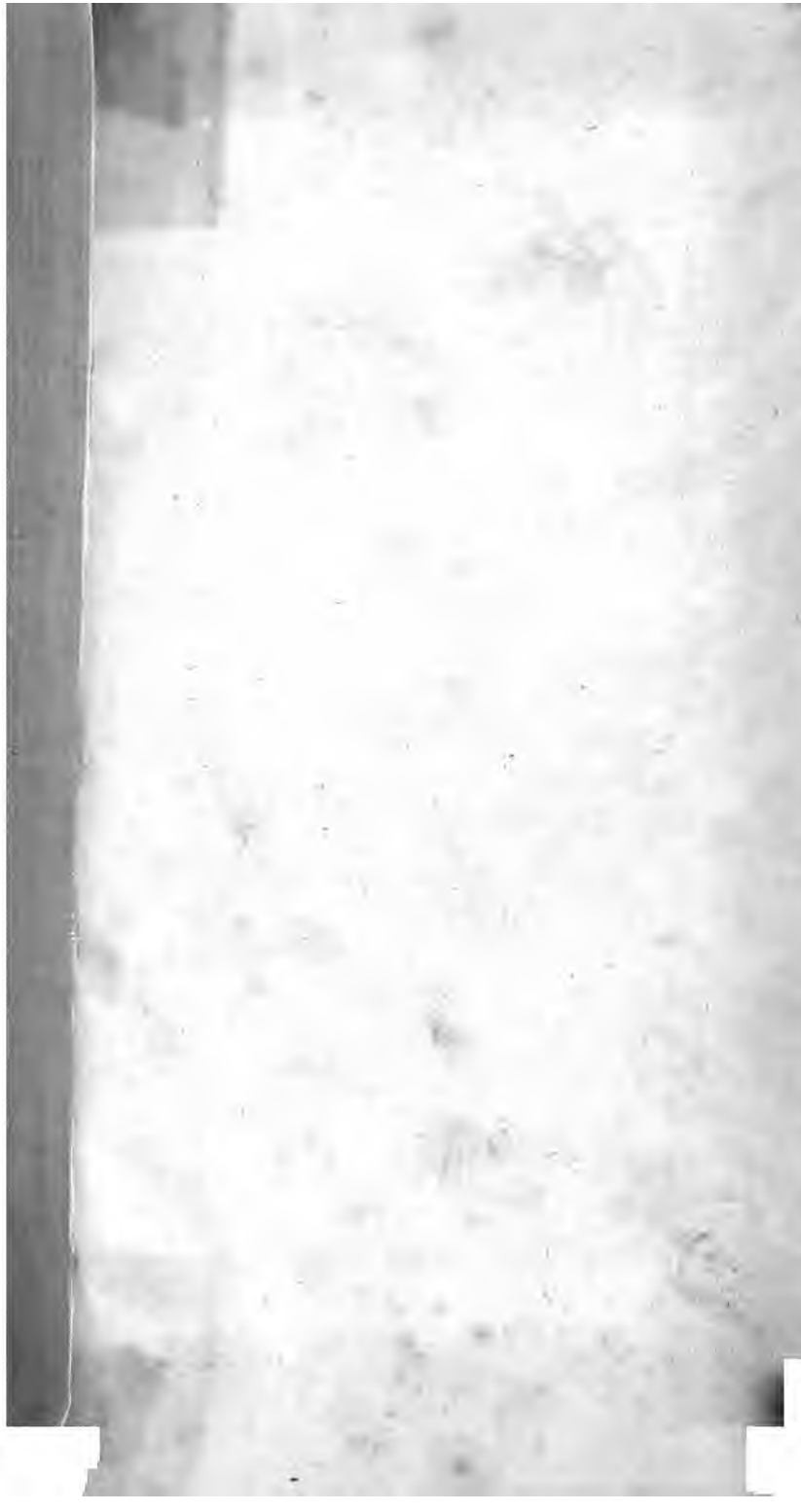
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

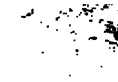
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES





Weimarisches

Herder-Album.

Mit einer Kupfertafel.

Jena,
Crökersche Buchhandlung.
1845.

MEH

PT2354
W4

Vorwort.

Wie die Deutſchen ihren Herder verehren und lieben, davon gibt unter Anderem dies Album einen ſprechenden Beweis. Kaum war die Idee eines ſolchen, zum Gedächtniß ſeiner 100jährigen Jubelfeier am 24. Auguſt 1844, im Kreiſe der hieſigen Liedertafel beſprochen und unſern Gönnern und Freunden vertraulich mitgetheilt worden, als auch ſchon mit rührender Pietät und Bereitwilligkeit die ſchätzbaren Beiträge geſpendet wurden, aus welchen dies Album erwachſen. Es gilt dies auch insbeſondere von den denkwürdigen Originalien des Verewigten, welche, bis jetzt noch nicht veröffentlicht, die geehrte Familie deſſelben darbot, der wir nicht genug dafür danken können. Ja, ohne die ausdrückliche allerhöchſte Bewilligung würde an der Spitze nachſtehender Sammlung nicht der geiſt- und gemüthreiche Briefwechſel des höchſtſeligen Großherzogs Karl Auguſt mit Herder prangen, ein Briefwechſel, welcher die erhabenen Eigenthümlichkeiten ſeiner unſterblichen Verfaſſer noch bei der ſpäteſten Nachwelt beurkunden wird.

Ein hochgestelltes thatkräftiges Mitglied unsers Vereins äußerte: „Es wird viel gesprochen von einem Denkmale des großen Mannes, von dazu aufzubringenden Mitteln u. s. w. Sollte man nicht auf ein nach- und fortwirkendes Denkmal Bedacht nehmen im Sinne der vortrefflichen Abhandlungen über menschliche Unsterblichkeit, welche Herder's „zerstreute Blätter" IV. S. 149 und S. 171 aufbehalten haben? Unser Schullehrerseminar ist Herder's Werk, ein Werk, für welches er sich noch in den achtziger Jahren unsägliche Mühe geben mußte und gegeben hat. Bis jetzt fehlt demselben ein eigenes Gebäude. Wie, wenn man die eingesendeten Mittel hierauf verwendete? auf diese „Herder's Stiftung" mit dem Bilde des Stifters und dessen Worten:

„Fortwirkung auf menschliche Seelen im Kreise der Menschheit ist die Aufgabe." —"

Da ward der Entschluß bald gefaßt, die Einnahme für das Herder-Album auf dem Altar der Menschheit — des Vaterlandes niederzulegen und zum Besten der genannten preiswürdigen Bildungsanstalt zu bestimmen.

Weimar, am 5. Januar 1845.

Der Vorstand
der weimarischen Liedertafel.

Inhalt.

Prolog, vom Superintendenten und Kirchenrath D. Christian Schreiber in Lengsfeld . . . . . S. 1
Aus dem Briefwechsel des Großherzogs Carl August mit Herder . . . . . — 7
Herder, Briefe an die durchlauchtigste Herzogin Amalie . — 43
Herder's Berufung nach Weimar, vom Oberconsistorial-Präsident Friedrich Peucer in Weimar . . . — 47
Herder's Antrittspredigt in Weimar. Am 20. Sonntage nach Trinitatis 1776 . . . . . — 65
Herder, Weihrede bei dem Kirchgange der verewigten Großherzogin mit dem jetzt regierenden Großherzoge . . — 85
Herder, Ueber das Project zulässiger landsmannschaftlicher Verbindungen auf Universitäten . . . . . — 91
An Herder's Grabe unterm Taufsteine der Kirche St. Peter und Paul zu Weimar, am 25. August 1844, von Theodor Stichling, Ceh. Referendar in Weimar, einem Enkel Herder's . . . . . — 105
An Herder, von Natalie von Herder . . . . . — 111
Kurze Charakteristik Herder's, von Konrad Schwenck, Professor in Frankfurt a. M. . . . . — 115
Welche Bedeutung hat Herder für die Entwickelung der neuern deutschen Theologie? Von J. G. Müller, D. und Professor der Theologie zu Basel . . . . — 137
Herder als Prediger, von D. Schwarz, Kirchenrath, Superintendent und Professor zu Jena . . . . . — 169
Herder's Verdienst um Würdigung der Antike und der bildenden Kunst, von D. Schöll, Hofrath in Weimar — 193

Herder als Humaniſt, von D. Gernhard, Conſiſtorialrath und Gymnaſialdirector zu Weimar . . . . . S. 255
Herder in Beziehung auf Muſik, von D. G. A. Keferſtein, Pfarrer zu Wickerſtedt . . . . . — 271
Herder's Andenken geweiht:
Herdero, von D. Eichſtädt, Geh. Hofrath und Profeſſor in Jena . . . . . — 335
Herder's Ruhe, von D. de Wette, Profeſſor in Baſel — 336
Ein Blick in Weimars Stadtkirche am 25. Auguſt 1844, von Carl Groſſe, Bürger in Weimar . . . — 337
Die Vereinigung der beiden evangeliſch-proteſtantiſchen Confeſſionen zu Einer Kirche, mit Hindeutung auf Herder's Anſichten darüber, von D. J. Fr. Röhr, Vicepräſident und Generalſuperintendent in Weimar . . — 339
Der leidende Philoktet, von D. Oſann, Profeſſor zu Gieſſen. (Nebſt einer Kupfertafel.) . . . . . — 363
Zwei Vorleſungen, in den literariſchen Abendzirkeln der Frau Großherzogin Kaiſerl. Hoheit gehalten:
I. Das Auge und der menſchliche Blick, von D. Huſchke, Hofrath und Profeſſor in Jena . . . . . — 391
II. Ueber Volkslieder, vom Geh. Regierungsrath Schmidt in Weimar . . . . . — 406
Aus Kleinaſien, von D. von Schubert, Hofrath und Profeſſor zu München . . . . . — 419
Zur Brahmanenweisheit, von Friedrich Rückert, Geh. Regierungsrath und Profeſſor in Berlin . . . . . — 439
Gedichte aus der Jugendzeit, von Frau Kammerpräſidentin Louiſe Stichling, geb. von Herder zu Weimar — 447
Einem jungen Dichter, vom Kaiſerlich Ruſſiſchen Miniſter-Reſidenten Geheimen Staatsrath Baron von Maltitz — 453
Zwei noch ungedruckte Briefe von Winckelmann an Berendis . . . . . — 455

Prolog

von

D. Christian Schreiber,
Superintendent und Kirchenrath in Lengsfeld.

Prolog.

Vor hundert Jahren ging ein Stern uns auf,
Hell leuchtend an der Menschheit reichem Himmel.
Aus dunkler Ferne hob er sich und wuchs
Weitstralend über Deutschlands Gauen hin
Und über stamm- und kunstverwandte Länder;
Bis er die Höhe seiner Bahn erreichte
Und mit dem Glanzgestirn sich fest vereinte,
Das über Weimar's stolzen Zinnen stand.

Wer nennt nicht heute **Herder's** Namen?
Ihn, dessen Geist unsterblich fortgewirkt
In Sprach' und Kunst und Wissenschaft;
Obwohl die Hülle, die ihn trug,
In Staub nun schon zerfallen ist.
Uns, die wir ihn noch wirken sah'n
Als Jünglinge, wie er im Ernte-Alter
Den weisen Mund zum Lehren öffnete,
Mit kräft'ger Hand gedieg'ne Worte schrieb,
Das große schöne Auge sinnend jetzt
Zur Erde senkte, jetzt zum Himmel es erhob,
Erhabener Gedanken Bild, die seine Seele
Bewegten, unerschöpflich, wie ein Strom,
Der vom Gebirg durch blüh'nde Thäler rollt:
Uns schien er bald ein Sokrates
Im christlich-priesterlichen Schmuck,
Bald ein Johannes

Im griechiſchen Gewand; ein Denker, Dichter,
Der gleich der Biene Honig ſog
Aus aller Sprachen Blumen, allen Stimmen
Der Völker lauſchte, ſie vereinigend
Zur Harmonie, zu ſüßen Lauten
Der Liebe, heit'ren Ernſtes, weiſer Sprüche.

Auf heil'gem Stuhle ſtand er predigend
In Geiſtesfülle; mild und rührend war ſein Wort.
Durch ſeine Schulen, bis zur niedrigſten,
Ging er, ein freundlich prüfender Scholarch,
Ermunternd, warnend, herzgewinnend.
Im hohen Rathe ſaß er würdevoll,
Gewicht'ges ordnend, ſelbſt das Kleinſte ſchlichtend.
Im Kreis der Freunde, wie bewegte ſich
Sein Geiſt nach allen Richtungen des Wiſſens!
Im Geben reich und zum Empfangen ſchnell,
Des Spottes Feind, doch nicht verſchmähend
Den feinen Scherz, den attiſchen Humor:
Der Anmuth Zauber floß von ſeinen Lippen.
Und wenn er einſam weilt' im grünen Schatten
Des Zimmers, das wie Waldnacht ihn umfing,
Und auf der Vorwelt grauen Fernen
Und in der Weltweisheit erſchloſſ'nen Tiefen
Sein Blick geruht, und ſchüchtern dann
Der Lyra heilige Akkorde ſeine Hand
Verſuchte: welche Glut der Seele
Verſchönte da ſein ſtilles Haupt, verjüngte
Die Züge, die Erfahrungs-Ernſt gefurcht,
Und goß in ſeine Kräfte neues Leben!
Ein Muſter ſittlich-ſchönen Wirkens war er uns,
Ein Patriarch in Mitte ſeiner Lieben;
Ein Biſchof ſeiner Heerde, rein, unſträflich;

Ein Weltmann, wo es galt, der Welt zu ſeyn;
Ein Deutſcher, ſtolz auf ſeine Nation,
Doch liebevoll der Bruder aller Völker;
Ein Mann des Glaubens, jedem Sinn gerecht,
Ein Hoherprieſter der Humanität!

Und wie erſcheint er jetzt den Zeitgenoſſen?
Nachdem ſein reges Thun erloſchen
Und nur, was er geſchaffen, was
Er mit dem Stempel ſeines Genius
Bezeichnet hat, noch übrig iſt?
Als Einer der Heroen ſteht er da,
Die einſt den Thron des ſeltnen Fürſten zierten,
Der glücklich, was er ſuchte, fand: das Große.
Als Einer jener Geiſter lebt er fort,
Die aus dem Nebelbild der Weltgeſchichte
Hervor wie geiſt'ge Sonnen ragen,
Die Bahn erhellend kommenden Geſchlechtern.
Vergebens hat der Neid verſucht,
Den Schimmer ſeines Ruhms zu ſchwächen;
Umſonſt, auf ſeinen Schultern ſtehend,
Der neu erwachte Geiſt der Zeit
Mit Uebermuth auf ihn herabgeblickt:
Ihm bleibt der Kranz, den er errungen,
Der Nachwelt Tempel wird er ſchmücken,
Wie hoch auch ihre Bildung ſteige;
Denn was kann Höh'res ſeyn, als die
Aus allen ſeinen Werken ſpricht, Humanität?

Zwar größer wird der Geiſt des Ganzen
Sich ſtets erheben als des Einzelnen.
Zum Bau der Menſchheit trägt ſein Sandkorn Jeder,
Und ſeine Pfeiler bau'n die Meiſter auf.

Der Meiſter auch kann heute wählen,
Was morgen er verwirft; was Andere
Verbeſſern, die nach ihm zu Meiſtern werden.
Doch eigen bleibt dem Schaffenden
Der Grundgedanke, den er ausgeprägt
In ſeinem Leben, ſeinem ganzen Thun.
Der Gotteshauch, der ihn beſeelte, dringt
Durch alle ſeine Früchte, wenn auch manche
Noch unreif abfiel, manche Knospe welkte.
Der ſtärkſte Zweig wirft ſchwache Blüthen ab,
Damit die Spätfrucht deſto goldner reife.
Du wirſt geprieſen werden, hoher Geiſt!
Wenn nur der Fünftelſaft von deinen Schriften
Die ſpätſte Zukunft noch erreicht!
Dein Name wird nicht untergehen,
Obwohl du ſelbſt, in wahrer Demuthsgröße,
Einſt wünſchteſt, daß in ander'n Blumen nur
Der Saft von deinem Wirken leben
Und nur dein Geiſt mit zu dem Geiſt
Vollendeter Gedanken fließen möge!

Noch hat dein Volk kein Denkmal dir geſetzt;
Ein ſchön'res wird dir jedes Herz errichten,
In welchem du die Himmelsfunken
Der Menſchlichkeit und Liebe weckſt!

Aus dem Briefwechsel

des Großherzogs Carl August

mit Herder.

(1782.)

Sie haben Leſſingen ein ſo herrliches Denkmal geſetzt, daß er es wirklich nicht beſſer erkennen könnte, als wenn er Ihnen ſein Bild aus Elyſium ſchickte. Ob's eben ſo günſtig gerathen würde, als man es aus jenen Gegenden erwarten ſollte, weiß ich nicht. Adieu!

Carl Auguſt, HzS.

Wenn ich nicht ſo gewaltig mit Ehehaften belegt wäre, ſo käme ich ſelbſt, um Ihnen meinen Seegen auf die Reiſe zu geben *): der Paß ſoll dieſen Nachmittag anlangen. Hier ſind die ſchuldigen 150 Thlr.

Nehmen Sie meinen beſten Dank für die geſtrige Anſtrengung. Sie haben uns viele Freude dadurch gemacht und dem Neugebornen **) Glück zugewieſen, da er ſo human in die menſchliche Geſellſchaft übergebracht worden iſt. Ihrer Frau wünſche ich das Vergnügen, Sie nicht wie einen Kranken lange bei ſich zu ſehen. Leben Sie wohl.

Carl Auguſt.

Von Coblenz aus ein Mehreres.

---

*) Es war dies Herder's Reiſe in's nördliche Deutſchland, wo er Klopſtock's Bekanntſchaft machte, im J. 1783.

**) Es iſt hier die Rede von der Taufe des neugebornen Erbprinzen, jetzigen Großherzogs Carl Friedrich.

Durchlauchtigſter Herzog!

Ohne mich auf den Werth der Kantiſchen Philoſophie Theils an ſich und für andre Wiſſenſchaften, Theils als akademiſche Lehrwiſſenſchaft einlaſſen zu dürfen, die ich nicht gern einmal zum fundamento quaestionis geſetzt zu ſehen wünſchte, beſitzt der Rath Reinhold ſo entſchiedne philoſophiſche Einſichten und Talente, daß es für die Univerſität Jena nicht anders als ſehr nützlich ſeyn kann, wenn er auf derſelben einen anſtändigen Fuß bekommt. Ich habe nicht leicht einen Menſchen geſehen, dem Metaphyſik ſo ganz Natur und innige Neigung ſey, als ihm; daher er ſie mit einem Fleiß und einer ſo gründlichen Klarheit treibt, als ob ſie ſeine angeborne Sprache wäre. Ueberdem beſitzt er viele andre Kenntniſſe, einen guten Geſchmack und ein eindringendes reifes Urtheil; ja ſelbſt, daß er ſich zuerſt im Katholicismus gebildet und die proteſtantiſche Philoſophie damals als verbotene Waare getrieben, hat ſeiner Denkart eine ſo eigne Wendung gegeben, daß ich ihn auch dieſes Ganges ſeiner Selbſt-Erziehung und der damit verbundnen Kenntniſſe wegen für eine proteſtantiſche Univerſität ſehr nützlich halte.

In tiefſter Ehrerbietung verharrend u. ſ. w.

Herder.

Weimar, den 4. Jan. 1787.

Durchlauchtigſter Herzog,
Gnädigſter Fürſt und Herr!

Euer Herzoglichen Durchlaucht überſende hiemit unterthänigſt den anbefohlenen Aufſatz. Ich würde denſelben nicht einen ſo weiten Weg wandern laſſen, wenn mich nicht die wiederholte Erinnerung Sr. Durchlaucht des Markgrafen veranlaßte, den-

ſelben heute nach Karlsruh abgehen zu laſſen und es alſo für meine Pflicht hielte, die unſchuldige Idee Ew. Herzogl. Durchlaucht nicht ſpäter als ihm ſelbſt zu überreichen.

Die ſchön geführte Unternehmung des Herzogs von Braunſchweig *) hat mich ſeit der Abweſenheit Euer Herzoglichen Durchlaucht in meinen Gedanken ſo angenehm beſchäftigt, daß ich ihm zu ſeiner ſeltenen und ich möchte ſagen in der Geſchichte Einzigen Mäßigkeit und Weisheit recht von Herzen Glück gewünſcht habe. Es giebt doch keinen ſchönern Anblick in der Welt, als einen verſtändigen Mann, der ſich gleich bleibt, öffentlich handeln zu ſehen. Auch eine niedrige ſchmutzige Sache veredelt er, und ſammelt für ſich die Stimmen der Welt und der Nachwelt.

Gebe der Himmel, daß Preußen denke und handle, wie ſein Feldmarſchall gedacht hat! daß es von dem Satisfaktions-Kriege, deſſen Name ſchon ſelten iſt, den politiſchen Gebrauch mache, der allein zeigen kann, es habe als eine Macht Erſten, nicht zweiten Ranges in Europa gehandelt, und negoziire für's Ganze ebenſo glücklich, als es in einer ſubalternen Privatbeziehung Executions-Truppen ſende.

Euer Herzogl. Durchlaucht wünſche ich im ſumpfigen Nebellande eine ununterbrochene Geſundheit und eine glückliche Rückkehr zu den Ihren.

In tiefſter Ehrerbietung verharrend

Euer Herzoglichen Durchlaucht

unterthänigſter

Herder.

Weimar den 10. Dec. 1787.

---

*) Der damalige Feldzug gegen die Inſurrection in Holland.

Maynz, den 11. Jenner 1788.

Den Plan zu einer allgemeinen Akademie *) habe ich richtig erhalten und auch schon mit Edelsheimen darüber gesprochen; dem Markgrafen begegne ich ehestens unterwegs. Jeder kluge Mann, dem ich Ihren Aufsatz wies, erfreute sich über den großen Gesichtspunct, aus welchem Sie die Sache angesehen haben, indessen fehlt es nicht an Einwendungen und Zweifeln, wie natürlich der stärkste, der mir dabei einfiel, der Kostenanschlag war, welchen Sie nicht dazu setzen konnten, der aber sehr beträchtlich seyn wird bei richtiger Berechnung und wozu das Materiale schwer zusammen zu bringen seyn möchte, weil die reichste Quelle sich gewiß gleich verstopfen wird. Indessen ist mir ein Mittel eingefallen, wo wir auch ohne jener Quelle Einfluß vielleicht, obgleich langsamer und einzelner, zu unserm Zweck kommen können; aber hierüber nichts weiter schriftlich, mündlich bald desto mehr. Indessen haben Sie vielen Dank, daß Sie einen großen Endzweck haben auch so behandeln wollen. Wenn meine Gesundheit mich hier nicht schon seit 4 Wochen hielte, so wäre ich längst bei Ihnen. So unangenehm, schmerzhaft und mißmuthig ich meine Zeit hier zubrachte, so war doch eine wahre Hülfe und Erholung für mich, den 3. Theil Ihrer Ideen **) zu lesen, den ich immer bei mir hatte; ich kann Ihnen nicht ausdrücken, welches Wohlseyn diese schöne Stickerey über mein Wesen verbreitete. War mein Kopf gestärkt durch neue Gedanken und große Zusammenfügungen,

---

*) Dieser Plan steht gedruckt in Herder's sämmtl. Werken. Taschenausgabe, Abthl. zur sch. Litter. Bd. 18. Siehe auch Herder's sämmtl. Werke, Abth. zur Philos. u. Geschichte, Bd. 22. S. 132 u. folg. Diese allgem. Akademie, deren erster Gedanke vom Markgrafen Carl Friedrich von Baden ausging, sollte ein patriotisches Institut zu Erweckung des Gemeingeistes in Deutschland sein.

**) Zur Philosophie der Geschichte der Menschheit.

ſo machte ich mich an die Arbeit, deren es hier einen Haufen gab; wir bauen hier emſig und denken bald etwas Sichtbareres als den Tempel der Freimaurer aufzuführen. Der Coadjutor iſt ein guter ächter Schotte und trägt ſein Schurzfell nicht umſonſt. Ich bin ſehr begierig, Ihnen mündlich viel zu erzählen und Sie dann zu fragen, ob Sie uns loben, woran nicht wenig liegt. Grüßen Sie die fruchtbare gute Mutter und haben lieb

Carl Auguſt.

(Jan. 1788.)

Euer Herzogl. Durchlaucht

danke für das Zutrauen in Mittheilung dieſer Briefe unterthänigſt und nehme es als einen Befehl an, meine Meinung gleichfalls aufrichtig zu ſagen.

Euer Durchlaucht Brief an den Markgrafen dünkt mich im Ganzen, bis auf einige Grundſätze, die Knebel bereits bemerkt hat, ſehr patriotiſch, zweckmäßig und vortrefflich. Was ich wünſchte, wäre, daß Ew. Durchlaucht ihn etwas kürzer und in Abſicht des Markgrafen etwas weniger auffallend machten. Der Markgraf hat einmal gewiſſe Jahre erreicht, in welchen man immer doch nicht gern eine förmliche Belehrung annimmt und da er bei ſeinem wirklich lange fortgeſetzten Denken über politiſche Gegenſtände, Nationalgeiſt u. dgl. ſich gewiß eine Art von Syſtem geformt haben wird: ſo glaube ich, daß Euer Durchlaucht immer annehmen können, daß Sie in alle dieſem auf ſeine eigne Grundſätze bauen und aus ſeiner Seele reden. Ein kleines Compliment hierüber beim Eingange der Materie und einige Wendungen dieſer Art im Context ſelbſt werden die Einkleidung ihm gefälliger und annehmlicher machen, ohne daß Euer Durchlaucht, was das Weſentliche der Sache be-

trifft, im mindeſten Ihre Meinung ändern dürften. Der Brief wird eben dadurch auch kürzer werden. Es betrifft dieſes nur den erſten allgemeinen Theil des Briefes, der Euer Durchlaucht eigene Gedanken vom Zuſtande und der Verbeſſerung der deutſchen Nation enthält: denn was Reichard's Perſon und Project angehet, ſo dünkt mich ſolches alles eine nothwendige und glimpflich genug geſagte Wahrheit. Es iſt auch gar kein Zweifel, daß der gute Markgraf von ſeinem zu zuverſichtlichen Fehlgriff zurückkommen werde, ſelbſt wenn er nur dieſe einzige Stelle beherzigt: denn ich wollte um vieles wetten, er iſt von dem Windbeutel blos überraſcht worden. In ſeiner Seele liegen dergleichen Projecte nicht: mich dünkt, Euer Durchlaucht können alſo mit ihm völlig als mit einem Ihnen zuſtimmenden reden: er wird den größten Theil des Briefes wie aus ſeiner Seele geſchrieben fühlen.

Knebel's Brief iſt oder dünkt mich wenigſtens lautere Wahrheit. Die Fürſten ſtehen wirklich nicht auf dem Punct, die Bedürfniſſe der Nation im Detail ſo recht ſehen zu können, wie ſie daliegen. Sie ſehen von oben hinein und je edler ſie denken, deſto mehr laufen ſie Gefahr, durch Zwang und Güte gegen ſich ſelbſt zu arbeiten, bis ſich endlich durch die Natur der Sache ſelbſt das Gleichgewicht wieder herſtellt. Gegen Knebel's Brief an Reichard habe ich kein Wort zu ſagen.

Denken Euer Durchlaucht, der Narr iſt ſeiner Sache ſchon ſo gewiß, daß er an mich geſchrieben hat: ich möchte doch dafür ſorgen, daß alles ſogleich „ſeinem lieben Weibe" bekannt gemacht und die Verſicherung des Königs über ſeine lebenslängliche Penſion ihr nur ſogleich brevi manu eingereicht würde. Ich habe von dieſen Unverſchämtheiten durchaus keinen Begriff.

Ich danke Euer Durchlaucht für die Mittheilung Ihres Schreibens auch deßwegen, weil ich dadurch in einigen Puncten näher eingeſehen habe, wohin Euer Durchlaucht Abſichten ge-

hen; wornach ich mich denn, wenn es zu irgend einem näheren Entwurf kommen ſollte, richten werde.

In tiefſter Ehrerbietung beharrend u. ſ. w.

Herder.

(Einige Tage ſpäter.)

Gnädigſter Herr!

Der Brief iſt geſchrieben, wie er je geſchrieben werden könnte, mit Verſtande, Wahrheit, Schonung, Güte und Würde. Ich wüßte keine Zeile zu ändern. Noch weniger ſie zu verbeſſern. Mich freut herzlich Euer Durchlaucht wiederkehrende Geſundheit. Die Kugel Carl's XII. eitert ſo wunderbar aus dem Ohr, daß ich mich freue. Ich leſe ſeit einer halben Stunde Trenk's Leben — das geht mir wie ein Feuer in der Nacht auf. Leben Sie wohl und werden geſund, gnädigſter Herr. Ich empfehle mich beſtens.

Herder.

Durchlauchtigſter Herzog,
Gnädigſter Fürſt und Herr!

Euer Herzogl. Durchlaucht hatten ſich in dem geſtrigen mitternächtlichen Briefe an Goethe über die Verbeſſerung meiner Umſtände vorläufig ſo gnädig und vorſorgend erklärt, daß ich ſchon vor dieſen Gedanken mit der gerührteſten Erkenntlichkeit, aber zugleich auch mit der äußerſten Beſchämung danke und es zugleich wage, Euer Durchlaucht zutrauensvoll einige Gedanken ſo aufrichtig darzulegen, wie ich ſie mir ſelbſt denke.

Ich habe vor einiger Zeit während der Abweſenheit Euer Durchlaucht dem Fürſtl. Ober-Conſiſtorio einen unmaasgeblichen Vorſchlag vorgelegt, wie von dem Gehalt der eingezogenen, und zwar dergeſtalt füglich eingezogenen Jacobsſtelle, daß nie-

manden eine Beſchwerde daraus erwachſe, einige äußerſt dürftige Schulſtellen unſrer Stadt, wozu auch in einem kleinen Quanto das Archidiakonat der Stadtkirche kommt, verbeſſert werden könnten; vor der Hand nämlich, bis etwa die Stelle wieder beſetzt, oder die Verbeſſerung von einem andern füglichen fonds, z. B. der Landſchaft, übernommen werden könnte; und habe darüber einen ſo unerwarteten Widerſpruch gefunden, daß, wie ich glaube, derſelbe Ew. Herzogl. Durchlaucht ſelbſt auffallend ſeyn dürfte. Darf ich alſo unterthänigſt bitten, daß ehe dieſe Sache entſchieden iſt, ſie werde entſchieden wie ſie wolle, Euer Durchlaucht den gnädigen Gedanken meiner Verbeſſerung auf ſich beruhen laſſe. Ich habe der Verbeſſerung nicht ſo nöthig, als vergleichsweiſe andere, inſonderheit die angezeigten Stellen; auch fiele meine, zwar ungeſuchte, aber auch unverdiente Verbeſſerung gerade in eine Zeit, wo ich's wirklich nöthig habe, bei einem gewiſſen Publicum wenigſtens den einzigen, kleinen Ruhm mir zu erhalten, daß ich nicht meiner Verbeſſerung wegen mich für Andre und für die Aufrechthaltung des Ganzen bemühe, eine Meinung, die in meiner bedrängten Situation, wo ich ganz iſolirt ſtehe, unentbehrlich iſt. Haben Euer Durchlaucht alſo die Gnade, um des gemeinen Beſten willen den vorſorgenden Gedanken für mich noch ruhen zu laſſen, bis ſich eine andere Gelegenheit dazu anbeut.

Und ich wage es, Euer Durchlaucht ſogleich eine Ausſicht dazu, ob ſie gleich nur noch muthmaaslich und vielleicht ein bloſes vom Eigennutz erſonnenes Gerücht iſt, vorzulegen, da ich weiß, daß ich in dieſer Sache mit Euer Durchlaucht auch über das Muthmaasliche ſicher und allein ſprechen darf. Von meinem 22. Jahr an iſt mir eine Reihe von Anfragen zu Stellen auf Univerſitäten geſchehen, die ich aber alle ausgeſchlagen habe; noch vor 2 bis 3 Jahren bin ich ſo äußerſt ſollicitirt worden, nach Göttingen zu gehen und zu fordern, was ich wollte, weil man (Walch war damals eben geſtorben) geben müſſe und geben

werde. Von Hannover aus kam jemand ausdrücklich deswegen her, und hat mich 2, 3 Tage entsetzlich darum gequälet. Aus sonderbarer Anhänglichkeit für diesen Ort schlug ich's aus, und habe damals Niemanden, selbst Goethen nicht, ein Wort gesaget und sage es auch jetzt nur als Einleitung zu dem, was ich Euer Durchlaucht unmaasgeblich vortragen will. Falls es sich bestätigen sollte, daß Döderlein von Jena wegginge: so dächte ich, ließen Euer Durchlaucht ihn ziehen und gäben, da Sie doch um einen Theologen alsdann verlegen seyn würden, mir seine Stelle, doch also, daß ich in schicklicher Connexion mit Euer Durchlaucht und mit Weimar bliebe. Ich bliebe nemlich Oberhofprediger und Beichtvater; das letztere hinderte mein dortiges Amt gar nicht, weil der Hof nur 1 oder 2 mal im Jahr communiciret; und sitzt der Leibarzt in Jena, warum soll der Beichtvater nicht auch da seyn? Alle 4 Wochen eine Predigt in der Stadtkirche halten könnte ich noch immerfort, da der Hof sich einmal an meine Predigten gewöhnt hat und nicht so leicht andere besuchet. Die übrigen geistlichen Arbeiten der Ephorie u. s. könnten unter meine Collegen so unbeschwert und füglich vertheilt werden, wie sie es zum Theil schon während der Vacanz vor meiner Ankunft gewesen und jetzt vielleicht noch besser vertheilt werden könnten. Dadurch besserten sich ihre Stellen und alles wäre so gut besorgt, als ob ich hier säße. Meinen Stuhl im Consistorio behielt ich auch, zwar nicht zu den wöchentlichen Sessionen, aber z. B. zum Examen der Candidaten, welches jährlich ungefähr zweimal geschieht, und zu der Gelegenheit, daß mir von Euer Durchlaucht oder vom Consistorio in bedürftigen Fällen mein Votum schriftlich abgefordert werden könnte. So bliebe ich für jede Situation, in der ich hier nützlich seyn könnte, in Verbindung und bekäme einen Platz, wo ich der Universität gewiß Vortheile bringen würde. Von meinem 19. Jahr an habe ich vom Katheder gelehrt und ich darf's wohl sagen, weil es die Wahrheit ist, mit einer Liebe aller jungen

Leute, die bis zum Enthuſiasmus ging, der ſich auch nach langen Jahren in ihnen nicht geſchwächt hatte. Das mündliche Lehren wird mir leicht, viel leichter, als das unſeelige Schreiben; und meinen litterariſchen Fleiß kennen Euer Durchlaucht; er iſt nicht Zwang in mir, ſondern unentbehrliche Naturneigung. Mein leidiger Ruhm, der mir jetzt nur in der Correſpondenz (inſonderheit auch bei den ſo häufigen Anfragen junger Leute, die ſich genannt und ungenannt zutrauensvoll an mich wenden) unnöthiges Geld koſtet, würde der Univerſität nützlich, indem er wahrſcheinlich eine Menge junger Leute dahin zöge; und mein Amt würde ich mit neuer Jugendluſt und aller Treue verwalten. Grießbach ließe ich, wie billig, den Vorgang, weil er in der Facultät der ältere Profeſſor iſt, und würde mit ihm, da er ein verſtändiger, gutmüthiger Mann iſt und wir auf keine Weiſe in Colliſion kämen, ſehr wohl harmoniren. Alle unnöthigen Katzbalgereien hieſelbſt, die mir doch am Ende mein Leben abfreſſen, hörten auf, und das Conſiſtorium würde ſogleich mit dem höchſten Ruhm von mir reden, ſobald ich nur in Jena reſidirte; denn der lächerliche Wahn, als ob ich jemand von ihnen verdrängen, oder es ihnen an Weisheit zuvor thun wollte, wäre damit gehoben. Ich lebte friſch auf, und würde nützlicher, als ich es jetzt bei meinen übermäßigen Amtsgeſchäften bin. Bekäme ich, wie es häufig gewöhnlich iſt, nebſt der ordentlichen theologiſchen Stelle, auch einen außerordentlichen Sitz in der philoſophiſchen Facultät; ſo könnte ich, nach Erforderniß und Bequemlichkeit, neben hin Alles lehren, ohne welches die Theologie ſelbſt nichts iſt, Sprachen, Wiſſenſchaften, Geſchmack und Geſchichte; wodurch, wie ich gewiß weiß, unglaublich viel Gutes in die Welt käme. Dieß wäre, gnädigſter Herr, eine wirkliche Verbeſſerung für mich, für meine Seele und für meinen Körper, für dies Land, deſſen jungen Anwuchs ich bildete, und für die Univerſität, endlich auch für mein Hausweſen. Denn nun ließe ſich ein neues füglicheres Arrangement machen,

was und wie viel ich neben dem Professorat von meiner jetzigen Besoldung behielte, für die Dienste, die ich noch ferner in Weimar zu thun habe, wobei denn Euer Durchlaucht nichts zur Last fallen dürfte. Die übrigen Nutritoren werden hoffentlich gegen mich nichts einzuwenden haben.

Euer Durchlaucht verzeihen, daß ich Ihnen einen langen Traum vorlege, der im Grunde noch auf einem Nichts beruhet. Bleibt Döderlein: so war es ein Traum, den ich nur Euer Durchlaucht erzählt haben möchte: denn im Grunde würde sich, wenn ich Professor würde, mancher, insonderheit Göttingen wundern, das sich um mich zu 3, 4 wiederholten Malen eine Mühe gegeben hat, die wohl einzig in ihrer Art ist, wenn ich sie nur Lust hätte zu erzählen. Vor der Hand, bester gnädigster Herr, bitte ich um das einzige Resultat, meine Verbesserung aufzuschieben; ich küsse und ehre den vorsorgenden Gedanken, als ob er das goldenste Geschenk wäre.

In treuester Liebe und Ehrerbietung beharrend

Euer Herzogl. Durchlaucht

unterthänigster

Herder.

Weimar den 26. Febr. 1788.

Durchlauchtigster Herzog

Gnädigster Fürst und Herr!

Erlauben Euer Herzogl. Durchlaucht, daß ich für die gestrige wirklich gnädige, theilnehmende und verständige Unterredung Euer Durchlaucht auf's lebhafteste danke. Sie hat mich in manchem Betracht von einem Wust alter böser Eindrücke langer fataler Verhältnisse, den ich schweigend an mir trug, da ich ihn niemand zeigen konnte und mochte, zum Theil schon erleichtert, und auf der andern Seite hat sie mir den Vorsatz

eingeflößt, alles Alte zu vergeſſen und friſch anzufangen, als ob ich eben jetzt hier einträfe. Haben Euer Durchlaucht alſo auch die Gnade, ich bitte inſtändigſt, vor der Hand meinetwegen keine Veränderung vorzunehmen; mir ſcheint alles dazu noch nicht reif, und entweder wird ſich's ändern, oder die Zeit wird's reifen. Laſſen Euer Herzogl. Durchlaucht mich hierin keine Fehlbitte thun: denn ich könnte den Gedanken nicht ertragen, hiezu ohne meine Schuld die Veranlaſſung gegeben zu haben; ich habe, geſtärkt vom Zutrauen zu Euer Durchlaucht Gnade, Maasregeln genommen, die ohne Zänkereien auf dem friedlichen Wege es noch einmal von neuem verſuchen ſollen, wie weit ſich gelangen läßt, und die Zeit wird ſodann mehr entwickeln. Verzeihen Euer Durchlaucht auch die Wärme, mit der ich geſtern zuweilen ſprach, auf's beſte; jeder Menſch hat einen kranken Theil ſeines Weſens, deſſen Berührung ihm wehe thut; geſtern traf es gerade den meinen. Ich habe indeſſen kein Wort, den Dank und die Hochachtung auszudrücken, den ich gegen Euer Durchlaucht für dies ganze Geſpräch hege; ein ſolches Geſpräch von einem Landesherrn, blos mit Vernunft, Güte und Billigkeit geführt, iſt gewiß ſelten und einzig. Ich werde ſeinen Eindruck bewahren, ſo lange ich kann, und Euer Durchlaucht nach einiger Zeit weitere Rechenſchaft geben. In tiefſter Dankbarkeit und Ehrerbietung beharrend

Euer Herzogl. Durchlaucht

unterthänigſter
Herder.

Weimar den 28. Febr. 1788.

Durchlauchtigſter Herzog,
Gnädigſter Fürſt und Herr!

Mit innigſter Beſchämung und Rührung ſtatte ich Euer Herzoglichen Durchlaucht den tiefſten Dank für die Gnade ab,

die ich ebenſo unverdient empfange, als Euer Durchlaucht mir ſolche huldreichſt ſchenken. Der Himmel gebe, daß ich mein ſchweres Herz durch das glückliche Gefühl erleichtere, Euer Durchlaucht durch Beweiſe meiner unterthänigſten Treue die Dankbarkeit zeigen zu können, die meine Seele fühlet.

Seit acht Tagen habe ich auf einen Augenblick gehofft, Euer Durchlaucht eine Eröffnung zu thun, die zwar eigentlich nur eine Privatangelegenheit iſt, die mich aber doch beunruhiget, bis ich ſie Euer Durchlaucht eröffnet habe. Haben Euer Durchlaucht die Gnade, mir eine müſſige Minute zu beſtimmen, da ich vor Ihnen erſcheinen darf.

Im Gefühl der innigſten Dankbarkeit und Treue verharrend

Euer Herzogl. Durchlaucht

unterthänigſter
Herder.

Weimar den 20. März 1788.

Euer Herzogl. Durchlaucht

überreiche ich gnädigſt befohlnermaaßen die Beſcheinigung des goldenen Sphynx mit dem erkenntlichſten, gefühlvolleſten Danke.

Von der Idee Euer Herzogl. Durchlaucht hat Knebel mir, da er eben in den Otto von Wittelsbach eilte, vorerſt nur ein flüchtiges Wort geſagt. Ich werde weiter mit ihm ſprechen und Euer Durchlaucht Rechenſchaft geben.

In tiefſter Ehrerbietung beharrend

Euer Herzogl. Durchlaucht

unterthänigſter
Herder.

Weimar den 2. Apr. 1788.

(Einige Tage ſpäter.)

Gnädigſter, beſter Herr!

Es iſt doch wirklich ſchön, ein Fürſt zu ſeyn, um durch überlegende Güte Andern und ſo Vielen, Freude machen zu können, und das Gefühl, ſolche verſchafft zu haben, iſt wohl die ſüßeſte Belohnung, die ein Sterblicher genießen kann. Nehmen Euer Durchlaucht nochmals den innigſten Dank für Ihr ſeltenes und einziges Wohlwollen gegen Goethe und für alle das Gute an, das Sie ausführen, oder im Sinne haben. Die blühenden Jahre, in denen Euer Durchlaucht ſind, und in denen ſonſt ſo ſelten ſich reife Erfahrung mit Güte des Herzens und Lebhaftigkeit des Verſtandes vereinigen, zeigen Ihnen und uns allen frohe Ausſichten zum Genuß deſſen, was Sie erſtreben, wollen und wünſchen. Ich danke Euer Durchlaucht für die Mittheilung des Briefes, der mich in einen ſonderbaren Zuſtand der Dankbarkeit geſetzt hat, und empfehle mich Euer Durchlaucht Güte und Gnade.

Herder.

(Anf. Apr. 1788.)

Durchlauchtigſter Herzog!

Hier iſt Goethe's Brief *); ich darf die Bitte nicht hinzufügen, daß Euer Durchlaucht ihn in meine Seele zu leſen die Gnade haben. Man ſpricht doch zu Jedem individuell, inſonderheit wenn man unverholen zu einander redet. Doch das wiſſen Euer Durchlaucht ſo gut als ich, und es iſt Thorheit, daß ich's ſchreibe. Leben Euer Durchlaucht auf's herzlichſte wohl.

Herder.

*) Aus Rom.

(Anfangs Apr. 1788.)

Euer Herzogl. Durchlaucht

danke ich für Mittheilung des beikommenden Briefes unterthänigſt. Er freuet mich ſehr, Euer Durchlaucht haben dem Tramontaner *) (denn warum ſollten wir ihn nicht auch ſo nennen, da die Römer uns ſo zu nennen belieben) eine gute Laune eingehaucht, die ihm wie ein fröhlicher Vogel der Rückkehr geweſen zu ſeyn ſcheint. Der nachfolgende Brief, den er in 8, 14 Tagen hat, wird's noch mehr ſeyn; und ich freue mich, aus den Indicien auch dieſes Schreibens, daß E. D. ihn ſo gut divinirt haben. Er wird ſeine Oſtern auf dem Rückſprunge ſonderbar feiern.

Leben E. D. auf's beſte wohl, und Alles gehe Ihnen nach Wunſch, was Sie beginnen.

Herder.

Aſchersleben den 21. April 88.

Es iſt mir lieb, daß Sie mir das Dahlbergiſche Schreiben zuſchickten; ich hätte dieſen guten Menſchen ſonſt ganz vergeſſen. An Ihrem Verluſt **) nehme ich herzlichen Antheil, ich habe dergleichen Unweſen auch erlitten, und es iſt immer das Gefühl, welches die Erde haben müßte, wenn ſie Nerven hätte und wenn man aus ihrem Schooß eine Pflanze reißt. Der Theil älterliche Liebe, welchen das verblichene Kind beſaß, fällt als ein Erbtheil den überbleibenden zu; und ſie gewinnen an der Erbſchaft; mögen dieſe zu Ihrer beider Freude Ihnen dankbar wieder vergelten, was Sie auf ſie übertragen.

Ich bin hier ſehr zufrieden; das centauriſche Leben die eine Hälfte des Tages, das menſchliche die andere Hälfte hindurch,

*) Goethe.

**) Herder hatte ein Kind, Alfred, verloren.

amalgamiren ſich ſo artig bei mir, daß ich wirklich Wohlſeyn empfinde. Sollte es ja nicht anders ſeyn, und ich mußte meinen neuen Stand erwählen, ſo war es großes Glück für mich, daß ich es ſo ſpät that; ich handle jetzt mit Ruhe, und genieße ohne Hetze, was aus meinem Soldatenhandwerk in meine Exiſtenz paßt. Leben Sie wohl, ſammlen und theilen neue Ideen mit. Grüßen Sie mir Ihre Frau.

E. A. HzS.

Gnädigſter, beſter Herr!

Die Inlage empfing ich ſo unvermuthet, als ob ſie mir vom Himmel zugefallen wäre; in einem Zuſtande, in welchem mich der Inhalt derſelben eben ſo erfreuete, als betäubte.

Ich habe mit der geſtrigen Poſt geantwortet, nnd den kleinen Dalberg gebeten, ſich über das Wie? Wo? und Wann? etwas näher zu erklären.

Das Weitere müſſen Euer Durchlaucht zu ſeiner Zeit beantworten, und ich verſpreche mir eine gute gnädige Antwort.

Ew. Durchlaucht Wohlbefinden als Halbgott zu Roß und als Menſch zu Fuß freuet mich ſehr: ich wünſchte, daß unter andern Neuigkeiten des Ritter und Leibarztes Zimmermanns Geſpräche mit dem Könige Ihnen in die Hand fielen; ich habe ſie nicht geſehen; man macht ja aber ein erſchreckliches Aufheben von ihnen.

Ich wünſche Euer Durchlaucht das beſte Wohlſeyn von innen und von außen.

E. H. D.

unterthänigſter
Herder.

Weimar 26. April 1788.

Aſchersleben den 28. April 1788.

Der Antrag *), den die Beylage Ihres Briefes enthielt, überraſchte mich ſehr angenehm; ſchon lange wünſchte ich eine gute annehmbare Gelegenheit, die Ihnen den Vortheil verſchaffen könnte, Ihre Atmoſphäre zu erfriſchen, welche hinter dem hohen Schieferdache der Stadtkirche zuſammengepreßt werden mag. Der Vorſchlag des kleinen Dahlbergs iſt mir um deſto willkommner, da ich vermuthe, daß er die nothwendigen Einrichtungen ſo treffen wird, daß Sie gewiß kein Hinderniß finden werden, mit ihm die Reiſe nach dem gelobten Lande zu thun, und ſeine Geſellſchaft von der Art iſt, daß ſolche für Sie gewiß nicht die mindeſte Beſchwerlichkeit haben kann, ſondern fähig iſt, Ihnen vielerley Annehmlichkeiten zu gewähren. Ich wünſche Ihnen recht herzlich Glück zu dieſem angenehmen Zufalle, und werde mich recht herzlich freuen, Sie mit Ihrem Eſopiſchen **) Reiſegefährten in den Wagen ſteigen zu ſehen und auf dem Wege zu wiſſen, welcher Sie gerade zur erquickenden Quelle führen ſoll.

Der Schwager Chronos (Goethe brauchte ihn einmal zum Poſtillon) iſt doch im Grunde ein guter Fuhrmann, der ſeine Paſſagiers zu beurtheilen weiß und führt ſie, wenn ſie auch zuweilen auf ſeinem Poſtwagen vor Stößen geflucht oder zu anderer Zeit vor Langſamfahren gegähnt haben, doch endlich auf die Straßen, die ihnen angemeſſen und erwünſcht ſind. Selten verfehlt er ganz des Wegs, wenn er Reiſende bedient, die ſeiner Aufmerkſamkeit würdig ſind. Aber auch ein Trinkgeld für ihn; das Beſte iſt gewiß harren und vertrauen auf ſeine Geſchicklichkeit. Glück zu!

---

*) Ein Brief des Freiherrn von Dalberg, welcher Herdern einlud, eine Reiſe nach Italien mit ihm zu machen.

**) Dalberg war verwachſen.

Dem kleinen Dahlberg ſchrieb ich vor ein Paar Tagen; es ſollte mir leid ſeyn, den guten kleinen Menſchen nicht zu ſehen. Wenn das Wo? Wie? und Wann? beſtimmt iſt, ſo ſchreiben Sie mir die Einrichtung deſſelben. Daß Sie Ihre Abweſenheit nach Ihrem Gefallen einrichten können, verſteht ſich von ſelbſt.

Ritter und Leibarzt Zimmermann's Geſpräche ſind noch nicht in meine Hände gerathen; recenſirt fand ich ſie in der Berliner Zeitung; heute will ich nach Berlin ſchreiben laſſen, um ſie zu bekommen, dann haben Sie ſolche auch. Grüßen Sie mir Frau und Kinder, und leben Sie recht wohl.

Carl Auguſt, HzS.

Ich weiß nicht ob es Ihnen angenehm ſeyn könnte, dieſen Nachmittag noch einmal zu uns zu kommen, und einen Seegen zu empfangen, den Sie zwar nicht bedürfen, da Ihre Humanität Ihnen den Boden des Erdenrundes überall glücklich betreten wird laſſen, welcher aber nur als überflüſſige Victualien und zur Bequemlichkeit eines Frühſtücks beigepackt kann werden *).

C. A. HzS.

Von Euer Herzoglichen Durchlaucht nehme den mir zugeſchriebenen Seegen auf's Dankbarſte an und wünſche Euer Durchlaucht geſund und fröhlich wieder zu ſehen. Ich danke Euer Durchlaucht nochmals wie für ſo manche andre, ſo auch für die Gnade, dieſe Reiſe thun zu können, und nehme davon das erkenntlichſte Gefühl, das mich allenthalben begleiten wird, mit mir. Leben Euer Durchlaucht mit den Ihrigen wohl und gönnen mir auch in der Abweſenheit Ihre Gnade.

Herder.

W. d. 5. Auguſt 1788.

---

*) Am Tage vor Herders Abreiſe nach Italien geſchrieben.

Rom den 29. Nov. 1788.

Euer Herzogl. Durchlaucht verzeihen gnädigſt, daß ich erſt nach einem Vierteljahre, ſeit ich in Italien bin, ein Zeichen des Lebens von mir gebe; es iſt dies etwas ſpäter als die Kinder im Mutterleibe zu thun pflegen; aber ich bin ein altes Kind, und hatte fürwahr längere Zeit nöthig. Meine Reiſe in Deutſchland war ſehr angenehm, alles ging mir auf derſelben nach Wunſch und Hoffnung; nachher änderten ſich manche Umſtände, auch drängten ſich ſo viele Gegenſtände neu auf mich, daß Ein Monat nach dem andern verging, ehe ich zur Sprache kommen konnte. Endlich glaube ich weit genug zu ſeyn, um Eurer Durchlaucht mit einiger Reiſe ſchreiben zu können, wie es hier iſt, denn ein leerer Brief voll Höflichkeiten wäre ſo wenig der Erwartung E. D. als des Poſtgeldes werth geweſen.

Auf unſerer Reiſe in Italien haben wir den Weg über Verona, Ancona, Loretto, Terni u. ſ. genommen. Es ſind weniger Merkwürdigkeiten auf dieſer Straße, als auf der andern; indeſſen ſind das Amphitheater und Muſeum in Verona, das Ufer des Adriatiſchen Meeres, an welchem unſer Weg lange fortging, die Handelsplätze des päpſtlichen Gebiets Sinigaglia und Ancona, die reiche Toilette der h. Jungfrau zu Loretto, der prächtige und in ſeiner Art einzige Waſſerfall zu Terni, einige Alterthümer und Gemälde dieſer Gegenden ungerechnet, unter denen auch 2, 3 Raphaels waren, nebſt dem ganzen ſchönen Thal vor Spoleto, dem ſchönſten in den Appenninen, der Aufmerkſamkeit wohl werth. Die andern Städte der Lombardei, Florenz und Bologna, ſind mir auf meine Rückreiſe aufgeſpart, zu welcher die Götter mir gute Vögel ſenden wollen, und wie ich hoffe, ſenden werden.

Nun waren wir alſo in der alten Hauptſtadt der Welt und wohl verdient ſie dieſen Namen mit allen Reſten, die der Seele immer neue Fäden der Erinnerung knüpfen, zu deren

Entwickelung lange Zeit gehöret. Der Anblick deſſen, was die Stadt ſelbſt war, wo ſich der römiſche Staat entſpann und wo jene Wölfin die beiden Fündlinge ſäugte, alle die Plätze, wo Schlachten geliefert, geredet, berathſchlagt, geurtheilt, gewütet, gemordet, geſpielt, gebadet und tauſend andres tolles Zeug getrieben wurde, das denn inſonderheit die Herren Kaiſer auf die unverſchämtſte Weiſe trieben, geben der Seele, wo nicht neue, ſo doch friſche und wahrere Bilder über alles, was man von ihnen geleſen und gehört hat. Ich wollte, ich hätte Rom geſehen, ehe ich den 3. Theil meiner Ideen ſchrieb; indeſſen auch jetzt iſt von allen dieſen Eindrücken und Rectificationen nichts, wie ich hoffe, für mich zu ſpät, und ich habe auf manchem Spaziergange von ein paar Stunden mehr gelernt, als ich durch das Leſen von hundert Büchern je würde gelernt haben. Auch Tivoli (das alte Tibur), Fraskati, Velletri habe ich geſehen und hoffe die erſten mit dem Anfang des Frühlings wieder ſehen zu können, wodurch ſich denn Horaz und manche andre Stellen der römiſchen Geſchichte recht verklären.

Den ſchönſten Anblick indeſſen von dem, was das alte Rom zeigt, gewähren die Denkmale, die dieſe Räuber der Welt zuſammengeſchleppt hatten, ſo viel deren nemlich die alte Mutter Erde in ihrem Schooß verborgen und aufbewahrt hat: denn der größte Theil iſt wohl zerſtört oder liegt unter der Erde, oder im Schlamm der Tiber. Da muß ich denn nun E. D. bekennen, daß die Schätze der Kunſtwerke im Clementino, auf dem Capitol, in der Villa Borgheſe, Albani, Giuſtiniani u. ſ. f. für mich gerade das Reizendſte ſind, was Rom hat, alle Zeichen und Wunder Raphael's ſelbſt nicht ausgenommen. Die Seele bekommt unter dieſen Denkmalen Formen der Wahrheit und Schönheit, des Anſtandes und der Bildung allgemeiner Begriffe, die ſie vorher nicht hatte und ſonſt nirgend in der Welt erlangen kann. Verleihe mir die Muſe auch einige der-

ſelben; ſie aber in Worten wiederzugeben iſt äußerſt ſchwer, ja oft unmöglich.

Da ferner alle Bildung chriſtlicher Inſtitute und Formen, die faſt 2000 Jahr hin Europa beherrſcht haben, von Rom ausgegangen iſt, ſo iſt auch dies ein ſehr reicher, obgleich nicht ſo angenehmer Gegenſtand, der ſich hier in tauſend Erinnerungen darbeut. Hier ſtehen noch die älteſten chriſtlichen Kirchen von Konſtantin's Zeiten an, hier ſieht man den Cultus in ſeiner alten Geſtalt, wie ihn Rom allmälig ausdachte, da alle andern Länder ihn nur in verdorbenen Abdrücken zeigen; hundert Sachen der Kirchen- und Ketzer-Geſchichte erklären ſich von ſelbſt, ſobald man Rom und das Oberhaupt deſſelben, ſammt ſeinen Mithelfern und dem Volk, auf welches ſie am nächſten zu wirken hatten, kennet. Und da die Geſchichte der neueren ſchönſten Kunſt durch Raphael, Michael-Angelo u. ſ. faſt ganz aus Rom ausgegangen und dieſe Stadt ſo glücklich geweſen iſt, die beſten Werke faſt aller großen Künſtler entweder zu beſitzen, oder ſich doch viele Meiſter mit einem Theil ihrer Arbeiten zuzueignen, wenn jene ihr auch nicht gehörten; ſo wird die Seele von ſelbſt dahin gezogen, hier und in Florenz die Wiege der neuern ſchönen Kunſt zu finden und zu unterſuchen, woher dies Knäblein oder Mägdlein nicht zur Vollkommenheit und Schönheit ihrer alten unſterblichen Mutter gelangt iſt. Zu dieſer Unterſuchung iſt indeſſen auch Florenz, Bologna, Venedig, Parma, Mailand nöthig, und ſie fordert mehr Kunſtſinn, Muße und Bequemlichkeit, als ich habe oder in meinem Alter und unter meinen Umſtänden genießen kann. Mit der Geſchichte vieler Wiſſenſchaften, die aus Italien gekommen ſind, iſt's ein Gleiches. Endlich iſt das Theater der Römiſchen Welt an ſich ſchon auf eine Zeit das Sehenswürdigſte, was ſich denken läßt; es iſt der Hof eines Kloſters, in welches Fäden aus der ganzen chriſtlichen Welt gehen und das ſich noch auf dem Felſen dünkt, den die Pforten der Hölle nie überwältigen ſollen. Je-

der nähere Anblick dieſer Maſchiene und ihrer Werkzeuge iſt lehrend, und was auch immer das Reſultat ſeyn mag, es iſt gut, das Alles geſehen zu haben, ob ich gleich nicht darein verflochten zu ſeyn wünſchte. Selbſt das Römiſche Theater mit ſeinen caſtrirten Donne gehört zu dieſer Kloſterzucht und wird deshalb in ſeiner Art einzig — auf eine Zeit.

Das, gnädigſter Herr, iſt der Abgrund, in den ich mich, ſeit ich in Rom bin, geſenkt fühle; was für Reſultate aus dieſen Eindrücken erwachſen, weiß ich noch ſelbſt nicht; genug, ich ſehe und lerne kennen, wozu ſich mir die Gelegenheit darbeut. Seit dem November, da die Villegiatur aufgehört hat, gehört auch die Römiſche große Welt dazu, in der ich gar, blos um der Kürze der Formel willen, für den Vescovo di Weimar gelte. E. D. können mir alſo künftig keinen geringern Titel geben, als den mir die Hauptſtadt der chriſtlichen Welt mit tauſend Complimenten giebt: denn ich paſſire hier für einen ſehr großen Gelehrten. Ich beſcheide mich indeſſen gern, daß es nur ein erborgtes Licht iſt, das mir blos die Gegenwart Ihrer Frau Mutter gegeben hat und giebt; ich bin alſo in meinem Leben nie demüthiger geweſen, als ich in Rom bin und wünſche, daß ich ſchon in Neapel oder Florenz wäre.

Ihre Durchlaucht die Herzoginn Mutter genießt hier alle ausgezeichnete, ich möchte ſagen, Königliche Ehre, Sie iſt vorigen Sonntag dem Pabſt vorgeſtellt worden und iſt mit der Aufnahme ſehr zufrieden. Der Cardinal Bernie und der Card. Staatsſecretair wetteifern ihr den Aufenthalt theils anſtändig, theils ſo ruhig zu machen, als es der Zweck ihrer Reiſe fodert, und mit der nächſten Woche, hoffe ich, ſollen manche beſchwerliche Ceremonien zu Ende ſeyn. Ihre Geſundheit iſt ſehr gut, und die Sachen in Rom ſiehet ſie mit einem Intereſſe und einer Richtigkeit, wie ich's, die Wahrheit zu ſagen, nicht geglaubt

hätte. Geht alles ſo gut, wie bisher, ſo wird ſie ſich ihrer Reiſe ſo angenehm und mit Nutzen erinnern.

Und nun, gnädigſter Herr, da eben das Papier zu Ende geht, möchte ich den Brief noch anfangen und E. D. nicht nur für die gnädige Erlaubniß zur Reiſe, ſondern auch für Ihre innere Theilnehmung an derſelben auf's beſte danken. Körperliches Vergnügen, weiche Bequemlichkeit und Anmuth hat bisher für mich dieſe Reiſe wenig oder nichts gehabt; vielmehr habe ich in meinem ganzen Leben nie unbequemer und unbehaglicher gelebt, als ich hier lebe; ſelbſt das geiſtige Vergnügen muß in Rom und in Italien mit mehr Mühe erkauft werden, als manches derſelben werth iſt. Noch weniger mag ich an meine Jahre und an die Umſtände denken, die mich dort wieder erwarten; ich bin indeſſen einmal darin und habe gefunden, daß ſich aus allem Gewinn ziehen läßt, wenn es auch nur der wäre, daß man den Kreis, zu dem man gehört, um ſo lieber gewinnen lernt, und nachdem man alle Herrlichkeiten der Welt geſehen hat, zufrieden in ſeine Hütte zurückkehret. Sehr oft denke ich unter dieſen Empfindungen an E. D. zurück und küſſe Sie in Gedanken. Leben Sie wohl und geſund, gnädigſter Herr, und erhalten mir Ihr Wohlwollen und Ihre mir innigſt ſchätzbare Gnade. Ihrer Frau Gemahlin wünſche ich ein Gleiches und empfehle mich unterthänigſt in treuer Liebe und Ehrerbietung beharrend

Euer Herzoglichen Durchlaucht

unterthänigſter

Herder.

W. den 24. December 1788.

Ihren Brief vom 29. Novbr. lieber Freund, erhielt ich am 21. dieſes. So ſehr man ſich hier zu Lande in die Genüße zu verſetzen vermag, welche Sie umgeben, ſo wenig kann man ſich

gewiß bei Ihnen den leidenden Ungenuß ſinnlich fühlbar machen, der uns der ſchönſten Rechte der Menſchheit beraubt: der Winter iſt nehmlich mit der Hälfte vorigen Monats ſo wüthend eingetreten, daß blos Nothwendigkeit einen Einwohner unſers vernachläſſigten Himmelsſtrichs es konnte erdulden heißen, was er beym Gebrauche der freyen Luft aushalten mußte. Ein unmäßiger Schnee nahm vollends der Landſchaft, die ſonſten bei dürrem Froſte Reize behält, alle Mannichfaltigkeit; endlich geſellt ſich noch zu allen dieſen Unformen ein Thauwetter hinzu, welches dieſe Nacht mit abſcheulicher Gewaltſamkeit eintrat und uns in ein Meer von Koth und zerfloſſenen Salzen taucht. Die Natur behandelt uns gewaltig in's Ganze, wenig einzelne Sorgfalt zeigt ſich, welche ſie zu unſerer Erhaltung anwendet. Von allen Theilen des menſchlichen Körpers, welche zur Bildung eines Kunſtſtücks anwendbar ſind, hat uns in unſerm kunſtloſen Lande das Schickſal blos die Zunge gelöſet; denn die Productionen der Hände und Finger fallen täglich ärmlicher aus; das Organ der Sprache iſt auch das einzige, durch welches wir uns Troſt mittheilen und welches unſere Exiſtenz von der der Bäume und Pflanzen unterſcheidet, die duldend ihre Keime in die Schaale und Rinde verſchließen. Ein Gaſt, den wir ſeit einiger Zeit hier beſitzen, der Profeſſor Moritz, trägt das Seinige bey; ſein ſcharfes Spähen und die ſeltſame und eigene Art, ſeine Entdeckungen einzuwickeln, um ſie wieder zu zerlegen, erweckt neue Gedanken und giebt Beluſtigung. Knebel hat das Glück, das Ungemach der Jahreszeit über den Zorn zu vergeſſen, welchen bei ihm die Heyrath des Kammerherrn von W . . . . . mit der mittelſten Fräulein von Z . . . . . erweckt. Goethe lebt von den Renten ſeines großen Kapitals, welches ſo ſicher zu ſtehen ſcheint, daß keine äußeren Zufälle oder Mängel ihm Furcht für Schwächung deſſelben einflößen können. Meine Frau iſt in ihrem Zuſtande wohler und vergnügter, als ich ſie je in einer ſolchen Lage

kannte; die Kinder wachſen einfach und ohne Uebel heran. Die Ihrigen ſpielen treulich mit meinem Sohne die Exiſtenz hinweg.

Leicht kann ich mir es vorſtellen, wie es ohnmöglich ſcheinen muß, irgend ein paſſendes Wort und eine viel einſchließende Sylbe zu articuliren, welche irgend einen Begriff deutlich ausdrücken ſoll, den die Gegenwart irgend einer Bildung des Alterthums ſo lichtſchnell in die Seele drückt; ich glaube, daß man die Sprache jener Kunſtwerke ohne Wörterbuch mit einer Leichtigkeit verſtehen kann, daß es einen dünkt, man habe den Gedanken ſelbſt geſchaffen; mit verhältnißmäßiger Langſamkeit kann aber auch dieſer gefühlte Eindruck zum lautenden Worte werden, vielleicht erſtickt er gar in der Geburt. Deswegen kömmt mir das Stummſeyn dererjenigen, welche in der Nähe der nie wiederkehrenden Göttergeſchlechter ſind, ſo natürlich vor. Ich freue mich darauf zu erfahren, welches Sie für die Urſachen halten, die es denen jetzt lebenden Geſchlechtern verbieten, die Muſter der Kunſt auch nur zu copiren. Die Erſcheinung iſt doch wunderbar, weniger aber das Nicht-Imponiren der Römiſch-kirchlichen Gebräuche auf Ihren Geiſt. Ich dächte, dieſe müßten einem an Wahrheit gewöhnten und gereiften Manne ekelhaft und ärgerlich werden. Ihr ſehr grau beleuchtetes Vescovato hat ſich ſehr aufgeheitert, da neulich unter andern Moritz einem der Schul-Collegen hier (Schwaben) erzählte, Sie hätten der hieſigen Schulen in Rom gegen ihn erwähnt; es iſt rührend zu ſehen, wie jetzt bei verſchiedenen Gelegenheiten die Liebe und das Vertrauen Ihrer Untergebenen ſich öffentlich zeigt und ausdrückt.

Die politiſche Lage der Staaten, obgleich ſie kraus genug ausſieht, läßt doch denenjenigen, die die inneren Zuſammenhänge etwas genauer, als der gemeine Haufen kennen, hoffen, daß wir Ruhe behalten und keinen alles unterbrechenden Krieg bekommen werden. Das Glück erſetzt, was oft die Vorſicht und

genaue Berechnung unterläßt. Bei Ihrer Rückkunft erwartet Sie die Geschichte der Regierung des verstorbenen Königs in Preußen, von ihm selbst beschrieben; dieses Buch gewährt Ihnen gewiß große Zufriedenheit.

Leben Sie wohl, lieber Freund, und erinnern Sich der Zurückgelassenen eben so gerne, als wie diese Ihrer mit Liebe und treuer Anhänglichkeit denken.

C. A. HzS.

Durchlauchtigster Herzog,
Gnädigster Fürst und Herr,

Euer Herzoglichen Durchlaucht habe hiermit meine gesunde Rückkehr nach Weimar unterthänigst anzeigen und zugleich für die gnädigsten Anerbietungen danken wollen, deren Nachricht mir auf der Rückreise zukam. Es war mir unmöglich, dafür mit einiger Bestimmtheit während meiner schnellen überhäuften Reise zu danken, wie es mir auch in dieser ersten Betäubung, wo alles auf mich zustürmet, bisher unmöglich gewesen; es soll und muß aber meine erste Arbeit seyn, weil von dem gnädigen Entschluß, den Euer Herzogl. Durchlaucht darüber zu nehmen geruhen, meine Ruhe und Situation abhängt. Vor jetzt nehmen E. D. meinen reinsten Dank an für Ihre zuvorkommende Gnade, die keine wärmere Erkenntlichkeit finden kann, als in meiner Seele. Die Herzogin Mutter habe ich gesund und vergnügt verlassen; die Kälte in Deutschland würde für sie in Neapel wahrscheinlich eine sehr angenehme Kühle seyn. So ist für mich auch dieser Traum zu Ende, und ich fühle es noch in allen Gliedern der Seele, daß von Rom, das ich den 15. Mai verließ, bis Weimar, wo ich den 9. Juli ankam, mit allem, was zwischenlag, ein großer Sprung sei.

Kommen E. D. gesund und glücklich zu uns zurück aus Ihren Thüringer Wäldern, wo ich vom 7. auf den 8. Juli

kaum eine Viertelſtunde entfernt von Ihnen übernachtet habe und bringen mir Ihre alte Liebe und Gnade freundlich mit. Ich verharre in tiefſter Ehrerbietung

Euer Herzoglichen Durchlaucht

unterthänigſter

Herder.

Weimar den 12. Juli 89.

An den Herzog Carl Auguſt.

Den 3. September 1791.

Jahre nach Jahren entfliehn; die ſchönſte Beute des Lebens
Laſſen dem Glücklichen ſie, wenn ſie entfliehen, zurück,
Einen geläuterten Geiſt, der ſich und Andern vertrauend,
Weiſe der Zeiten genießt, weiſe die Zeiten beherrſcht.
Fürſt! Dein Genius müſſe Dir ſelbſt im Stillen es ſagen,
Daß Du am heutigen Tag' Einer der Glücklichen biſt.

Herder.

Im Lager vor Maynz den 14. Juny 1793.

Die Muſe auf dem Zodiacus iſt glücklich bei mir eingeritten und hat mich nicht in der humaneſten Beſchäftigung gefunden; indeſſen zweckt unſer Beſtreben ab, die fränkiſchen Unmenſchlichkeiten vom deutſchen Boden zu kehren, und das iſt ja auch wohl ein Beitrag zu Ihrem humanen Vorhaben, lieber Herder?

Ihr Buch *) hat mich ſehr gefreut und die harte Schaale etwas erweicht, die ſo viele Mühſeligkeiten und Verdruß nebſt allerhand wunderbaren Schauſpielen ſehr begreiflicher Weiſe

*) Der erſte Band der Briefe zur Beförderung der Humanität, deſſen Vignette die auf dem Zodiacus ſitzende Muſe der Geſchichte iſt.

über mein Sensorium gezogen hatten; haben Sie meinen beſten Dank dafür.

Laſſe uns das gute Glück bald die Zeit erleben, wo man nichts mehr zu thun hat, als ſicher und ungeſtört die Endzwecke eines jeden wohldenkenden Mannes erfüllen zu helfen.

Leben Sie wohl und ſeyn der beſtändigen Freundſchaft und Hochachtung desjenigen verſichert, den es freut, ſich nennen zu können

Ihr

treuer Freund
Carl Auguſt.

W. den 24. Febr. 94.

Für den 4. Theil der zerſtreuten Blätter und für die Ueberſendung der 2 theologiſchen Schriften ſage ich Ihnen meinen beſten Dank. Sie bezeigen mir auch warmen Antheil, den Sie an einer Veränderung nehmen wollen, die freylich meine irdiſche Reiſe vollkommen in 2 Theile ſchneidet; recht ſehr bitte ich das Schickſal, den letzten Tom ganz zu laſſen und nicht einen dritten daraus zu bilden: die Abſchnitte ſind keine Zeitpunkte der Annehmlichkeit.

Eine innerliche unwiderſtehliche Ueberzeugung, daß ich einen Abſchnitt machen müßte, zwang mich, einen Schritt zu begehen, den manche für inconſequent auslegen können. Mündlich einmal mehr darüber.

Beliebte Schriftſteller fühlen die Abſchnitte in ihrem Leben auf eine andere Art, als Menſchen, die blos den ſinnlichen Beſchäftigungen ſich geweihet haben; ſie ſind gewohnt, theilweiſe ihren Leſern Vergnügen und Nutzen zu gewähren, und verlängernd vermehren ſie dem Publico den Genuß. Leben Sie wohl.

Carl Auguſt.

Den 28. Febr. 1794.

Rechten herzlichen Dank, lieber Freund, daß Sie das Gute meines Willens nicht verkennen wollen und mir verſprechen, ihn da, wo es ſich thun läßt, anwenden zu helfen. Vermögen und Wollen kehrt Berge um; wie könnten wir nicht bey Ihren Kräften und bey meinem Willen einen Baum pflanzen, unter deſſen Schatten ſich Enkel, uns ehrend, über ihren beſſern Zuſtand freuten.

Das Vorgefühl dieſes iſt doch auch ein Genuß.

C. A. HzS.

Es war vor ein Paar Jahren die Frage, ob man Diejenigen, welche man zu Stadt- und Landgeiſtlichen braucht, nicht auf eine andere Art ſich an die Hand und zum Gebrauch ziehen könnte, als ſie auf Univerſitäten zu ſchicken, wo ſie nicht ſelten äußerſt verdorben wieder kommen und eine Menge Dinge lernen, die ſie in ihrem ſehr einfachen Beruf gar nicht anzuwenden wiſſen und die ihnen oft ſehr zur Laſt, moraliſch genommen, fallen. In der Hinterlaſſenſchaft des ſeel. General-Superintendent Schneider zu Eiſenach fand ſich beiliegender Aufſatz; erzeigen Sie mir den Gefallen, ihn durchzugehen und mir gelegentlich Ihre Meinung über die Idee ſelbſt und über die angegebenen Mittel der Ausführung mitzutheilen.

Carl Auguſt.

Ich ſtand noch in Erwartung, den bewußten Brief von Ihnen zu erhalten, denn ich wußte nicht, daß ich in deſſen Beſitz war, als ich alleweile Ihr Billet erhielt, in welchem Sie von dieſem Brief ſprechen. Wahrſcheinlich haben Sie ihn mir mit dem Virgil geſchickt, denn da ich meine Papiere durchſtörte, fand ich erſt das Scriptum zu unterſt, wo der Virgil gelegen

hatte. Verzeihen Sie meiner Nachläſſigkeit, jetzt werde ich erſt den Brief leſen. Knebeln muß es übel gehen, auch mir ſchrieb er eine Jeremiade.

Ihr Brief, den ich erſt jetzt geleſen habe, iſt ganz vortrefflich; ich ſchäme mich nur, das Anſehn gehabt zu haben, ſo ein ſchönes Werk wiſſentlich zu beſitzen ohne daß ich Ihnen meinen Dank und meine Freude an den Tag legte: er enthält alles, was ich wünſchte daß der König ausübte; nur das menſchliche Puppenſpiel iſt ihm in Friedenszeiten nöthig, damit er immer ein ſcharfes Schwerdt in Händen habe und ſolches geſchickt führen könne, wenn der Bruder des Großherzogs andere Grundſätze in Ausführung bringt, als wie die ſind, welche wir bei einem deutſchen Kayſer ſo nöthig brauchen.

Mit eheſten will ich die Weisheitslehren an den ſehr unweiſen Ort ſchicken; gebe das Glück, daß der gute Saame dort aufgehe.

Leben Sie wohl.

C. A. HzG.

Der heutige Tag ſcheint gutes Wetter mitzubringen; wenn Sie heute Vormittag nichts Sonderliches zu verſäumen hätten und einen Spatziergang machen möchten, ſo ſchlüge ich Ihnen wohl vor, zwiſchen 10—11 Uhr zu mir heraus in's neue Haus zu kommen; über mancherley Gegenſtände möchte ich Sie ſprechen.

C. A. HzS.

Ihre Gedanken über beyliegenden Gegenſtand treffen ſo ſehr mit meiner Beurtheilung der Sache überein, daß ich Sie erſuchen muß, die angebotenen ferneren Erläuterungen zu verfaſſen und ſie mir gelegentlich einzuſchicken.

Obwohlen ich ſehr unwiſſend in der ſogenannten kritiſchen Phi= oder Filoſofie bin, ſo habe ich doch durch Hörenſagen und Durchblättern von Aufſätzen dieſer Art einiges davon aufgeſchnappt, und ich kann nicht läugnen, daß mir vieles darin aufſtieß, das meine Ohren und meinen ſchlichten Verſtand beleidigte; bei jungen Leuten habe ich bemerkt und ſelbſt bey älteren, hauptſächlich bei Künſtlern, die Aeſthetik treiben; daß dieſe Wiſſenſchaft keinen geſunden Einfluß hatte, und hauptſächlich den Tact ſehr unfühlbar machte, indem er ihn zergliederte. Leben Sie wohl.

Carl Auguſt.

W. 19. Novbr. 1803.

Ihr Geſundheitszuſtand, wertheſter Herr Präſident, an welchem ich den lebhafteſten Antheil nehme, veranlaßt mich, Sie zu erſuchen, ſich eine Zeit lang von allen Dienſtgeſchäften zu befreyen. In der Hoffnung, daß Ihnen Ruhe und Zerſtreuung die nöthigen Kräfte wieder geben werden und daß Ihnen zu dieſem Behuf ein Urlaub angenehm ſeyn wird, ſo reſcribire ich an das Ober=Conſiſtorium in dieſer Angelegenheit und beſtimme Oſtern 1804 zu dem Termin, bis zu welchem Sie alle Ihre Zeit zu Ihrer Wiederherſtellung anwenden können. Herzlich wünſche ich Ihnen eine baldige Beſſerung. Leben Sie wohl.

Carl Auguſt, HzS.

Handbillets von Carl August an Herder.

Ich wünſche Glück zur Ankunft, zum Sohn, und zur Zufriedenheit, alles dreyes ſind erfüllte Hofnungen, die neue Hofnungen übrig laſſen; auch dieſe mögen erfüllt werden.

Carl August, HzS.

W. d. 15. Juny 1795.

Beykommende Schreiben enthalten eine Angelegenheit, die Ihnen bekannt zu ſeyn ſcheint. Es ſoll mir lieb ſeyn, wenn die Sache in der Stille abgethan, gut gemacht würde, und denen Leuten kein beſonderer Vorwurf darüber zum Nachtheil gereiche. Wenn das O. Conſiſt. das Factum ignorirt, ſo wird auch wohl dem Sander ſein Dienſt verbleiben können. Beſorgen Sie dieſes.

Carl August, HzS.

W. d. 8. Mai 1801.

Der G. R. Schmidt wird während meiner Abweſenheit, die bis zum 29. dieſes dauert, mit Ihnen bereden, ob Veränderungen in ihren geiſtlichen Dienſtverrichtungen ſich nöthig machen, wenn ich Ihnen die wirkl. Präſidentenſtelle des Ob. Conſiſtorii übertrage, welches erfolgen wird, ſobald ich wieder nach Hauſe komme; ich ſollte wohl nicht glauben, daß es nöthig wäre, etwas zu ändern.

Wegen Wiederbeſetzung der Stiftspredigerſtelle waren wir neulich einerlei Meinung.

In Anſehung des Projects mit Pfarrer Günther habe ich mit G. v. Egloffſtein, und dieſer hatte ſchon mit Günthern deßwegen geſprochen. Er glaubt, daß wenn Günther's Schwager, der Pfarrer aus Wormſtädt, Reimann, den Mattſtädter Dienſt bekäme, ſo bliebe unſere Kohlen-Gemeine gut beleitet. Wenn auch dieſes Ihre Abſicht iſt, ſo können Sie nur bey meiner Ankunft die nöthigen Vorſchläge deßhalben thun.

C. A.

Von einem gewiſſen Pistorius zu E. ſagten Sie mir Gutes, ſchickten mir auch einen Brief und eine Engl. Sprachlehre von ihm; er both ſich damals als Inſtructor bey den Kindern an, welches ich aber nicht annahm, und ihn ſchriftl. auf ſpätere Zeiten verwieß, für ſein Buch aber ihm dankte. Seitdem habe ich beyliegende zwey Briefe und meine Frau einen erhalten, den ich auch mit ſchicke: ich weiß gar nicht, was ich von dem Menſchen denken ſoll, er mag es recht gut meynen, aber ſeine Begriffe ſcheinen mir etwas verwirrt zu ſeyn.

C. A.

W. 18. 6. 2.

Ihnen, ſehr werther Herr Präſident, verſtatte ich den gebethenen ungemeſſenen Urlaub zum Behufe einer Cur, und wünſche von Herzen, daß Ihre Augen ſich beſſern mögen. Einige Sorgfalt, Schonung und zweckmäßige Mittel werden hoffentl. Ihrer guten Natur zu Hülfe kommen. Kommen Sie recht geſund und vergnügt wieder. Leben Sie wohl.

Carl Auguſt.

Ich habe eine erbärml. Balourdise gemacht. Ich bat Sie geſtern zu Tiſche, wurde heute Mittag hierher nach Tiefurth gebethen, weil der Stadthalter hier iſt, und vergaß, meiner Frau zu ſagen, daß Sie bey uns eſſen; dieſe ißet, weil Sie

faſt alleine war, da die Fremden bey Fritſchs eſſen, auf ihrer Stube. Sie mögten alſo niemanden Geſcheites bey Hofe finden, wenn Sie hin kämen. Verzeihen Sie meine gewaltige Zerſtreuung u. Vergeſſenheit, kommen aber dafür um 4 Uhr zu G. R. Fritſchs, wo ſich die ganze Geſellſchaft verſammelt, und bleiben dieſen Abend bey uns in Ettersburg. Leben Sie wohl.

C. A. HzS.

Herder.

Briefe an die durchlauchtigſte Herzogin Amalie.

I.

Ew. Durchlaucht empfangen die Briefe über die schönen Gegenden Frascati, Albano, Gandolfo, Tivoli u. s. w. mit dem unterthänigsten Danke wieder. Die Erinnerungen an jene holde Zaubereien sind wieder in mir geweckt; und ich wollte das Lesen dieser Blätter nicht mit meinem Schmerzensgefühle (das ich seither in reichem Maas ausgestanden habe), vermischen; deshalb kommen sie so spät wieder. Ich erwartete heitere Stunden.

Fahren Ew. Durchlaucht in diesem Umriß fort; er ist wie ein Sbozzo, in dem man zeitig genug diesen oder jenen Zug mehr bemerken oder auszeichnen kann; genug, wenn der erste Umriß rein da ist. Und der ist hier da, in jedem Wort, in jeder Zeile.

Einsiedel's Brief über Raphael lege gleichfalls bei. Ohne Zweifel werden Ew. Durchlaucht ihn nach Ihrer Weise stellen; die Materialien sind, wie wir alle wissen, wahr und gut; nur müßte von den andern Gemählden Raphael's in den Stanzen auch noch etwas gesagt werden.

Ich habe mir die Freiheit genommen, Ew. D. mit Legenden zu erbauen; ist die Wirkung erreicht? sind Sie eine Heilige worden? Ich wollte, daß ich ein Dominichino hätte seyn können, im Ausmahlen mancher Figuren.

Meine Frau empfielt sich Ew. Durchlaucht unterthänigst. In dankbarster Verehrung beharrend

Ew. Durchl.

unterthänigster

Herder.

Weimar, 15. März.

II.

Eben war ich, gnädigſte Herzogin, bei dem nochmaligen Leſen Ihrer heſperidiſchen Blätter, um dieſelben mit dem wärmſten Dank zurückzuſenden, als die Einladung zur Mittagstafel kam. So wirken die Geiſter.

Ich kann nichts als meine vorige Bitte wiederholen, mit Muth und Liebe fortzufahren. Ausmahlen läßt ſich hie und da immer, wenn der Umriß gezogen iſt und das Ganze daſteht. Die ſchon beigefügten Einſchaltungen ſind zweckmäſig und wahr; jede Zeile bringt uns auch wieder Willen die Sache und Gegend ſelbſt in's Gedächtniß. Man wandelt in Gärten der Heſperiden.

Mein Gefühl und Urtheil iſt allenthalben daſſelbe und ich bewundere die Ew. Durchlaucht beiwohnende Gegenwart der Dinge; mir kommen viele wie aus einem tiefen Traume hervor; einige erſt bei dem dritten Leſen der geliebten Blätter.

An zwei Stellen bin ich ungewiß geweſen, ob nicht die Albaniſche Villa jünger als die Borgheſiſche ſei? Ich glaubte, der Cardinal Albani habe ſie nur zuſammengebracht quovis modo zu Winkelmann's Zeiten. Die Borgheſiſche, dünkt mich, hat früher in unbeſtrittenem Ruf beſtanden und nur durch Winkelmann wollte die Albaniſche mit ihr wetteifern. 2) Ob die Galatea Raphael's letztes Gemählde ſey? Mir war es, als ſey es die Verklärung. Leicht iſt es, dahinter zu kommen durch Raphael's Brief an den Grafen Castiglione.

Leben Ew. Durchlaucht auf das ſchönſte wohl. Eine fernere frohe und glückliche Fahrt auf dem Wagen der Muſen. Ich ſtehe auf der Erde und ſehe nach.

Ew. Durchlaucht
unterthänigſter
Herder.

Weimar, 4. April 97.

Herder's Berufung nach Weimar

von

Friedrich Peucer,
Oberconsistorial-Präsident in Weimar.

Herder befand ſich im Jahr 1770, als Führer und Reiſeprediger des Prinzen von Holſtein, in Straßburg und wohnte im Gaſthaus zum Geiſt. Er war eben im Begriff, die Treppe hinaufzugehen, als ihn ein junger Mann antrat, — es war der dortige Studioſus Goethe, der in demſelben Gaſthof *) einen Fremden aufſuchen wollte. Aus Goethe's Werken iſt uns die Beſchreibung, die er von dem damaligen Herder macht, gar wohl erinnerlich: „ſein gepudertes Haar war in eine runde Locke aufgeſteckt; er trug ein ſchwarzes Kleid und einen ſchwarzſeidenen Mantel, endwärts in die Taſche geſteckt" **).

---

*) Was mag in dieſer profanen Herberge, noch in neuerer Zeit „zum Geiſt" genannt, wo Beide nachher einander öfter ſahen, damals Geiſtiges und Geiſtverbreitendes getrieben worden ſeyn! Es wurde dem Vfr. dieſes Aufſatzes wunderbar zu Muthe, als er im Sommer 1820 mit einem Weimariſchen Freunde, zufällig einem der Ordner dieſes Albums, bei Gelegenheit einer Rheinreiſe in dieſem nämlichen Gaſthaus einkehrte. Hier hatten, ein volles Halbjahrhundert früher, Goethe und Herder einander zuerſt kennen gelernt, und derſelbe Goethe waltete noch voll jugendlicher Kraft in unſerm Weimar, ja er hatte uns an Arnold in Straßburg, den genialen Dichter des die Elſäſſer Mundart und Sitte ſo lebendig darſtellenden „Straßburger Pfingſtmontags", eine Zuſchrift und ermunternde Grüße mitgegeben. Leider iſt Arnold, der zugleich Präſekturrath und ein trefflicher Profeſſor der Rechte an der dortigen Univerſität war, einige Zeit nachher, viel zu früh für die Literatur und Wiſſenſchaft und für ſeine Freunde, geſtorben.

**) Dieſer Anzug war der eines franzöſiſchen Abbé's. An den deutſchen Höfen, wo Herder als Begleiter ſeines Prinzen auftrat, war

Herder wählte ſich, nachdem er das Verhältniß zum Prinzen gelöſt hatte, ein eignes Quartier in der Stadt, wo Goethe ihn täglich beſuchte, oft des Tages mehrere Male. Er arbeitete fleißig an ſeiner Schrift über den Urſprung der Sprache, wobei es nicht fehlen konnte, daß ſie mit einander darüber ſprachen und ihre Gedanken gegenſeitig austauſchten. Wahrſcheinlich übte jedoch der um 5 Jahre ältere, durch ſeine Rigaiſchen Schriften ſchon zu einer literariſchen Berühmtheit gewordene Herder auf den erſt 21jährigen Studenten Goethe, der eben nur ſeine zwei Leipziger Dramen in die Welt geſchickt hatte, einiges Uebergewicht aus, welches den Eindruck tiefbegründeter bleibender Verehrung in dieſem zurückließ. Wenn auch gefragt werden darf, welcher von beiden großen Genien in ihrem Straßburger Wechſelverkehr von dem andern mehr empfing oder ihm gab, ſo äußert doch Goethe ſelbſt, „daß er das Manuſcript Herder's über den Urſprung der Sprache mit großem Vergnügen und zu ſeiner beſondern Kräftigung geleſen, daß er dem Verfaſſer ſeinen Beifall bezeigt, ihm auch manche Bemerkungen, die aus ſeiner Sinnesart hergefloſſen, hinzugefügt habe,“ *) woraus von ſelbſt hervorgeht, daß zwiſchen ihnen der innigſte Arbeits- und Ideenumtauſch beſtand.

Unterdeſſen hatte der Ruf des Grafen von der Lippe im Frühjahr 1771 Herder'n nach Bückeburg entführt, und Goethe privatiſirte ſinnend und ſchaffend in ſeiner Vaterſtadt Frankfurt.

---

es geiſtliche Art, ſich ſo zu tragen. Bei ſeiner Ankunft in Bückeburg hatte dieſer Aufzug eine beſondere Folge. Er mußte nämlich, des Haarputzes wegen, lange auf den Friſeur warten und kam deshalb etwas zu ſpät zum Grafen, der ihm, durch das Warten verſtimmt, zum erſten Empfang eben kein freundliches Geſicht machte.

*) In Herder's „fliegenden Blättern von deutſcher Art und Kunſt“ (Hamburg 1773) iſt der Aufſatz „von deutſcher Baukunſt“ ganz von Goethe, und datirt wohl noch von ihrem Beiſammenſeyn in Straßburg, wo namentlich auch viel über „Plaſtik“ geſprochen wurde.

Vier Jahre floſſen dahin. Aber inmitten ſeiner durch den Götz und Werther ausgefüllten zerſtreuenden Beſchäftigungen konnte Goethe'n der Name Herder's, der indeſſen auch in der theologiſchen Literatur zu hohen Ehren gelangte, ſowohl mündlich als gedruckt nicht entgangen ſeyn; auch wiſſen wir, daß er und Merk den Bückeburger Freund zum Mitarbeiter an den Frankfurter gelehrten Zeitungen herbeizog. Natürlich blieb Goethe's Aufmerkſamkeit Herder'n auch dann noch andauernd zugewendet, als jener im Herbſt 1775 ſich in Weimariſche Dienſte begab und hier alsbald eine glänzende einflußreiche Stellung einnahm.

Goethe betrat Weimar am 7. November jenes Jahres. Die Stelle eines erſten Geiſtlichen des Landes war hier ſchon ſeit dem März 1771 durch den Tod des Generalſuperintendenten und Oberhofpredigers Baſch erledigt*). Zwei Hofdiakonen, die Oberconſiſtorialräthe Gottſchalg und Schultze, hatten in der Zwiſchenzeit die geiſtlichen Geſchäfte des fehlenden Kirchenhauptes zu beſorgen gehabt, und die Amtswohnung deſſelben, die Generalſuperintendentur, war einſtweilen an einen Privatmann vermiethet worden. Goethe mag ſich wohl, gleich in den erſten Wochen nach ſeiner Ankunft in Weimar, durch die Predigten jener beiden Hofgeiſtlichen nicht ſehr erbaut gefühlt haben; er erkannte gar bald, daß dem geſammten Weimariſchen Religions- und Schulweſen ein durchgreifender Arm zu Hülfe kommen mußte, und es mag dieß nicht ſelten Gegenſtand des Geſprächs zwiſchen ihm und ſeinem für edlere Volksbildung ſo empfänglichen fürſtlichen Freunde und Gönner geweſen ſeyn. An wen konnte aber Goethe dabei ſogleich anders denken, als an den, der ihm allein hierzu

*) Siegmund Baſch, Generalſuperintendent in Hildburghauſen, kam im Jahr 1756 in gleicher Eigenſchaft nach Weimar.

als der rechte Mann alsbald entgegentrat, an ſeinen ihm von Straßburg her noch ſo lebhaft erinnerlichen ſtrebſamen und gelehrten Studiengenoſſen, der überall, wo er auf ſeinen Reiſen gepredigt hatte, in Eutin, in Darmſtadt, in Carlsruhe, bis in den Himmel erhoben worden war und als philoſophiſch-theologiſcher Schriftſteller bereits zu den Erſten Deutſchlands gehörte, — an Herder! Sofort geht, ſchon am 12. Decbr. 1775, ein Brief von ihm nach Bückeburg ab, worin er bei Herder anfragt, ob er geneigt ſey, die ledige Stelle eines Weimariſchen Generalſuperintendenten anzunehmen *).

Aber in welcher Zeit der Unruhe, des innern Zwieſpalts empfing Herder dieſen Antrag! Wir treffen hier auf eine Eigenthümlichkeit ſeines Weſens, welche darin beſteht, daß er in wichtigen, in entſcheidenden Lebenslagen ſich nicht gern ſofort beſtimmte, ſondern vorerſt abwartete, wohin eine höhere Hand ihn führen wolle. Die Frage war: ſollte er die ihm von Hannover aus angebotene Profeſſur und Univerſitätspredigerſtelle in Göttingen annehmen, oder als Generalſuperintendent nach Weimar gehen? Es ſcheint, er hat weder in Hannover noch in Weimar Nein geſagt, ſondern zunächſt ſehen mögen, wohin ſich die Waagſchaale des Geſchickes neige. Denn im ganzen Laufe des December und des darauf folgenden Januar fuhr er noch fort, wegen der Göttinger Profeſſur zu unterhandeln, und des Goethe'ſchen Antrags ungeachtet ward die Correſpondenz mit Brandes, Zimmermann und v. Bremer in Hannover noch ſechs bis ſieben Wochen lang nicht unterbrochen. Es handelte ſich bekanntlich von dem leidigen Göttin-

*) *Ἐφέλκεται ἄνδρα σίδηρος.* Hom. — Der Herzog war damals 20, Goethe 27, Herder 32 Jahre alt; alle drei voll Jugendkraft und Jugendmuth. Was war dieſem aufb.ühenden, thatenkühnen Kleeblatt nicht Alles möglich!

ger Facultätscolloquium, wovon jedoch Herder, als mit seiner amtlichen und wissenschaftlichen Stellung unvereinbar, nichts wissen wollte. Eher war er zu einem schriftlichen Colloquium, wie er es nannte, bereit, wobei es aber vielleicht für ihn noch schlimmer abgelaufen wäre als bei einem mündlichen, denn seine Lippen waren milder als seine Feder, und er kannte sich wohl nicht genug, als er glaubte, er würde sich in Göttingen und Hannover schriftlich mehr Freunde gewinnen als mündlich. Wie sehr bei ihm die Neigung zu der Göttinger Stelle doch immer das Anerbieten Goethe's überwiegen mochte, erhellt auch daraus, daß er sich noch in der Mitte des Januar entschloß, mit dem Hannöverschen Abgeordneten Westfeld in einem Grenzorte zwischen Bückeburg und Hannover zusammenzukommen, und daß er bei dieser Unterredung in das ihm so verhaßte, ehehin als „inquisitorisches Ketzer- und Knabenverhör" von ihm so unwillig verworfene mündliche Göttinger Colloquium doch noch einwilligte, ja er verstand sich sogar dazu, auf seiner Hin- und Herreise in Hannover zu predigen. Ueber diese Wendung der Sache freute sich nun natürlich Brandes in einem Briefe an Herder vom 27. Januar 1776 gar sehr, und letzterer scheint sieben Wochen nach Goethe's Briefe so sehr für Göttingen gestimmt gewesen zu seyn, daß er am 31. Januar an Zimmermann schrieb, „er sey zu dem sauern Gange dahin fertig."

Allein schon Tags darauf, am 1. Februar, traf ein officielles Schreiben vom Präsidenten des Oberconsistoriums zu Weimar, Freiherrn von Lyncker, bei Herder ein, welches ihm im Namen und Auftrag des Herzogs die auf ihn gefallene Wahl zu der erledigten Stelle eines Sachsen-Weimarischen Oberhofpredigers, Oberconsistorial- und Kirchenraths, auch Generalsuperintendenten, feierlich eröffnete. Dieses Schreiben ist vom 25. Januar und gründet sich auf ein herzogliches Re-

ſcript an das Oberconſiſtorium vom 23. deſſelb. Mon., in welchem es heißt: Herder ſey Sr. Herzogl. Durchlaucht „wegen ſeiner Gelehrſamkeit und Stärke in der geiſtlichen Beredſamkeit, auch ſonſtigen guten Eigenſchaften, ganz beſonders angerühmet und empfohlen worden" *) und der Präſident des Collegiums ſolle ihm „durch ein an ihn ſonder Verzug zu erlaſſendes Privatſchreiben die höchſte Intention bekannt machen, auch ihn um eine baldige Antwort und Erklärung erſuchen."

Wohl wäre es intereſſant geweſen, einem zwiſchen Herder und Goethe in den gedachten zwei Monaten, December 1775 und Januar 1776, doch wahrſcheinlich gepflogenen Briefumtauſche auf die Spur zu kommen; es iſt aber nicht gelungen, von Goethe's damals an Herder gerichteten Briefen, und umgewandt von deſſen Antworten, irgend etwas aufzufinden. Die Staatskanzleiakten über Herder's Berufung hieher, geben über die vorausgegangenen brieflichen Anfragen und Erwiederungen nicht die geringſte Auskunft, und die Akten des Oberconſiſtoriums beginnen ſofort mit dem oben erwähnten herzoglichen Reſcripte vom 23. Jan. 1776.

Herder beantwortete am 3. Februar das ihm am 1. zugekommene v. Lyncker'ſche Schreiben folgendermaßen:

„Hochgebohrner Reichsfreiherr,
Höchſtzuverehrender Herr Präſident, **)

Die Gnade und das Zutrauen Ihro Hochfürſtlichen Durchlaucht, des Herzogs, in der Wahl meiner zu ſo wichtigen Stellen um Höchſtderoſelben Perſon und in

*) Von wem, läßt ſich nach allem Vorhergehenden leicht denken.

**) Dieſes Schreiben iſt, ſowie die beiden nachfolgenden Briefe Herder's mit diplomatiſcher Treue hier abgedruckt.

Höchſt Dero Lande, rühret und demüthiget mich aufs tiefſte; muntert mich aber auch, wie eine Göttliche Stimme, auf, in eine ſo ſchöne Laufbahn mit allen meinen Kräften zu ſtreben. Ich habe die mir vorgelegten Pflichten und Beziehungen *) treu und reif erwogen, und wie die reinſten Wünſche meines Herzens ſamt dem Beruf meines Lebens bisher, mir immer die Zwecke fernher vorgehalten, die ihr die gnädige Wahl eines Ruhmvollen ſelbſtwählenden Fürſten, die Stimme Gottes unter den Menſchen, mir nahe zu bringen geruhet: ſo nehme ich den mir gnädigſt angetragenen Ruf in tiefer Demuth und mit dem redlichſten eifrigſten Wunſche an, meinen Pflichten aufs beſte nachkommen und in meinem Kreiſe von Geſchäften, wie zum Bau des Reichs Gottes, ſo zum Glück des Landes Ihro Hochfürſtlichen Durchlaucht und zur Zufriedenheit Höchſt Dero herzoglichen Hauſes den Antheil beitragen zu können, der mein künftiger theurer Ruf iſt. Vom Beginn der Reformation an hat der edle Fürſtenſtamm, der mich beruffet, ſoviel Verdienſt um die aufgeklärte Religion Deutſchlands und Europa's: welche Ausſicht für mich, einem neuaufblühenden Zweige dieſes edlen Stammes auf einem der Religion unvergeßlichen Schauplatze zu dienen und das Wohl Menſchlicher Seelen zu fördern. —

Haben Sie alſo, Hochgebohrner Reichsfreiherr, die Gnade, Ihro Hochfürſtlichen Durchlaucht meinen unterthänigſten Dank, und die eifrigſten, treugehorſamſten Wünſche zu Füßen zu legen, mit welchen Höchſt Deroſelben gnädigſtes Zutrauen mich erfüllet, und ertheilen mir bei dem Rufe über meinen Anzug fernere Befehle.

Die zuvorkommende geneigte Verſicherungen Euer Hochgebohrnen machen mir das Collegium zur Freude, dem ein

*) Von der Vocation und Beſtallung war ihm Abſchrift mitgetheilt worden.

ſo edelgeſinnter Chef vorſtehet, und es iſt mit der wahreſten Ehrerbietung und größten Ergebung, daß ich die Ehre habe zu ſeyn

Hochgebohrner Reichsfreiherr,
Höchſtzuverehrender Herr Präſident,

Euer Hochgebohrnen
unterthänigſter Diener
Johann Gottfried Herder,
Schaumb. Lippiſcher Conſiſtor. Rath,
Superintendens und Past. primar.
zu Bückeb."

Bückeburg,
den 3. Febr. 1776.

Die Adreſſe auf dem Umſchlag iſt nach damaliger Briefcourtoiſie franzöſiſch: à Monsieur Monsieur le Baron de Lyncker, Président au Consistoire de S. A. S. Monseigneur Le Duc de Saxe-Weimar-Eisenach etc. etc. à Weimar*).

Die Poſt ſpedirte damals nicht ſo raſch wie jetzt; denn Herder's Brief vom 3. Febr. hat in den Oberconſiſtorialakten das Präſentatum vom 13. Oder er war in einem andern an Goethe eingeſchloſſen, und machte erſt den Weg durch deſſen

*) Herder lehrte ſchon an der Domſchule in Riga, neben vielem Andern, auch das Franzöſiſche. Seine Kenntniß dieſer Sprache erweiterte ſich durch ſeine Reiſe nach Frankreich bedeutend, wo er nun auch mit der franzöſiſchen Literatur und mit der richtigen Ausſprache näher vertraut wurde. „Man kann (ſchrieb er von dort aus) keinen franzöſiſchen Schriftſteller kennen, wenn man nicht die Nation kennt, und ich geſtehe gern, daß ich bisher Franzöſiſch nicht habe hören, ausſprechen, verſtehen und ſchätzen können. Gegenwärtig muß ich Alles lernen, und lerne es ſchwer, weil es eine ganz andere Sprache iſt, die Sprache des Ohrs und der lebendigen Welt gegen die Sprache der Augen, und da ich jene auf dieſe noch immer bei mir reduciren muß und ſie zu reduciren nur gar zu ſehr geneigt bin, ſo iſt dieß durchaus ein langſamerer, aber um ſo ſicherer Weg zur vollſtändigen Kenntniß einer Sprache."

und des Herzogs Hände, was dadurch wahrscheinlich wird, weil der Umschlag zwei Siegel zeigt: eins mit dem Namenszug Herder's, J G H, und ein zweites mit dem herzoglichen Privatpetschaft.

In des Oberconsistoriums hierauf erstattetem Berichte vom 22. Febr. an des Herzogs Durchlaucht war hauptsächlich von zwei Gegenständen die Rede: von einer als Oberpfarrer hier zu haltenden Gastpredigt und von der Dienstwohnung. Was die letztere betrifft, so besteht sie noch heute in einem nächst der Stadtkirche gelegenen ansehnlichen Gebäude, nebst geräumigem Hausgarten. Das Wohnhaus, von regelmäßiger Anlage, hat den Herzog Wilhelm Ernst zum Erbauer, und der Generalsuperintendent, welcher in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die neue Wohnung zuerst bezog, war Johann Georg Weber *). Nach Basch's Tode stand nun diese schöne Wohnung leer, und bis zur erfolgenden Wiederbesetzung der erledigten Generalsuperintendentenstelle hatte man sie inmittelst einem Rath Seidler miethweise überlassen, welcher ehehin des Erbprinzen Carl August Instructor war, und dann im Oberconsistorium auf der weltlichen Bank Sitz und Stimme

*) Weber, aus Zittau gebürtig, wurde von Leipzig, wo er am Predigercollegium gearbeitet, im J. 1719 zur Collaboratur an der Stadtkirche in Weimar berufen. Er wurde 1723 Unterhofprediger, 1728 erster Hofprediger, Beisitzer im Oberconsistorium und Oberkirchenrath, 1730 Generalsuperintendent, und starb 1753. Der Vfr. dieses Aufsatzes verehrt in ihm seinen Urgroßvater von mütterlicher Seite. Weber stand bei Hofe in großem Ansehen, wie denn der Herzog sogar bei einem seiner Kinder persönlich Gevatter stand. Einem Altvordern väterlicher seits, Caspar Peucer, dem Eidam Melanchthon's, widerfuhr von seinem Landesherrn, dem Kurfürsten August von Sachsen, dieselbe Ehre; sie bewährte sich aber übel, denn der Kurfürst, ein heftiger Gegner Melanchthonischer Glaubensansichten, hielt nachher Peucer'n als Kryptocalvinisten in vieljähriger Haft.

erhielt *). Jetzt ſollte aber Herder nach Weimar kommen und die Superintendentur beziehen: was blieb alſo übrig, als den Miethsmann Seidler ſchleunigſt auszubieten? Zwar bedingte der Miethcontract dreimonatliche Kündigungsfriſt; aber ein höchſtes Reſcript vom 28. Febr. 1776 befahl, es ſolle „die dem Generalſuperintendenten beſtimmte Wohnung baldmöglichſt geräumt und in wohnbaren Stand geſetzt werden" **).

Am 6. März erging nun an Herder ein zweites Schreiben des Präſidenten von Lyncker, auf welches er unter'm 16. jen. M. antwortete, wie folgt:

„Hochgebohrner u. ſ. w.

Ihro Hochfürſtlichen Durchlaucht, des regierenden Herrn Herzogs zu Sachſen-Weimar und Eiſenach, meines künftigen gnädigſten Landesherrn, höchſtem Befehl, der mir ehegeſtern zu Theil worden,

wegen einer in Oſtern daſelbſt zu haltenden gewöhnlichen Predigt,

bin ich mit aller Willigkeit und Freude zu folgen unterthänig erbötig; unglücklicher Weiſe aber, da ich wegen des ausbleibenden Rufs die hieſigen Faſten- und Konfirmationsarbeiten angefangen, und in der Karwoche und Oſtern den gehäufteſten Geſchäften fürs ganze Jahr entgegengehe, bin ich als

*) Dieſer Mann mag aber den jungen Prinzen eben nicht auf eine ſehr zuſagende Weiſe unterrichtet haben, denn die Lehrſtunden wurden meiſt im nahen Luſtſchloß zu Belvedere gegeben, und der Prinz hat, als nachheriger regierender Herr, eine geraume Zeit hindurch das ſo anmuthige Belvedere faſt vernachläſſigt, weil es ihm, ſagt man, von der Seidlerſchen Unterrichtsperiode her widerwärtig geworden war.

**) Das von Seidler während der Vacanz entrichtete Miethgeld floß in den „bekanntlich ſehr in Verfall gerathenen Gotteskaſten" (Worte eines Oberconſiſtorialberichts).

Prediger und Superintendent in einer Flut von Geſchäften, die bis zum Sonntage nach Oſtern reichet und die ich itzo auf keine Weiſe abzubrechen weiß. Sonntag nach Oſtern werde ich frei und bin, ſo viel an mir iſt, zur Reiſe Augenblicks willig; ſollte aber (Euer Hochgebohrnen ermeſſens ſelbſt) es meiner hieſigen und dortigen Beziehung, zugleich auch dem Anſtande vor Deutſchland, dem ich oft zu ſehr im Auge bin, fügiger ſeyn, wenn ich zum Voraus das Glück hätte

nur zu den erſtern Stellen, über welche die Anfrage an mich geſchah *), gnädigſten Ruf zu erhalten.

Sollte ſodann, wie ich aus dem mir zugekommenen gnädigſten Befehl Ihro Hochfürſtlichen Durchlaucht vermuthe, zum Rufe des Pastoris primarii der Stadt Weimar alter Gewohnheit nach vorhergehende Predigt noch ſeyn, ſo erbiete ich mich zu ſolcher Predigt froh und willigſt, hätte aber auch hier etwas aufzuzeigen, warum ich reiſe, und entginge dem Vorwurf, der mir auch im Schatten der Nachrede empfindlich wäre, durch eine Reiſe von 40 Meilen zu einer Predigt vor dem Rufe mein Amt ſelbſt begehret zu haben u. ſ. w.

Ich lege dieſen Einwurf, der mir gemacht werden könnte, nur als unterthänigſte Bitte und Vorſtellung in aller Beſcheidenheit hin: der Aufſchub meiner Reiſe, den mir hier die dringende Noth meiner Amtsgeſchäfte auflegt, macht mir wenigſtens eine gnädigſt verlängerte andere Zeitfriſt möglich, die ich von der Huld und Nachſicht Ihro Hochfürſtlichen Durchlaucht aufs demüthigſte erbitte. — — Nach Oſtern wäre mir jede eheſte Zeit die liebſte.

---

*) Nämlich (wie es in der v. Lynckerſchen Zuſchrift hieß) „zu der Oberhofprediger-, Oberconſiſtorial- und Kirchenraths-, auch Generalſuperintendenten-Stelle.“ Der Oberpfarrſtelle geſchah darin keine Erwähnung.

Vielleicht mildert ſich aber in der Zeit der Wille derer, die ihren Prediger freilich zuerſt kennen lernen wollen, ehe ſie ihn ruffen können, ſo daß ſie meinen Willen für die That annähmen und mir das Glück verſchafften, mit einer Probe- zugleich eine Antrittspredigt verbinden zu können und mich ſodann aufs eifrigſte zu befleißigen, mehr in Amt und Perſon ſeyn zu wollen, als ich dem vorhergehenden Schatten nach ſeyn konnte. In Hoffnung geneigteſter Antwort über den neuen gnädigſten Befehl Ihro Hochfürſtlichen Durchlaucht habe die Ehre, mit der gebührendſten Hochachtung und Ehrerbietung zu verharren

Hochgebohrner u. ſ. w.

Euer u. ſ. w.

Bückeburg
d. 16. März 1776.

unterthänigſter
Herder."

Die Aufſchrift auf dem Umſchlag iſt abermals franzöſiſch, wie die vorige; nur ſteht ſtatt au Consistoire „au premier Consistoire."

Zwar erachtete das Oberconſiſtorium in ſeinem Berichte vom 29. März die Ausfertigung und Ueberſendung der Vocation, ohne die vorhergehende gewöhnliche Gaſtpredigt abzuwarten, für bedenklich, und ſchlug zu letzterer den Sonntag Rogate, oder Himmelfahrt, oder Sonntag Exaudi vor. Ein herzogliches Reſcript vom 2. Mai machte jedoch allen Weiterungen ein ſchnelles Ende, indem es anbefahl, „die Vocation ſofort begreifen zu laſſen und ſolche zur höchſten Vollziehung einzuſchicken." Dieß geſchah, und die Vocationsurkunde kam, höchſt eigenhändig vollzogen, ſchon unter'm 15. Mai mit dem fernern Befehl zurück, man möge ſie an Herder abſenden, und ihn veranlaſſen, „ſobald als möglich hieher zu kommen."

Nunmehr ſchrieb Herder nachſtehenden in den Oberconſiſtorialakten befindlichen dritten Brief an den Präſidenten v. Lyncker:

„Hochgebohrner u. ſ. w.

Den 12. Jun. erhielt ich den Brief Euer u. ſ. w. zuſammt der Vocation Sr. Durchlaucht des Herrn Herzogs. Beiliegender Brief, den ich Sr. Hochfürſtlichen Durchlaucht unterthänigſt zu überreichen aufs gehorſamſte bitte*), leget Höchſtdenenſelben meinen Dank zu Füßen, ſowie ich gegen Euer u. ſ. w. Zeitlebens die verpflichtetſte Hochachtung, Dankbarkeit und Ergebenheit beweiſen werde, daß Sie das Werkzeug zu dieſem gnädigſten Rufe waren.

Wäre mir Ein Wort nähern Winks und Befehles in Abſicht der andern Stelle**) und meiner Reiſe geworden! Doch ich eile und fördere ſo viel ich kann und reſignire mich, zu allen Pflichten des Zuganges dieſer Stelle bereit, in die höchſte Gnade meines Rufers. So ſchaamroth ich es ſagen muß, der Euer u. ſ. w. bereits ſo viel Mühe unwürdig machen müſſen, ſo wird mir vielleicht noch Ein gnädiger Wink und Lichtſtral, was ich hierüber zu thun habe. Und ich ſchicke mich in der Zeit, unbeſtimmt und in der Gnade meiner Obern ruhend, ſo viel ich kann zur Reiſe.

Möchte meine Gegenwart, Perſon und That doch Alles Das für Euer u. ſ. w. und jede meiner Beſtimmungen ſeyn, was mein Herz ſo gern und durchaus zu ſeyn wünſchet. Der ich mit unnennbarer Hochachtung und Dankverpflichtung die Ehre habe lebenslang zu ſeyn

Hochgebohrner u. ſ. w.

Euer u. ſ. w.

unterthäniger Diener

Herder.“

Bückeburg
den 15. Jun. 776.

---

*) Dieſer Brief iſt nicht mehr vorhanden.

**) Es iſt die Oberpfarrſtelle gemeint.

In den nun folgenden Wochen wurde eine Reihe von Schwierigkeiten glücklich beseitigt. Vom Stadtrath kam die Ernennung zum Oberpfarramt, die höchste Bestätigung desselben erfolgte, die herzogliche Cammer zahlte dritthalbhundert Thaler Reisegeld „in Pistolen zu 5 Thlr. 2 Gr.", und Alles sah nun der Ankunft des neuen Generalsuperintendenten, deren Beschleunigung wiederholt empfohlen wurde, erwartungsvoll entgegen. Da hielt denn eines Abends, in dunkler Octobernacht, ein Reisewagen vor der Generalsuperintendentur: es war Herder, mit dem zweijährigen Knaben Gottfried auf dem Arm, und seine Gattin mit dem Säugling August. Die Familie hielt still ihren Einzug.

Wir werfen jetzt einen Blick auf die Lage der Dinge, in die Herder in Weimar eintrat. Länger als 5 Jahre war die Stelle des Oberhofpredigers und Oberpfarrers vacant gewesen. Dergleichen Vacanzen in Städten, wo mehrere Geistliche fungiren und wo die Grenzen der Parochialbefugnisse nicht auf's Genaueste geschieden sind, haben gewöhnlich die Folge, daß die Parochianen sich inzwischen zu anderen Geistlichen halten, und wenn der neue Pfarrer kömmt, so hat er ein Amt, aber keine Gemeinde *). Die beiden Weimarischen Hofdiakonen Gottschalg und Schultze hatten die Amtsgeschäfte des Oberhofpredigers bisher verrichtet, die Accidentien dafür bezogen, und es lag in ihrem Interesse, diesen Besitz fortzusetzen. Damit stimmte denn auch ein großer Theil des Adels und der höhern Civildienerschaft, die sämmtlich zur Competenz des Oberhofpredigeramtes gehörten, um so lieber überein, da über Herder's Orthodoxie sehr bedenkliche Gerüchte umliefen. Ueberdem soll

*) In Bückeburg ging es Herder'n im Anfang eben so, denn in einem Briefe vom Monat August 1772 schreibt er: „er sey Pastor ohne Gemeine, Schulephorus ohne Schulen und Consistorialrath ohne Consistorium."

ein Geiſtlicher an der Stadtkirche*) bereits im Stillen von einflußreichen Regierungsorganen in Weimar die Verſicherung gehabt haben, in die ledige Generalſuperintendentenſtelle aufzurücken. Herder fand alſo, gleich bei ſeiner Ankunft, beſonders unter der Geiſtlichkeit manche Widerſacher, und es iſt eigen, daß er auch bisher ſchon überall, wo er wirkte oder weilte, gerade von den Geiſtlichen (tantae animis coelestibus irae!) mit allerlei Nachreden und Gegenſtrebungen verfolgt wurde. So in Riga; ſo in Eutin, wo ihn der Hofprediger Wolf als einen Socinianer anklagte; auch war es in Hannover ein Hofprediger, der ihn verdächtigte. Schon in ſeinen früheſten Schriften hatte es Herder freilich kein Hehl, daß er gewiſſen verjährten dogmatiſchen Lehrſätzen keinen Geſchmack abgewinnen konnte. In ſeiner Bückeburger Abſchiedspredigt ſagte er offen: „Was ich euch geſucht habe zu geben, ſind Gedanken; wahre, vernünftige, erleuchtete, göttliche Gedanken der Schrift und der Natur, dieſer beiden großen Bücher Gottes!“ Und ſo freut er ſich auch gleich in ſeinem erſten Briefe an den Präſidenten v. Lyncker, daß er nach Weimar komme, zu einem Fürſtenſtamme, der ſich um die „aufgeklärte Religion Deutſchlands und Europa's“ ſo hoch verdient gemacht habe. Was Wunder, daß man ihn hier ziemlich allgemein, und namentlich in den höhern Ständen, für einen unerbaulichen, ja gefährlichen Aufklärer hielt; daher es denn gleich in den erſten Tagen nach ſeiner Ankunft zu der auffallenden Wendung kam, daß ſelbſt der klarſehende, mit Goethe ſtimmende Carl Auguſt die für Herder vollzogene

*) Dieß kann kein anderer geweſen ſeyn, als der Oberconſiſtorialrath und Archidiakonus Schneider, der einige Jahre ſpäter als Generalſuperintendent nach Eiſenach kam und ſich von dort aus, in den Irrungen wegen des angeblichen Fichte'ſchen Atheismus in Jena, durch ſeine zelotiſchen Vota und Inſinuationen einen berüchtigten Namen gemacht hat.

Amtsinſtruction unterm 11. October mit der Reſtriction an das Oberconſiſtorium zurückgelangen ließ: „es ſolle den Miniſtern, Räthen und Cavaliers, auch deren Frauen und Kindern, nachgelaſſen bleiben, bei dem von ihnen unter den Hofgeiſtlichen bereits erwählten Beichtvater fernerhin zu bleiben.“

Der 15. October war zu Herder's Verpflichtung im Oberconſiſtorium anberaumt, und noch Tags vorher ging das eben erwähnte Zwiſchenreſcript bei dieſem Collegium ein. Ob und wie er im Einführungstermine dagegen Einwendungen gemacht, ergeben die Akten nicht. Sie enthalten nur ſo viel, daß Herder am 17. October wider die obige Beſchränkung, mit Bezug auf die ihm eingehändigte Beſtallung und Vocation, beim Herzog unmittelbar eine Vorſtellung einreichte, in welcher er bat: „ihn dem von Sr. Durchlaucht ihm unter fürſtlicher Hand und Siegel gegebenen veſteſten Verſprechen gemäß ſowohl bei dem angefochtenen Punkte ſeiner Inſtruction, als bei ſämmtlichen andern Stücken ſeiner Vocation, Einkünfte und Amtspflichten, wie ſie ſeine Vorgänger bei Antritt ihres Amtes beſeſſen, gnädigſt und nachdrücklichſt zu ſchützen und veſtzuſtellen;“ worauf denn auch, ſchon zwei Tage nachher, am 19. Oct. ein widerrufendes, mithin Gerechtigkeit handhabendes, bittgewieriges höchſtes Reſcript ausfloß, durch welches er in ſeine vollen Dienſtbefugniſſe eintrat, ſo daß er am folgenden Tage, in beruhigter Stimmung, ſeine Antrittspredigt halten konnte, welche den allgemeinſten Beifall erhielt.

Herder's

Antrittspredigt in Weimar.

Am 20. Sonntage nach Trinitatis 1776.

Es woll' uns Gott gnädig ſeyn u. ſ. w.

Da ich jetzt im Namen Gottes das Amt antreten ſoll, das mir unter gnädigſter Konfirmation des durchlauchtigſten Landesherrn durch den Ruf eines hochedlen Stadtraths gegeben worden: was kann mein erſtes Wort ſeyn, als daß ich meine neue Gemeinde um ihr Gebet, ihre Liebe und ihren Beiſtand bitte, es, wie es ſeyn ſoll, antreten, führen und vollführen zu können. Ich trete hier mit Empfindungen auf, nicht blos wie ſie jeder Fremde in einer ihm aufgetragenen neuen Pflicht und Beziehung fühlet, ſondern auch mit Gefühlen der Ehrfurcht und des Schauers, die ein Schwacher empfindet, den große, wichtige, noch unabſehbare Pflichten umringen, der ſich in ſeiner Kraft als Nichts fühlt und doch gerne und ganz Alles ſeyn möchte. Hier in einem Lande, das den erſten Strahl der Reformation unſres großen Gottesmannes Luther mit empfing und weit fortſandte, in einem Lande, deſſen Fürſten die edelſten ſtandhafteſten Unterſtützer und Beſchützer dieſer Reformation wurden, in einem Tempel, wo die Gebeine des ſtandhaften Fürſten ruhen, der Jahre lang ein Märtyrer dieſer Lehre, dieſes Lichts, dieſes heilbringenden Werks für Menſchheit und Chriſtenheit wurde — hier werde ich lehren! hier das edelſte, hohe, ſelig machende Wort vom Rath Gottes durch Jeſum Chriſtum einer zahlreichen Gemeinde dieſer Stadt verkündigen! von hier aus ſoll ſich meine Aufſicht, mein Amt und mein Fleiß über Gymnaſien, Kirchen und

Schulen unſres ganzen blühenden Fürſtenthums erſtrecken — — wahrlich, ich fühle die Wichtigkeit des Amts, der Stelle und der Pflichten, die ich antreten ſoll! Mich dünkt, der Geiſt Luther's umſchwebt mich und ruft mir zu: „ſiehe auf das, was ich erarbeitet habe, wie ſauer es mir und denen, deren Gebeine hier ruhen, ward, das Licht des Evangeliums, das unter der Aſche lag, auf ſeinen Leuchter emporzuſchwingen! Du trittſt hier auf einen Lehrſtuhl, wo dich Alles daran erinnert, welche Lehre du darzuſtellen, welches Werk und in welchem Umfange du es zu treiben haſt und in welcher Zeit du es treibſt! Sollſt Seelſorger ſeyn, in Zeiten, wo man oft ſehr zweifelt, ob Religion, ob man an ſie denken, für ſie ſorgen müſſe, wo wenigſtens der ganze Strom von Denkart gerade entgegenläuft und mit wilden Wellen entgegenrauſchen will: „„man müſſe nicht alſo an ſie denken, man könne durch nichts weniger, als durch Religion für ſich ſorgen; oder Jeder habe die Pflicht allein für ſich und das Amt ſey unnütz, ſey eine Anlage alter Gewohnheit, die nur etwa noch Vorurtheils wegen fortdaure und wenigſtens ſo ſchwer und veraltet ſey, daß es in unſrer Zeit am wenigſten erfüllt werden könne.““ Und ſiehe, ein ſolches Amt trittſt du an! Deine Seele ſoll ſtatt ihrer Seelen ſeyn! Was durch dich geboren wird, ſoll dein ſeyn und dir ewige Hütten bereiten; was durch dich verabſäumt wird, verfällt und verwildert, ſoll ewig deine Seele drücken!“

Mich dünkt, dieſe Worte Luther's — oder warum nenne ich nicht lieber den Herrn aller Herren, den König aller Könige, den Heiligen und Beſchützer aller Menſchenſeelen, Jeſum Chriſtum, auf den Jener nur zeigte, deſſen göttliche Lehre er predigte, warum nenne ich nicht ihn, wie er hier, wo mehr als zwei oder drei in ſeinem Namen verſammelt ſind und zu ihm beten, wie er hier unter uns ſteht, auf ſein Werk und ſeine Gemeine zeigt und ſpricht: „ich habe ſie mit

meinem Blut erkauft und erworben! Habe Acht auf ſie und die, über die du geſetzt biſt zum Hirten und Beſchützer, daß du deren Keinen verliereſt, die ich dir gebe, die als Sterne in meiner Hand ſind, in mein Herz und auf meine Bruſt gezeichnet; denn meine Augen flammen, mein Blut brennt bis in die unterſte Hölle."

Ja, heiliger Gottmenſch, Erlöſer! — Dein Blick, der auch hier um und in uns iſt, der Mark und Bein zerſchneidet und Seel' und Geiſt trennet, deine heilige unſichtbare Gegenwart, die tauſendmal gewaltiger als dieſes Sonnenlicht uns umſchwebet, unſer Herz ſieht und unſre Nieren prüft, die tiefer in mich hineinblickt, was ich bei dieſem Amt ſuche, was dieſe, die vor mir ſind, darin ſuchen und erwarten — dein Blick, o Jeſus, und deine heilige Gegenwart zerſchmettern mich nicht, ſondern richten mich auf! — Deine Hand und deine blutige Seite, aus der ich dieſes Amt und dieſe Gemeinde empfangen, ſey mir eine Hand der Stärke und des Troſtes, daß, da ich durch mich Nichts vermag, ich durch dich Alles werde, daß, da ich durch mich zu jedem geiſtlichen und ewigen Guten todt bin, ich durch dich lebe, wache und mächtig wirke! — O Erlöſer, wenn dein Evangelium wahr iſt und ewig ſeyn ſoll, wie die Welt iſt, wie Himmel und Erde, wenn es dein göttliche Menſchenſeelen ſuchendes, in die Ewigkeit fortgehendes Werk iſt, das ich treiben ſoll, und nicht das meine, — o Allwirkender, ſo mußt und wirſt du Alles thun, was ich nicht thun kann. Du wirſt mir Anläſſe, Kraft und Troſt geben, wo ſie mir fehlen, eine Himmelsluft geben, wo dein Wort als das, was es iſt, töne, in die Seelen dringe und ewiges Gute wecke! Du wirſt denen, die mich hören, Fähigkeit, Luſt und Kraft geben, nicht mich, ſondern dich zu hören, der du mich ſendeſt und den ich an dieſer Stelle und in allen Werken meines Amts und Lebens verkünden will. Das ſchwöre ich in heiliger Gottesgegenwart vor dieſem Al-

tare, in dieſem hörenden, mit mir betenden, über mir zum Gericht oder zum Leben zeugenden Kreiſe, daß ich dein nie vergeſſen will. Die Religion, o Erlöſer, die ich nicht nur des Berufs halber, ſondern aus Ueberzeugung predigen ſoll, mein Element, mein Leben, mein Ein und Alles, das Werk, das du getrieben haſt, will auch ich (o begeiſtre den Unwürdigen und ſtärke den Schwachen!) in dieſer Gemeinde ſterbend wie lebend, lebend wie ſterbend treiben! — Binde ſie an mich, dieſe Seelen, mit dem himmliſchen Bande, dadurch du alle guten Weſen verbunden und ſie ewig an den Himmel geknüpft haſt, mit dem Bande der Liebe, des Zutrauens, der Freude und des Seegens. Liebe und Zutrauen nehme ein jedes Wort aus meinem Munde, es jedesmal in die zarteſte Stelle des Herzens zu legen; Liebe und Zutrauen begleite, ſtärke und ſegne meine Handlungen, daß ich, o Erlöſer, dich nicht nur preiſe, ſondern auch darſtelle, zeige. Laß dieſes erſte Wort Gottes den Erſtling meines Zutrauens und meiner Hoffnung ſeyn, daß ich auch ſagen könne, was Paulus ſagt: „ihr ſeyd ja meine Freude, meine Hoffnung, meine Krone, Krone des Reichs von unſerm Herrn Jeſus Chriſtus,“ Amen. Vater unſer u. ſ. w.

Matth. 22, 1—14.

Ich hätte wohl kein Evangelium zum Antritte meines Amtes beſſer wählen können, als was mir der heutige Sonntag giebt. Es enthält, wie faſt alle Gleichniſſe Jeſu Chriſti, die ganze Geſchichte des Himmelreichs, die des Rathes Gottes über die Seelen der Menſchen durch Jeſum Chriſtum, des Betragens der Menſchen gegen Gott und was endlich aus dieſem ſonderbaren Streite von Unwürdigkeit und Gnade Gottes wurde! Da nun mein Amt doch nichts als eine kleine Stimme eben des Himmelreichs ſeyn ſoll, das dieſes ganze Gleich-

niß ankündigt und in ſeinem Zwecke, in ſeiner ſonderbaren Entwickelung zeigt, ſo darf ich alſo nichts thun, als einfältig und ſimpel erklären, dem linden, ſanften Strome der Worte Jeſu Chriſti nachgehen und mir bei jedem Tritte etwas ſchöpfen, ſo viel als meine Hand faßt, was für mich und meine Zuhörer zum Antritt meines Amts erregend und ſtärkend ſeyn kann. Das iſt der große Vorzug aller Reden und Gleichniſſe Jeſu vor allen menſchlichen Reden, Einkleidungen und Lehren, daß ſie gleichſam im Himmel gefühlt, geſprochen und im einfältigen Kleide auf die Erde gebracht ſind; jedes iſt eine Perle, die das ganze Himmelreich an Werth und Würde faßt, ein kleines unanſehnliches Senfkorn, in dem der große Baum der Welt- und Menſchenentwickelung ruhet. Ich werde alſo, meine Zuhörer, wo Alles im Strome des Gleichniſſes fortfließt, auch nichts abtheilen. Jeder nehme das Gleichniß Jeſu vor ſich, und verfolge es mit einem feinen guten Herzen.

Chriſtus redet von einem Könige, der ſeinem Sohne Hochzeit machte, und indem er ſagt: „das Himmelreich iſt dieſem Könige gleich", ſo haben wir ſogleich den einfältigen durchgehenden Wink über die ganze Gleichnißrede. Himmelreich nennen nehmlich Johannes, Jeſus Chriſtus, die Evangeliſten und Apoſtel „die ganze Enthüllung des Raths, die ganze Darſtellung des Willens Gottes über die Menſchheit durch Jeſum Chriſtum." Für dieſe Darſtellung und Enthüllung war Alles im alten Teſtamente zubereitet. Die Stimme der Propheten hatte von jeher gerufen: „Es wird eine Zeit des Himmelreichs kommen, wohl dem, der ſie erlebt! Es iſt ein Himmelreich an großem Licht und großer Kraft! Wo bisher Schatten und Decke geweſen iſt über dem Volke, wird Licht werden; was Ohnmacht und Knechtſchaft war, ſoll Kraft und Freiheit werden! Freiheit vom Sohne Gottes, Kraft durch Jeſum Chriſtum!" Hierauf zeigten alle Propheten, hierauf wies Johannes und ſagte: „ändert euch, das Him-

melreich iſt nahe.“ Jeſus Chriſtus nun ruft: „das Himmelreich iſt da! in mir, dem verkannten, demüthigen Weltheilande iſt das Reich Gottes, eine neue Welt voll Himmelslichts, himmliſcher Kraft und Geiſtes Gottes zu euch kommen; es liegt vor euch, es dringt ſich euch auf in Armuth und Demuth.“ — Hiervon handeln alle ſeine Reden an Volk und Apoſtel, hiervon handelt auch dieß Gleichniß. Es gehört mit zu den letzten Reden Jeſu, die er kurz vor ſeinem Tode, gleichſam als letzte ewige Zeugniſſe ſeines Daſeyns auf Erden, ablegte. Und ſo wie in dieſen letzten Reden Jeſu alle Empfindungen eines Scheidenden ſind, Liebe zu denen, bei denen er geweſen war und die er verlaſſen ſollte, Wehmuth, daß er ſo wenig bei ihnen ausgerichtet, daß er dem Volke, das ihn verworfen, gar ein Eckſtein des Falls und der Zerknirſchung hatte ſeyn müſſen, Schauer und Vorgefühl, was dieſem verwerfenden Volke in Kurzem bevorſtehe, und zugleich Zuverſicht und Gewißheit, daß ſeine, dem Anſcheine nach unterdrückte, Sache nicht unterdrückt werden könne, daß ſie durch einen ſo hohen Schwung, wenn er verſchwunden ſeyn werde von der Erde, heilig dem Volke ſeyn müſſe — Alle dieſe Empfindungen gehen durch die letzten Reden Jeſu Chriſti und auch durch dies Gleichniß. Will's Jemand im ganzen Sinne und in der Seele Jeſu fühlen, ſo leſe er den Zuſammenhang deſſelben vom 21. bis zum 25. Kapitel, und er wird nichts als Schauer der Liebe und Wehmuth und zugleich des prophetiſchen Blicks in ihnen fühlen. Durch Alles geht die Empfindung: „ich war der Sohn! der letzte große Bote, und ſie haben mich verworfen! Ihr Fluch iſt reif! Ihre Ungerechtigkeit iſt nahe! Aber zittert nicht! Das Reich Gottes bleibt doch ewig, was es iſt! Sie können die Hand Gottes nicht binden, noch ſeinen Rath ändern! Aus dem verfluchten, verdorreten Weinſtocke wird ein neuer Stamm erblühen! Der Weinberg, der den Sohn ausſtieß und unter den Händen des Mords

verdorrete, wird Andern ausgethan werden, die ſeiner Früchte warten! Der Stein, den dieß Volk verworfen, wird Eckſtein eines großen Gebäudes werden zum Heil aller Nationen! Das Gaſtmahl, das ſeine erſten Gäſte verſchmähten, wird nicht leer bleiben, ſondern eine große Anzahl neuer, vorher entfernter, fröhlicher Gäſte und Brüder des Sohns empfangen. Irre euch nichts; viele ſind berufen!" — Sehet, meine Zuhörer, das iſt der klare Sinn, Geiſt und Zweck auch dieſes Gleichniſſes Jeſu.

Er ſpricht von einem großen Gaſtmahle, das der König ſeinem Sohne giebt; und kann das Himmelreich, das Reich des Lichts, der Gnade und Seeligkeit, neuer himmliſcher Kräfte und Empfindungen, je beſſer verglichen werden? Iſt nicht ſchon das ganze Reich Gottes in der Natur, die ganze Welt und das Menſchenleben ein Himmelreich, ein Gaſtmahl der freien Liebe Gottes, die Pracht eines menſchenfreundlichen großen Königs? Wohin wir ſehen, winkt und ruft uns Alles zu: „wie groß und gut iſt Gott! welche Schätze und Seligkeiten hat er uns bereiten wollen! Jeder Platz in der Welt, jede Jahreszeit iſt eine neue Tafel! Jede neue Art des Gefühls, jede Kraft, jeder Sinn iſt ein neues Werkzeug, die Güte und Größe des Schöpfers zu koſten, zu ſchmecken, und zu ſehen, wie freundlich der Herr ſey." Jeder Anblick der Natur, jede Schickung in unſerm Leben, der Anblick und Genuß jedes neuen guten Menſchen, jedes guten Werks, jeder edlen Abſicht und Erfahrung iſt eine neue Tafel, zu ſehen, wie groß und gut Gott ſey, was er für Liebliches und Freudiges der menſchlichen Natur durch die Menſchheit bereitet habe, und je größer, freier, thätiger, tüchtiger wir ſind, deſto mehr können wir von dieſen Freuden Gottes genießen, Freude aus Freude ſchmecken und Anderen zubereiten. Je mehr ein Menſch erdrückt iſt durch eigne und fremde Sünden, je träger er iſt zum Guten, je lichtſcheuer und geneigter zum Böſen,

deſto mehr iſt er krank und darbend: ihm trauert die ganze Schöpfung, ihm ſchmachtet ſein Herz, die ganze Menſchheit und Natur welkt ihm; es ſteht eine Tafel da von Schaugerichten, wo er nichts koſten kann, wo ihm Alles widert und ekelt, weil ſeine Begierde und ſeine Kraft zum Genuſſe hin iſt; er ſpricht zu allen Freuden Gottes in der Menſchheit und lebendigen Natur: „ihr ſeyd ein Nichts! ihr ſeyd leidige Rufer, elende, leidige Tröſter!“ — Dahingegen je mehr uns Gott von ſeinen lebendigen Freuden und frohen Genüſſen giebt, je mehr wir uns in uns ſelbſt und in Anderen fühlen, in jeder unſchuldigen, heiligen, ſeligen Freude ein Geſchenk Gottes fühlen, deſto mehr, meine Zuhörer, ſind wir Söhne Gottes an ſeiner Tafel, wird uns die Welt, unſer Leben, die menſchliche Natur ein Gaſtmahl Gottes, wo er uns unzähliges Gute bereitet: deſto mehr erwecken wir Luſt und Freude an der Menſchheit, Muth und Gefühl, Andre dazu einzuladen und ihnen die Welt, das große Gaſtmahl Gottes fröhlich zu machen; deſto mehr wird uns auch der Weg dazu, jede Mühe, jeder Hunger und Durſt nach den Gütern und Seligkeiten Gottes heilſam; denn wir wiſſen: nur durch Widerſtand wird ein Menſch ſtark, nur durch Kraft und Mühe ſelig. Jedes von dieſen wird uns alſo zum Gaſtmahle tüchtig machen und wir werden am Ende des Lebens, wenn wir von der fröhlichen Tafel Gottes aufſtehen, danken und ſagen: „durch Hunger ward ich geſund! durch Uebung der Gnaden und Gaben tüchtig.“

Wenn dieß, meine Zuhörer, nun ſchon das große Himmelreich und Gaſtmahl Gottes in der Natur iſt, was er ſeinen Geſchöpfen und Kindern, den Menſchen, aus Liebe bereitet: wie höher und edler iſt das große Gaſtmahl, das Himmelreich, durch Jeſum Chriſtum bereitet! eine Hochzeit der Freuden und Gaben, die Gott ſeinem Sohne machte und viele Gäſte und Geſellen ſeines Sohnes damit glücklich machen

wollte! Ohne dieſen Aufſchluß, meine Zuhörer, dämmert uns das ganze Menſchenleben; bei allem Genuß in der Natur weiß kein Menſch recht, warum und wozu er da iſt, ſein ganzes Geſchlecht da iſt und durch alle Verwirrungen dageweſen iſt. Aber in Chriſto ſind wir geſchaffen: in ihm iſt uns das große, geiſtige, ewige Gaſtmahl bereitet: er iſt das Urbild der menſchlichen Natur, der Sohn, dem der König die Hochzeit bereitet, zu dem er Gäſte ladet. Je mehr wir dieſe Gäſte, d. i. ſeine Brüder und Geſellen an ſeiner Tafel werden, deſto mehr ſind wir Menſchen, ſelige Gotteskinder mit ihres erſtgebornen Bruders Freiheit, Unſchuld und Freude an der großen Tafel des Menſchenkönigs begabt. In ihm alſo ſind wir erwählt vor der Zeit der Welt: auf ihn gingen die Stimmen der Propheten: er erſchien, das Ebenbild Gottes, mit Freudenöl geſalbt über alle ſeine Brüder, und lud dieſe ſogleich ein und ließ ſie alle mit dem Munde der Liebe und Sanftmuth einladen: „Kommt, werdet mir gleich! Ich bin ſanftmüthig und von Herzen demüthtg! Nehmet auf Euch mein Joch, ſo werdet Ihr Ruhe finden für Eure Seelen!“ Er ſandte ſeine Knechte aus, zu ſagen den Geladenen: „Kommt! in mir, an meiner Seite und Tafel, in meiner Geſellſchaft und im Geiſt meines Daſeyns findet ihr alle edlen Freuden der Menſchennatur! Die größte Kraft und Wirkung in der tiefſten, ſeligſten Ruhe! Die größte Hoheit in der tiefſten Demuth! Die ſeligſte Unſchuld in der verkannteſten, mit Sünden der Welt beladenen Geſtalt des Todes!“ „Kommt,“ rufen alle Apoſtel und Evangeliſten, „denn euch iſt Alles bereitet, das Himmelreich iſt aufgeſchloſſen; alle die Schätze und Kräfte, die ihr dazu braucht, ſind da: wen der Sohn einladet, der wird ewig nicht dürſten; in wem er Geiſt und Brunnquell des Lebens wird, von dem wird Kraft aus Kraft über die Anderen bis in's ewige Leben quillen.“ Das Himmelreich, Chriſti Gaſtmahl, ſoll nicht Wort und Bild, ſondern Thatſache

und Wahrheit werden: wir ſollen „ſchmecken und ſehen", was für Freuden Gott uns in Jeſu Chriſto bereitet hat und in dem Eingange zu ſeiner Natur, zu ſeinem Gaſtmahle von edler Gleichheit. In jeder That, jeder Schickung des Lebens ſollen wir uns wie Brüder an ſeinem Tiſche fühlen, im Willen und in der Liebe des großen Königs der Welt als im Schooße des Vaters, am Freudenmahl unſres Geliebten ruhen. Die hohe, ſtille Freude Jeſu, der Geiſt, der im ewigen Himmelreiche webt, ſoll aus uns ſprechen, auf Andre übergehen und ſtillſchweigend von uns zeugen. —

Dieß Reich, dieß Freudenmahl, meine Zuhörer, brachte Jeſus auf Erden, kündigte es an, ſandte Boten aus und — wer in der Welt dachte, daß es die Aufnahme finden ſollte, die hier Jeſus malt: „ſie wollten nicht kommen, ſie fingen an, ſich zu entſchuldigen, ſie verachteten das Mahl und blieben aus!" Dieß iſt doch ſo wahr, ſo ganz das Bild der Menſchheit! Sie wollten nicht kommen aus Trägheit und Entfernung: ſie verachteten das, weil ſie es nicht ſahen, weil ſie was Andres hatten, der eine den Acker, der andre das Gewerbe; wie Lukas ſagt, fingen ſie gar an, ſich höflich zu entſchuldigen. „Der Erſte ſprach zu ihm: Ich habe einen Acker gekauft, und muß hinaus gehen, und ihn beſehen; ich bitte dich, entſchuldige mich. Und der Andere ſprach: Ich habe fünf Joch Ochſen gekauft, und ich gehe jetzt hin, ſie zu beſehen; ich bitte dich, entſchuldige mich. Und der Dritte ſprach: Ich habe ein Weib genommen, darum kann ich nicht kommen (Luc. 14, 18—20)." Das ſind alſo die Urſachen, warum ſo Wenige an den edelſten Wohlthaten, dem Gaſtmahle durch Jeſum bereitet, Theil nehmen; es iſt ihnen zu fern und ſchwer; ſie haben etwas Andres und jenes iſt ihnen zu unreizend und fremd; ſie ſehen es als Liebespflicht an oder gar als Gefallen, den ſie erweiſen, und laſſen ſich höflich entſchuldigen oder thun gar etwas Arges. Siehe, das

war vor Chriſto und zu Chriſto Zeiten der Knoten, der ſo Viele umſchlang und in den Abgrund zog, das iſt er noch und wird es bis an's Ende der Welt bleiben. „Sie wollten nicht kommen!“ Ja, wäre das Himmelreich ſo nahe und ſichtbar als uns unſer Lieblingsbeginnen, unſer Fleiſch und Blut ſind, ſtünde da Alles ſo vor uns, daß wir's mit ungeſchlachten Sinnen und ungewaſchnen Händen verſchlingen könnten; koſtete es keinen Gang, keine Mühe, keine Entſagung deſſen, was wir jetzt treiben, keine Ueberwindung des lieben Ichs und der Welt: wie voll würde das Gaſtmahl ſeyn! Wäre das Himmelreich ein Gaſtmahl der Wollüſte, ſo würde Jeder ſeiner unmittelbaren Begierde folgen! Aber nun, o Menſch, mußt du das, was du jetzt biſt, verlaſſen, das Entfernte muß dir über das, was jetzt um dich iſt, wichtiger werden, das Gaſtmahl mehr, als die Nahrung und Handthierung, — und ſiehe, da ſinkt der Menſch herab, er unterliegt oft mit den liebſten, aber unkräftigen Wünſchen dem Jetzt, der ſinnlichen, ſichtbaren Gegenwart, dem Pfunde, was ihn nun drückt und zur Erde feſſelt; er hat keinen Aufſchwung! — Darum, meine Zuhörer, nennt es die Schrift eine Gnade und Gabe Gottes, daß wir kommen wollen, daß uns das Unſichtbare und Ewige wichtiger wird, daß wir's nur verſtehen und faſſen lernen, was uns fehle und was für große Schätze auf uns warten. Der Menſch iſt oft mit dem unglücklichſten Zuſtande zufrieden; wenn er ſich an ihn gewöhnt hat und mit ihm Eins iſt, kann er ſich von ihm nicht trennen; ſelbſt ſeine Hoffnung oder Begierde hat keinen Aufſchwung aus dem ſchweren Dunſtkreiſe in andre hohe Luft. Er hat die Luſt verloren, aus ſeinem elenden Kerker heraus zu gehen und die liebe Sonne zu ſchauen: oder es feſſelt ihn dieß oder jenes, Acker oder Nahrung, Menſchenfurcht und Menſchengefallſucht, die ihn zum Wurme macht, der im Staube kriecht: „wie wird mir's werden, wenn ich dieß oder jenes

wage, dieß oder jenes nicht habe, dieß und jenes nicht thue!“ So ſchleppt ſich der elende Wurm, bis er zertreten wird, dahin; verachtet das, was ihm angeboten wird — Gottes Gaſtmahl und Chriſti Freiheit! Das iſt's, was die Schrift meint: „der nicht weiß und fühlt, was Gottes iſt“ und in der Sklavenhöhle ſchmachtet; das iſt der gottes- und menſchenfeindliche träge Sinn, Knechtſchaft in unſeren Gliedern; der Leib des Todes, den Gnade Gottes zerſtören muß oder er drückt uns ewig zu Boden, benimmt uns ewig jeden reinen freieren Lufthauch, jede edlere Begierde, etwas Beſſeres zu ſeyn, als der Haufe der Erdwürmer, Acker- und Handthierungsmenſchen in allen Arten. Alle dieſe Menſchen liegen in Ketten; ſie können nicht, wenn ſie gleich wollten; ſie wollen nicht, weil ſie fühlen, daß ſie nicht können, weil ihnen ihr Acker und ihre Nahrung und Handthierung, ihr Joch Ochſen und ihr neu genommenes Weib zu lieb iſt: todt in Sünden! — Wem's aber Gott giebt, Sinn und Gefühl des Beſſeren, Glaube an das Unſichtbare und das entfernte Glück, einen Sinn für das, was ihm fehlt und was er haben kann, Gefühl des beſſern Menſchen im freien reinen frohen Sinne Jeſu Chriſti, — o, ihm wird Alles nichts ſeyn gegen die Gabe Gottes in Chriſto; für gering wird er Alles achten gegen die freie edle chriſtusgleiche Hoheit und Ruhe, die ihm bevorſteht; zu der eitlen Welt wird ihm das Kommen fremd und ſchwer werden, was ihm ja eben Begierde giebt, nachher deſto beſſer zu ſchmecken und zu fühlen: „ich errung es mir durch Gottes Gnade!“ Wen wird auch Acker und Nahrung hindern, da ihm ja das Alles bleibt und er ja zu allen ſeinen Geſchäften mit neuem Muth, Hoheit und Geiſtesfreiheit beſeligt wird, wenn dieſer Gottesſinn in ihm wohnt. Wie wird er ſich ankommen laſſen, ſich mit einem Worte zu entſchuldigen, da es ja ſeine und nicht des Königs Wohlthat iſt, wenn er kommt und genießt. Und, o meine Zuhörer, wie anders wird uns dann auch in

unſrer Zeit, unſrem Leben und unſerm Gottesdienſte werden, wenn wir ſo fühlen! Wir werden Religion und Tugend nicht für Pflichten, für ein geerbtes Joch, ſondern für Seligkeit, höchſte Würde der Menſchennatur und für ein Ziel anſehen, zu dem wir nicht um Gottes, ſondern um unſer ſelbſt willen ſtreben. Wir werden die Stimme der Boten nicht hören, damit wir ſie gehört haben, oder gar hören, um zu ſehen, wie artig ſie es anbringen und ob es denn auch ſo nach unſerm Sinne ſey, wie wir's angebracht wiſſen wollten; ſondern ob's Wahrheit ſey und ſich's darnach zu handeln lohne! Die Botſchaft wird uns ſagen, zu genießen und zu folgen, Ihm zu folgen und Ihm durch That und Erfolg zu danken. Es müßte ein Sinnloſer ſeyn, der eine Botſchaft ohne Zweck anbrächte, oder dabei gar keine Abſicht hätte; und im Chriſtenthum iſt es die allergeiſtloſeſte Botſchaft, wenn man nicht weiß, was man zu ſagen hat, wozu man ruft. Das iſt „das dumme Salz"; und alsdann iſt unſer Predigtamt das nutzloſeſte unter der Sonne, ein Schlafkiſſen, worauf man ruht und ſich einwiegt: „ich ſoll kommen und es iſt gut; ich ſchlafe ein zum ewigen Tode." — Wehe, meine Zuhörer, wenn auch mir dieß mit euch widerführe! wir würden alle den Tag verwünſchen, da wir uns kannten und ſahen und hörten! Jedes Wort, das ich euch ſagte, wäre ein neuer Strick in die Einſchläferung hinab und in den Abgrund von Ohnmacht und Aufſchub, aus dem keine Erlöſung iſt. — —

Noch ſchrecklicher iſt das andre Schickſal, welches Chriſtus anführt: „Einige griffen ſeinen Knecht", und offenbar ſagte hiermit Chriſtus die Geſchichte und den Ausgang ſeines Lebens. Was allen Propheten im alten Teſtamente begegnet, das mußte auch er mit ſeinem Blute einweihen: „Jeruſalem, Jeruſalem, die du tödteſt die Propheten, und ſteinigeſt, die zu dir geſandt ſind! Wie oft habe ich deine Kinder verſammeln wollen, wie eine Henne verſammlet ihre Küchlein unter

ihre Flügel; und ihr habt nicht gewollt! Siehe, euer Haus soll euch wüste gelassen werden." Dieß ist's auch, was Christus sagt: „der König schickte seine Herren aus und brachte diese Mörder um und zündete ihre Stadt an." Wir wollen nicht darüber grübeln, was geschehen kann, sondern was geschieht und geschehen ist. Die Geschichte des jüdischen Volks im A. T., Jesu, der Apostel, der traurige Ausgang des jüdischen Volks endlich hat's bewiesen. „Die Hochzeit war zwar bereitet, aber die Gäste waren es nicht werth." In diesen Worten liegt die Geschichte des ganzen jüdischen Volks, ach, wohl eines großen Theils der Menschheit. Wenn der Mensch bis zu einer gewissen Tiefe herab ist, wendet er die Kräfte, mit denen er hinauf ringen sollte, an, sich gegen das Gute zu sträuben. Wenn er fühlt, er kann nicht mehr besser werden, so wappnet er sich mit Blindheit, Härte und Verstocktheit gegen das Gute, wird ein Feind alles Guten und aller Guten. Es ist entsetzlich, wie tief alsdann die Menschheit fallen und zum Teufel werden kann, wie es leider so viele Exempel zeigen. Und gerade trifft's ein, wie auch hier Christus zeigt: eben die geladen gewesen sind, die mehr als einmal vom Könige geladen wurden, die höhneten die Knechte und tödteten sie, die machten ihre Stadt zur Flamme reif. Die an Gassen und Straßen sind williger, weil ihnen die Botschaft neu und und Ehre und Ruhm lieb ist. Die Geschichte des Judenthums und Christenthums hat auch dieß bewiesen: ein starkes Getränk kann, wenn es mißbraucht wird, ein ebenso stark wirkendes Gift werden, und was ist der Becher voll edlen Tranks göttlicher Offenbarung in mißbrauchenden Händen der Juden und Christen geworden! Welch Volk hat mehr Gräuel verübt als die Juden im A. T., welches Volk hat mehr die Welt verwüstet und Elend verbreitet als die Christen! — Wer hat sich je ärger gegen Wahrheit gesträubt, als das sogenannte Volk Gottes im A. und N. T. und noch bis jetzt und zu

ewigen Zeiten. „Die Hochzeit, klagt Jesus, war bereitet; aber sie verachteten das.“ Wer fühlt sich in den Eingeweiden Gottes, wo Alles Wahrheit, Liebe und Gabe ist, und klagte nicht mit bei dieser Klage? Welch rührendes Bild ist im A. und N. T. ungebraucht geblieben, die Empfindung Gottes auszudrücken, wenn er seine Mühe und Hülfe vergebens angewendet fühlt und statt des genossenen Gastmahls eine flammende Stadt und Mord gewahr wird? Es war die Empfindung Jesu, da er weinte und sagte: „wenn du wüßtest, was zu deinem Frieden dient!“ Es war die Empfindung Paulus', da er sagte: „ich wünschte verbannt zu seyn für meine Brüder.“ Es ist die Empfindung aller Propheten, wenn Gott durch sie über seinen aus der Art geschlagenen Erstgeborenen, über seine verlorene geliebte Braut und Schwester, über seine Freunde und Gesellen der Freude und des Lebens klagt. Je mehr oder weniger wir Gefühl göttlichen Sinnes haben, wird die Klage in uns übergehen: „auch mir war die Hochzeit bereitet und leider bin ich's nicht werth!“ So viel verlorne Kräfte und Anläſſe zum Guten, die nie wiederkommen werden, Thorheit und Schande, die mir das Himmelreich verschlossen haben und wollen es ewig verschließen! Trauert, ihr Engel und Gespielen meines Lebens! Das Gastmahl war bereitet, der Sohn des Königs saß und wartete auf mich, mich als seinen Freund und Gesellen der Liebe, Freiheit, Stärke, Unschuld und Fröhlichkeit zu empfangen. „Das Gastmahl ist zwar bereitet, aber die Gäste sind es nicht werth.“ So viele verachtete Freuden, Gnaden Gottes, ausgetrocknete Lebensquellen, dürre Hülsen und Schalen, wo die Frucht weg! Weineſt du nicht auch über mich, Erstgeborener der Menschen, mein Freund und Bruder, daß ich nie an deiner Seite mehr sitzen, oder nur mit Trauer sitzen werde? —

Sehet, meine Zuhörer, der König sendet, da alle zuerst Geladenen nicht kamen, seine Knechte wieder aus und da

findet er willige, gute Menſchen, die nichts zu verlieren haben, die die Mühe des Kommens nicht ſcheuen, die hungern und dürſten. „Sie luden zur Hochzeit Alle, die ſie fanden, und und die Tiſche wurden voll.“ Offenbar zeigt der Zuſammenhang auch mit dem vorhergehenden Kapitel, daß hier von den Heiden die Rede ſey, denen das Reich ward, da jene es ſich nehmen laſſen mußten, denen der Weinberg ausgethan ward, da jene den Sohn ausſtießen. — Wie wahr ſind auch dieſe hier geſchildert: ein Volk an Ecken und Straßen, müßig und güterlos, böſe und gut, das zuſammenkam, wie man's fand. Zeigt dieß nicht die ganze chriſtliche Geſchichte? Unter welchen Vorurtheilen und Aberglauben iſt das Chriſtenthum nicht unter vielen Nationen liegen geblieben, bis die Fackel aufgeſteckt ward, die jene Nacht vertrieb. „Das Netz ward ausgeworfen und voll guter und fauler Fiſche;“ „der Acker ward beſäet mit Unkraut und Weizen;“ „die Tiſche werden voll.“ So ſagt's Chriſtus voraus und ſo wird's bleiben. Kein Gaſt ſoll ſeinen Bruder, unter dem Vorwand, daß er ein böſer ſey, ausſtoßen. Der König wird kommen, die Gäſte zu beſehen, und des frechen Unreinen wartet deſto ärgere Strafe. Alſo alle Sektirerei und Abſonderung iſt der Abſicht Gottes und dem Menſchenberufe zuwider. Wir ſind Knechte und nicht Richter; wir ſollen arbeiten, beſſern, helfen, nicht ausſtoßen, uns freuen, daß Gott noch Sinnesänderung und Zeit zum Rücktritte zuläßt. — Sehr übel aber wär's gegen Gott gehandelt, wenn wir glaubten, die Langmuth Gottes ſey Gleichgültigkeit. Je frecher, deſto mehr geſtraft. „Werft ihn hinaus in die äußerſte Finſterniß, da wird ſeyn Heulen und Zähnklappen.“ Wie wollen wir entfliehen, ſo wir ſolche Seligkeit nicht achten, wir, die wir ein wilder Oelbaum waren?“ — „Schaue an die Güte und den Ernſt deines Gottes!“ Und endlich ſetzt Chriſtus noch das Strafwort des Ernſtes und der Ueberlegung dazu: „Viele ſind berufen, aber

wenige ſind auserwählet.“ „Rühme dich nicht, wenn du berufen biſt, deiner Erwählung!“ — und den Erwähleten: „wenn du abweicheſt, ſo wiſſe, daß eben ſo viel arg Heulen und Zähnklappen deiner wartet.“

Ernſter ſchwerer Denkſpruch Chriſti, bleibe uns ewig in Ohr und Seele! „Viele ſind berufen, aber wenige ſind auserwählet.“ Auch wir, meine Zuhörer, waren Heiden und gingen in der Nacht der Vorurtheile — das Volk an den Ecken und Straßen. Die Botſchaft des Evangeliums hat uns ergriffen, das reinere Licht des Evangeliums, das nachher dieſes Land beſchien, hat uns das Feierkleid gezeigt, in dem wir an der Tafel des Königs und ſeines Sohnes erſcheinen müſſen. Laſſet uns nach dieſem heiligen Schmucke der Reinheit und Würde ſtreben, um die Stelle nicht zu verunehren, die wir unter den Gerufenen bekleiden; laſſet uns nach dem Ziele und der Krone der Erwähleten, der edlen Menſchheit ſtreben, „die uns vorhält die himmliſche Berufung Gottes in Chriſto!“

Mit dieſem alſo und keinem andern Segen erſcheine ich jetzt vor meinem neuen gnädigſten Landesherrn. Nicht mit Dank, nicht mit Lob — ein Dank mit Worten für das Zutrauen und die Gnade, mit der mir ſo wichtige Stellen anvertraut worden, wäre Entweihung. Nur durch ſtille fortgehende That, Fleiß, Beſtrebung und Gehorſam kann ich, der Abſicht meines Berufers gemäß, einen würdigen Dank liefern. Und was ſollte der Lobſpruch im Munde eines Fremdlings, der ſich nur freut, in der Zukunft Augenzeuge von vielem Lobenswürdigen und der edlen Menſchheit zu werden! die vor Millionen ihm aufbewahrt und anvertraut worden. Werde ihm die Krone der Erwählung, dazu er berufen, zu Theil, und Alle, die ihn lieben, müſſen ſich ſeines edlen Daſeyns freuen! Gleicher Segen ruhe über Ihrer, der Herzogin, Durchlaucht, dem Bilde der reinſten Tugend; über Ihrer

Durchlaucht, der Herzogin Mutter, deren ſich das Land als ſeiner Mutter und Wohlthäterin freuet, über Sr. Durchlaucht dem Prinzen Bruder; — über allen Hohen des Hofes, Räthen und Dienern Sr. Durchlaucht, denen ich bei meiner Antrittspredigt beſonders meinen Glückwunſch zu bringen habe; — über den Vätern dieſer Stadt und Patronen dieſer Kirche, auf deren Ruf ich dieſe Stelle antrete, über meinen Kollegen und Amtsbrüdern, den ſämmtlichen Lehrern in Kirchen und Schulen dieſes Herzogthums, inſonderheit am Gymnaſium dieſer Stadt, ſowie auf der ganzen Bürgerſchaft und chriſtlichen Stadtgemeinde; — über Allen ruhe Segen, Wohlfahrt, Gnade und Freude, jedem in ſeinem Stande, Berufe und ſeiner Beſtimmung. Er laſſe mein Amt an Allen geſegnet ſeyn und ſchenke mir Ihr Zutrauen zu Allem, was gut und edel iſt vor Gott dem Herrn.

Blühe, Stadt und Land, blühe, Tempel des Herrn! Jeder beſuche dich wie einen Palaſt Gottes voll Seligkeit und Freude, wie eine Pforte des Himmelreichs, das Engel hier öffnen! Immer herrſche hier ſtille Andacht, ein Gefühl der Gegenwart Gottes und einer himmliſch reinen, höheren Menſchheit! Wir machen hier einen Bund vor Gottes Augen, chriſtliche Gemeinde! Der Herr iſt Richter zwiſchen uns. Er werde uns allen ein Bund des Segens, ein Gaſtmahl ewiger Gnade, eine Krone himmliſcher Erwählung! Amen.

Herder's

Weiherede

bei dem Kirchgange der verewigten Großherzogin mit dem jetzt regierenden durchlauchtigsten Großherzoge.

Weimar 1783.

Gott hat Eure Durchlaucht die frohe Stunde erleben laſſen, da Sie mit dem Sohne Ihres Wunſches voll Dank und Freude vor ſein Antlitz treten und ihn an dieſem heutigen Segensfeſte bitten, daß er bei Ihrer gehofften und frohen Segnung auch von ſeiner unſterblichen unſichtbaren Hand geſegnet werde. Gott hat, da er am Rande des Todes war, Ihnen denſelben gleichſam neu belebt und doppelt geſchenkt; er hat auch dieſe Wochen her ihn mit Geſundheit und Lebensblüthe beſchenkt, daß alle Augen, die ihn ſehn, ſich ſeiner freuen und alle Herzen ihm Gutes wünſchen. Die Kraft in ſeinem Leben iſt voll Hoffnung und Freude; in ſeinem Angeſicht und im Bau ſeiner Glieder erblickt jeder das Ebenbild von Geſundheit, Güte und Stärke, was er gewünſcht hat, und glaubt, in ihm ſchon zum voraus all das Gute erfüllt zu leſen, das freilich erſt die Reihe der Jahre, eine glückliche Erziehung und die tauſendfachen Zufälle des Lebens, die allein von den Handlungen der Vorſicht abhangen, entwickeln können und wie wir alle hoffen, entwickeln werden. Gott hat alſo, gnädige Eltern, Ihre und unſer aller Wünſche und Hoffnungen nicht nur erhört und gekrönt, ſondern uns gleichſam beſchämt und gezeigt, daß er mehr geben könne, als wir bitten, und es alsdann am erſten gebe, wenn wirs mit völliger Unterwerfung von ihm erwarten. Sie waren, gnädige Fürſtin, in dieſem Zuſtande edler, würdiger Unterwerfung und Gott hat Ihnen Ihre Freude verdoppelt und reichlich gewährt und Ihre und unſers Fürſten ſchöne Faſſung bei dem letzten bittern Zufall väterlich und

göttlich vergolten. Sie glaubten vor wenigen Monaten nicht, daß der heutige Sonntag, der Geburtstag Ihrer verewigten und in ſo vielen Herzen noch lebenden Mutter, der frohe Tag ſeyn ſollte, da Sie einen Sohn auf Ihrem Arm haltend als eine Braut und Mutter des Landes vor Gott treten und ihm dafür danken würden, für das, was ſie chriſtlich weiſe auch nicht erwarten wollten. Wenn abgeſchiedene höhere Weſen, die die Ihrigen lieben und ſich frühe von ihnen trennen müſſen, noch Theil am Schickſal und an der Freude derer haben, die ihre Stelle auf Erden vertreten und ihnen an Tugenden und Gemüthsart gleichen: ſo iſt gewiß der heutige Tag ein Feſt nicht nur für die irdiſche, ſondern auch für die himmliſche Mutter unſres Landes. Ihr reineres höheres Gebet miſchet ſie in unſre Gebete und das unendliche, Alles durchdringende und durchfühlende Weſen, in dem wir leben, weben und ſind und das ſich ja an nichts in der Welt, als an der reinen Freude ſeiner Geſchöpfe erfreuet und ihre lallenden Wünſche höret — er hört auch unſre Wünſche jetzt, er erfreut ſich an Ihrer Freude, und unſere ſterblichen Worte werden, da wir im Namen Jeſu beten und mit kindlichem Vertrauen uns an ſein Herz drängen und auf ihn veſt glauben und hoffen, ſie werden durch ſeine Kraft unſterblicher Segen ſeyn. —

So, Herr unſer Gott, werden ſie ſeyn, die Worte, die ich jetzt bei dieſem häuslichen Feſt des Segens in Deinem, im Namen aller, die heute mit Andacht und Treue für Mutter und Kind beten, und inſonderheit im Namen der Eltern dieſes Kindes ausſpreche und aufs demüthigſte zu den Füßen deines Thrones lege. Die Mutter des Kindes, über das wir beten, erhebt ihre Arme und reicht dir ihren Sohn ſelbſt dar, daß du ihn gütig anblickſt und der Gott und Führer ſeines Lebens werdeſt. Du ſegneteſt einſt, liebreicher Herr, da du in unſrer Geſtalt auf Erden wandelteſt, die Kinder, die man zu dir brachte, liebteſt ſie und gabſt die öftere

Verheißung, daß insonderheit in Kindern, den Ebenbildern deiner Güte und unverdorbenen Unschuld, deine Gestalt sichtbar, dein einwohnender Segen merkbar seyn sollte; du gabst mit einem doppelten Schwur der Betheurung uns dein Wort, daß, wo wir in deinem Namen, an deiner Stelle, mit deiner Inbrünstigkeit und Reinheit dich über sie anrufen würden, da wolleſt du uns hören und unsre Bitte uns nicht versagen. Höre uns also auch jetzt: denn wir bitten nichts, als was du uns zu bitten befohlen und selbst bäteſt, wenn du auf Erden wäreſt.

Verherrliche in diesem Kinde deinen Namen und gieb ihm früh einen Eindruck von dir, dem Gott aller Liebe, dem Allmächtigen, Allgegenwärtigen und allen Menschen gütigen Wesen, der ihn nie verlasse Zeit seines Lebens. Bewahre das schönste Kleinod, daß du in ihn gelegt haſt, seine Unschuld, die ihm Schirm und Schild seyn wird vor deinen und vor aller Menschen Augen. Gib, da du ihn zum Fürsten gebildet haſt, seinem Herzen auch Kraft und Gesinnungen zu diesem Stande, daß jeder dein Bild in ihm erkenne und liebe. Mache ihn von Jugend auf seinen künftigen Unterthanen so werth, daß ihn alle von Herzen zu ihrem Fürsten wählen würden, wenn er auch nicht dazu geboren wäre; und mache ihm von Kindheit auf seine Unterthanen und das Amt, wozu er bestimmt iſt, so lieb, daß er fühle, er sei dazu gebohren, er sei dazu, als ein guter Genius der Menschheit, von dir in die Welt gesandt worden. Stärke zu dem Ende die Erkenntniß, Ehrfurcht und Liebe gegen dich, den Glauben an die Tugend und die gewisse Ueberzeugung der Unsterblichkeit seiner Seele, des moraliſchen Werthes frommer Handlungen frühe in seinem Herzen. Mache ihm die Religion lieb, für die seine Väter thaten und litten, und von ihrer schönſten Seite schätzbar, daß er die Wahrheit über alles liebe, auch wo sie ihn beschämt, daß er sie redlich suche, auch wo sie schwer zu finden iſt, und wenn er sie errungen hat, treu und ganz anwende: denn, o Herr, so wahr

du ein Gott des Lichts biſt, ſo gewiß läſſeſt du keinen, der Wahrheit und Güte ſucht, im Dunkel; du läſſeſt ihn finden, was er ſucht und jede Mühe ſeiner Beſtrebung macht ihm die Beute derſelben deſto ſchöner. Gib deinen Segen, o Herr, zu ſeiner Erziehung, und mache dieſe in Abſicht auf den edlern Theil ſeiner Menſchheit zu einer zweiten edlern Schöpfung. Bilde ſeinen Verſtand und ſein Herz, wie du ſeinen Körper gebildet haſt, daß dieſer nur der Abglanz und das Werkzeug jener werde; Vater und Mutter, denen du dies Pfand deiner Liebe anvertrauet haſt, vereinen hier betend ihre Hände, auch gemeinſchaftlich für das innere Leben Deſſen Sorge zu tragen, der durch ſie das äußere Leben erlangt hat, daß ſie auf doppelte Weiſe ſeine Eltern und ewigen Wohlthäter werden. Regiere dazu ihren Blick und ihr Herz, daß ihr Kind noch ſpät ihren Namen mit Liebe und Ehrfurcht nenne, und er ihr Leben als das ſchönſte Vorbild betrachten dürfe. Sei glücklich, edles Kind, ſei für deine Laufbahn, die du angetreten haſt, von Kindheit auf durch Gottesfurcht, Unſchuld und fortgehende heitre Thätigkeit glücklich. Gott gebe dir gute Vorbilder auf deinem Lebenswege, ein reines Herz, ein Erkennen und, wenn du gefehlt haſt, eine heilſame Schaamröthe, Ehrfurcht vor dem Gott, der um dich iſt, Ehrfurcht vor dem Schutzgeiſt, der dich begleitet. Die Religion Jeſu werde dir lieb, ſein Vorbild werde dir theuer! Gott habe dir viel gute und große Räume ausgezeichnet, wo du zum Beſten der Menſchheit, zu ihrer Erquickung und Freude wirkſam ſeyn kannſt, damit du einſt nach einem erhabenen geſunden Leben als Sieger vor dem Throne Gottes erſcheinen und ſich auch in der Ewigkeit deine Eltern und alle, die dich lieben, an deinem ewigen himmliſchen Lohn deines Lebens erfreuen mögen! Der Herr u. ſ. w.

Herder:

Ueber das Project zuläſſiger landsmannſchaftlicher Verbindungen auf Univerſitäten.

L.

Der Gedanke, eine Menge Studenten (die für ſich eigentlich kein Corpus ausmachen, als ſofern ſie unter akademiſchen Geſetzen ſtehen, ſondern einzeln als Schüler an einen Ort geſchickt ſind, um daſelbſt in mehr oder minderer Zeit, jeder für ſich, nützliche Kenntniſſe zu ſammeln) zu einer Art von Verbindung, die ſich ſelbſt regieren ſoll, zu organiſiren; dieſer Gedanke, ſo natürlich und edel er iſt, hat in der Ausführung große Behutſamkeit nöthig. Eltern und Vormünder, die junge Leute auf die Univerſität ſchicken, ſind natürlich gegen Alles, wodurch dieſe Gefahr laufen, von ihrem eigentlichen Zweck abgezogen zu werden und in Verhältniße zu kommen, die ihnen durch Zuſammenkünfte oder Pflichten einer Corporation das Gemüth mit fremden Dingen beſchäftigen, Koſten machen und Zeit rauben, ſo daß zu fürchten wäre, daß wenn eine Univerſität, den Gebräuchen und Vorurtheilen anderer Univerſitäten zuwider, mit einer Einrichtung dieſer Art, wenn ſie nicht gar vorſichtig genommen wäre, hervorträte, ein Geſchrei gegen ſie könnte erhoben werden, da ihr in der Meinung ſolcher, die junge Leute auf eine Akademie ſenden oder empfehlen, ſchadete. Den Lehrern der Univerſität könnten ſolche Corporationen auch nachtheilig werden, indem, da jetzt jeder einzelne Studiosus ſich ſeine Lehrer wählen kann und doch oft Klage geführt wird,

daß einer dem andern seine Zuhörer wegfische, nachher die scheinbare Beschwerde erwüchse, daß corporationsweise gefischt werde, weil doch immer in diesen Verbindungen Einzelne den Ton angeben müssen, mithin aus der bisherigen akademischen Demokratie eine Art Aristokratie würde. Endlich müßte auch der Landesherr selbst darauf Rücksicht nehmen, daß nicht etwa durch dergleichen Corporationen jede bisher einzeln geführte Beschwerde künftig sofort zur Angelegenheit einer oder mehrerer Landsmannschaften gemacht würde, und jeder Privatwunsch von einem oder mehreren constituirten Repräsentanten vorgetragen, gar bald das anmaaßende Ansehen einer öffentlichen Foderung erhielte.

II.

Diesen Cautelen zu Folge wäre also, meines Erachtens, Vorsorge zu tragen,

1) daß nichts Militairisches in Form oder Zeichen dieser Corporationen komme, weil dies sowohl den Eltern der Studirenden am auffallendsten, als auch bei unvorauszusehenden Fällen von übler Wirkung seyn könnte. Mich dünkt, die vorgeschlagene Cocarde gehört dahin: sie ist ein Feldzeichen, eine Art Aufforderung zur Versammlung, gegen welche doch eben diese Anstalt gerichtet seyn soll. Ein simples Band zwischen den Knöpfen, als eine Art Orden getragen, unterschiede meines Erachtens die Landsmannschaften genugsam, und wäre zugleich ein Symbol der ganzen Vereinigung, nämlich ein Band der Ehre und einer sittlichen friedlichen Verbindung.

2) Gleichergestalt müßten alle literalische und gelehrte Maskopien von dieser Einrichtung fern bleiben; so daß niemand dadurch im Lauf seiner Studien oder in der Wahl

ſeiner Lehrer beſchränkt und gehindert, und in Abſicht auf dieſe, Dinge weder directe noch indirecte truppweiſe machinirt würde.

3) Alle gerichtliche Form iſt bei dieſen Verbindungen ſo viel möglich, zu vermeiden, weil ſie jungen Leuten, die blos Schüler ſeyn ſollen, theils unangemeſſen iſt, theils von ihnen gegen das Anſehen ihrer Obrigkeiten gemißbraucht werden kann. Männer von Ehre, Vorſteher und friedliche Schiedsrichter mögen die Repräſentanten ſeyn; Unterrichter aber, wie mich dünkt, nicht. Daher auch wohl der Name des Ehrengerichts und andere Formalitäten wegfielen. Auch ſcheint mirs bedenklich, daß einige Repräſentanten den Policei-Seſſionen, wenn auch ohne Stimme, beiwohnen ſollten; wenigſtens müßte damit nicht angefangen, ſondern höchſtens einmal einem oder zwei Repräſentanten, die man genugſam kennet, dieſer Vorzug, als eine Art Belohnung, ohne Conſequenz gegönnet werden: denn überhaupt iſt die Schaar der Studenten ein wandelndes Heer; die beſten bleiben nicht lange und es iſt immer Zeit nöthig, ehe man ſie kennen lernet.

4) Daher müßte auch die in Idee genommene Einrichtung ſo einfach als möglich, und in keiner Art des Verhältniſſes complicirt ſeyn. Wären z. B. nicht 28 Landsmannſchaften zuviel? und könnten einige aus benachbarten kleinen Ländern nicht zuſammen gethan werden, wie ſich die Schwächern gegen die Zahlreichern doch immer zuſammen thun würden? Damit würden auch der Repräſentanten und ihrer Adjuncten weniger; und fiele mit der gerichtlichen Form auch wohl der doppelte Ausſchuß jeder Landsmannſchaft weg; zum Zweck der Einrichtung könnte, wie mich dünkt, Einer oder keiner genug ſeyn. Der Sprecher für jeden Ausſchuß, am meiſten aber der für die ganze Akademie ſcheint mir

auch bedenklich. Jedes Corpus wird, wenn es einen Vortrag zu thun hat, ſich über den Anbringer deſſelben leicht vereinigen; ein Sprecher für die geſammte Akademie ſieht ein Compromiß aller Landsmannſchaften voraus, das weder zu begünſtigen iſt, noch zu wünſchen wäre.

III.

Alſo, dünkt mich, könnte die Einrichtung auf nichts anders als auf eine vom Landesherrn beſtätigte Geſellſchaft für die öffentliche Ehre und die guten Sitten der Studirenden abzwecken, mithin blos eine Anſtalt del buon governo ſeyn. Alle Profeſſoren, die dabei zu concurriren hätten, müßten von jedem Privat-Intreſſe abgeſondert, blos als Männer der Ehre und Aufſeher guter Sitten concurriren und jedem corpus oder mehreren corporibus Einen dergleichen Aufſeher ſich freizuwählen erlaubt ſeyn. Dieſer nähme ſich der Landsmannſchaft oder der Landsmannſchaften, die ihn frei gewählt hätten, an und verträte ihre Stelle im akademiſchen Senat, oder im Policeirecht als Protector. Der Magnificus ertheilte bei der Aufnahme in die Akademie dem Ankommenden das Ehrenband des Ordens ſeiner Landsmannſchaft ſelbſt, zugleich mit den gedruckten Geſetzen, die zu dieſer Stiftung gefertigt werden müßten, und in denen inſonderheit der Geiſt der Ehre, des Wohlverhaltens und des gemeinſchaftlichen Wetteifers, allem vorzubeugen, das den guten Namen der Landsmannſchaft kränken könnte, erweckt werden müßte. Denn ohne dieſe innere Triebfeder wäre das ganze Werk unnütz oder gar ſchädlich, und müßte gar mit Nachtheil wieder abgeſtellt werden. Mit dieſem Ehrenzeichen verwieſe ihn der Rector ſodann zu dem Profeſſor, der das Protectorat dieſer Landsmannſchaft, als ihr Erwählter und gleichſam Aelteſter führte, der ihn ſodann unentgeldlich auf-

nimmt und ihn dem Repräſentanten ſeiner Landsmannſchaft anweiſet. Dieſer (ſowie der Protector) wird von der Landsmannſchaft frei, durchs Loos, gewählt, und wählt ſeinen Adjunct ſich ſelbſt; es geſchieht im Beiſeyn des Protectors der Landsmannſchaft, der es als Profeſſor, er ſey ordinarius oder extraordinarius, der Akademie notificiret. In den Geſetzen müßte ausgedrückt ſeyn, welch ein Zutrauen auf den Repräſentanten geſetzt werde, nämlich die Ehre und den guten Ruf ſeiner Landsmannſchaft zu erhalten, kindiſchen Zänkereien zuvorzukommen, oder ſolchen durch guten Rath und den Zuſpruch ſeiner Landsmannſchaft ein Ende zu machen, in ſtreitigen Fällen für die Sicherheit zu ſtehen und auf gütliche rechtmäßige Weiſe dem keimenden Uebel zu ſteuern. Dieſe gütliche rechtmäßige Weiſe kann keine andre ſeyn, als

1) wenn in der Landsmannſchaft ſelbſt Zwiſt iſt, eine öffentliche friedliche Entſcheidung nach den meiſten Stimmen durchs Loos: der Repräſentant hat dabei den Vortrag in Gegenwart des Protectors. Sind die Stimmen ſtehend, ſo können beide ſtreitige Theile auf einen Schiedsrichter compromittiren, deſſen Wort aber entſcheidet.

2) Sind zwei Mitglieder aus zwei Landsmannſchaften in Colliſion, bringt jeder es an die ſeinige; die Repräſentanten beider und nöthigenfalls auch die Protectoren beider, pflegen Unterhandlung, jede ſammlet Stimmen, und falls dieſe nicht entſcheiden, wählen beide Streitende, es ſey aus dieſen oder aus einer andern Landsmannſchaft, einen Schiedsrichter, deſſen Wort entſcheidet.

3) Die Ausſchließung eines Mitgliedes hängt weder von der Geſellſchaft allein, noch von ihrem Protector ab, ſondern muß per plurima beſchloſſen ſeyn und ordnungsmäßig an den

Senat gebracht werden, weil ſie gewiſſermaaßen ärger als eine Relegation iſt.

4) Was von einer Landsmannſchaft ad Rectorem oder an die Policei gebracht wird, muß per plurima beſchloſſen ſeyn in Gegenwart des Protectors; es wird dahin gebracht durch den Repräſentanten oder wen die Geſellſchaft per plurima dazu wählet, und hat ſie, wie die Einzelnen, das decisum darüber zu erwarten.

5) Die äußerlichen Ort- und Zeitumſtände, wie ein Protector oder ein Repräſentant gewählt wird, hängen von nähern Kenntniſſen der Akademie ab und müſſen in den Geſetzen genau beſtimmt, auch darauf Rückſicht genommen werden, wie man die beinahe unvermeidlichen öftern Zuſammenkünfte einer Landsmannſchaft vermeide. Ausſchüſſe derſelben ſcheinen mir unnöthig oder unzweckhaft, wenn nur beſtimmt wird, in welcher Anzahl der Verſammelten Schlüſſe gelten.

6) Zuträglich aber ſcheint mirs zu ſeyn, wenn nicht auf einmal die Anſtalt im Großen angefangen, ſondern nur mit einzelnen oder mit Einer Landsmannſchaft der Verſuch gemacht würde; gelingt er, ſo werden ſich die andern gern nach eben den Geſetzen einrichten und die Univerſität organiſirte damit ſich ſelbſt, wenn auch nur allmählig. Das iſts ja, was die Menſchen ſo ſehr wünſchen.

7) Zuletzt gebe ich noch mit Einem Wort anheim, ob nicht die meiſte Gelegenheit akademiſcher Zwiſtigkeiten weniger darin liege, daß ſich die Studenten unter ſich, als daß ſie ſich mit einem fremden corpore reiben. In Göttingen und auf mehrern Univerſitäten wars mit Handwerksgeſellen, in Jena mit wenigen Soldaten, wo am ganzen Zwiſt vielleicht die Unvorſichtigkeit Eines Schuld war. Im Ganzen, dünkt mich, iſt der Geiſt

der Deutſchen Muſen ziemlich kirre und friedlich: die Jünglinge kommen meiſtens als Schüler auf die Univerſität, und wenn ſie ſolche verlaſſen, ſind ſie größtentheils noch Schüler, denen man alſo, meines Erachtens, nicht mehr zutrauen oder anheimſtellen müßte, als wovon ſie, ihren Jahren nach, Begriff haben. s. m.

Herder.

Nachſchrift.

Geraume Zeit nachher, nachdem ich die vorſtehenden Anmerkungen über den Vorſchlag landsmannſchaftlicher Verbindungen auf Akademien niedergeſchrieben hatte, vernahm ich, daß über dieſe Sache in Jena vor einigen Jahren eine ausführliche Erörterung veranlaſſet und zu Stande gekommen ſey. Es findet ſich nämlich

1) daß von mehreren Profeſſoren die Sache ſolcher landsmannſchaftlichen Verbindungen ihren Folgen nach aus Gründen der Erfahrung ſehr ins Licht geſetzt worden iſt. Da nun in zweifelhaften Dingen dieſer Art die Erfahrung allein Auskunft geben kann, ſo muß ich alle meine geäußerten Bedenklichkeiten aus Gewiſſenhaftigkeit hier wiederholen. Ein Uebel, das ſich in ſeinen Wirkungen, nach dieſer vielfältigen Klage, genugſam dargeſtellt hat, darf man nicht leicht, wenn es entſchlafen iſt, wieder erwecken, weil man, zumal in den gegenwärtigen Zeiten, nach dem allgemeinen Impulſus, der mehrere Länder durchgeht, und der ſich bei dem einzig-freien Stande in Europa, der akademiſchen, größtentheils fremden Jugend am lebhafteſten zeiget, über ſeine Ausbrüche und Folgen ſchwerlich mehr Herr iſt. Den erſten Funken hat man in ſeiner Gewalt; nicht ſo aber die ausbrechende und letzte Flamme.

2) Selbſt die verbeſſerte Geſtalt ſolcher Verbindungen, die ich aus dem Project herausziehen wollte, findet ſich. Verbindungen dieſer Art ſind öffentlich, wenigſtens tacite anerkannt: ſie haben Ordenszeichen, Protectoren, Senioren, Subſenioren und was man fodern kann; und doch werden ſie in ihren Folgen nicht gerühmet. Eine verſchwundene, oder wenigſtens verborgene Geſtalt dieſer Art wieder aufzuwecken, wenn man den ganzen Zuſtand der Akademie nicht ändern kann, hieße alle ihre Unfüglichkeiten in integrum restituiren: auch unter einem neuen Namen ginge das Ding bald in ſeine alte, gewohnte oder dem Hange unſrer Zeit nach, noch in eine licentioſere Form über.

3) Da nun der Landesherr ſelbſt, dieſe Verbindungen zu unterdrücken, ſich vor wenigen Jahren ſo viele Mühe gegeben, und die andern Nutritoren darüber mit Ihm einverſtanden geweſen ſind: ſo nähme Er nicht nur vor dieſen, ſondern im Angeſicht der ganzen Akademie ſein Wort und ſeine Mühe zurück, ladete ſich die neue und größere Mühe auf, die Co-Nutritoren vom Gegentheil der vorigen Ideen zu überzeugen, und müßte, um dies zu bewirken, eine zweifelhafte Sache, für deren Erfolg niemand ſtehen kann, als gewiß und unfehlbar auf ſich nehmen; welcher Fall in unſrer Zeit äußerſt risquant iſt. Ich will nicht entſcheiden, ob damals, als die Aufhebung der Landsmannſchaften ſo ſchnell und ſtrenge betrieben wurde, nicht ein gelinderer Mittelweg hätte genommen werden können; und es mag wohl ſeyn, daß damals eine öffentliche Reform und Organiſation der Landsmannſchaften an Ort und Stelle geweſen wäre; nach Dem aber, was geſchehen iſt, dünkt mich jetzt die Zeit vorüber, und die Kriſis der Umſtände auch auf andern Univerſitäten dem Vorhaben nicht günſtig.

Sollten aber nicht andere Mittel ſeyn, den Geiſt der Ehre unter den Studirenden zu erwecken, ihre Gedanken von

tumultuariſchen Handlungen und Sitten abzuwenden, und ſtatt der Rotten beſſere Verbindungen unter ihnen zu ſtiften? Es ſind viel gute Sachen darüber geſagt; da dieſe aber damals nur den näheren Zweck hatten, dem Unweſen der Orden und Landsmannſchaften zu ſteuern, ſo wage ich es, im Allgemeinern einige Gedanken, die zu Beförderung dieſes Zwecks dienen könnten, unmaasgeblich zu äußern.

1) Den Namen Landsmannſchaften haſſe man nicht; ihn, den Namen, ſuche man nicht mit Feuer und Schwert, mit Reinigungseiden u. drgl. zu verfolgen: die Sache, die er ausdrückt, iſt natürlich, mithin unaustilgbar. So lange auf einer Akademie mehrere Studenten aus Einem und demſelben Lande, ja gar aus derſelben Stadt und Schule, vielleicht Verwandte, Freunde aus den Jahren der Kindheit, allemal aber doch Vaterlandsgenoſſen, kurz Landsleute zuſammen ſtudiren werden; ſo lange werden dieſe ſich unter den andern vorzüglich ſuchen, mit einander umgehen, und da ſie alleſammt Fremde an dieſem Orte ſind, ſich gewiſſermaaßen als Eins betrachten. Frühere Bekanntſchaft, gemeinſchaftliche Sitten und Dialecte, ein näherer gemeinſchaftlicher Zweck des Studirens bindet ſie; und was auch hier die Natur zuſammenfügt, wird der Menſch nicht ſcheiden. Den üblen Folgen ſolcher Verbindungen beuge man vor, oder ſtelle ſie ab: ſie ſelbſt aber, die Nationalbande, tolerire man und nehme von ihnen ſo wenig Notiz als möglich. Die beſten Neigungen im menſchlichen Herzen ſind Ausſchweifungen unterworfen. Alles, was Collegium, Geſellſchaft, Corpus u. dgl. heißt, trägt ſeine Nachtheile mit ſich, von denen ja das Corpus der Univerſität ſelbſt nicht frei iſt; deswegen aber alle ſolche Verbindungen und Corpora aufheben wollen, wäre eben ſo vergeblich, als ſchädlich. Daß man mit Unterſuchungen, mit koſtbaren und dennoch

vergeblichen, ja gar lächerlichen Reinigungseiden oft zu weit geſchritten ſey, wäre möglich; wogegen, meines Erachtens, die beſte Auskunft wäre, daß man den Nationalismus zwar nicht begünſtigte und aufmunterte, aber, wo er ſich hie und da zeigt, mit Klugheit und Billigkeit modificirte. Laß eine ſolche Geſellſchaft ihre Geſetze vorzeigen; und enthalten dieſe nichts Strafbares, ſo dulde man ſie, habe übrigens ein wachſames Auge auf dieſelbe, gewinne die klügſten Mitglieder, oder gebe ihnen, jedoch nur privatim, unter die Hand, unter den Lehrern der Akademie ſich einen Freund, einen Beſchützer zu wählen. Väterliche Ermahnung und Vorſorge müßte hier an die Stelle richterlicher Strenge treten; manches Kinderſpiel müßte man, ſo lange es keinen Schaden thut, bei jungen Leuten überſehen, und durch einzelne Mitglieder Verbindungen dieſer Art zu moraliſchen, guten Endzwecken lenken. Alles dies kommt auf die Handhaber der akademiſchen Geſetze an; die Landesobrigkeit hat, wie mich dünkt, dem Uebel nur zuvorzukommen, oder zu ſteuern, und die allgemeine Sicherheit zu fördern. Sobald dieſe geſichert iſt, iſt und bleibt das Loſungswort Deutſcher Akademien: Freiheit.

2) Dabei bringe man beſſere Geſellſchaften in Gang, die durch ein gemeinſchaftliches Ziel in Wiſſenſchaften und Beſtrebungen die Gemüther binden, ſie vom Nationalismus abwenden, und gleichſam wiſſenſchaftliche Gemeinen aus mancherlei Nationen ſammeln. Es iſt Schade, daß dieſer Geiſt auf Akademien von Tage zu Tage mehr ausſtirbt: denn er iſt ihnen unentbehrlich, und hat in älteren Zeiten für Deutſchland viel Gutes gewirket. Der beſſere Geſchmack unſrer Nation ging von ſolchen Geſellſchaften aus; ihre Mitglieder wetteiferten mit einander und verbanden ſich zu Freunden und Geſellen in guten Bemühungen oft auf Zeitlebens. Auch Jena hat gute

Gesellschaften dieser Art gehabt, die aber alle entschlafen, weil zu unsrer Zeit auch in der Literatur nichts als der mercantilische Geist herrschet. In jeder Facultät könnten Gesellschaften dieser Art seyn, und in der sogenannten philosophischen so viel als Lehrer und Wissenschaften zu ihr gehören. In Göttingen hat man seit einigen Jahren in jeder Facultät Preisfragen aufgegeben, die zum Theil schon schöne Stücke hervorgebracht haben. Denn das scheint gewiß, unsern Akademien fehlt es, seitdem die öftern Disputationen, Reden und die gelehrten Gesellschaften abgekommen sind, in manchen Facultäten an Gelegenheit zu gemeinschaftlichem Fleiß und Wetteifer, mithin an öffentlicher Uebung.

3) Eine große Freude hat mirs gemacht, als ich die Spur des wohlthätigen Gedankens Sr. Herzogl. Durchlaucht fand, das Jenaische Convictorium auf einen andern Fuß setzen zu wollen, und ihm eine unsern Zeiten angemessene Einrichtung zu geben. Daß der Vorschlag, den ich näher zu kennen sehr wünsche, in Jena Widerspruch und Einwendungen gefunden, war wohl auch deswegen natürlich, weil über einen Loder'schen Aufsatz votirt ward, und, wie es scheint, Göttingen hierin zum Vorbilde genommen werden sollte. Sehr lieb war mirs also, zu lesen, daß Sr. Herzoglichen Durchlaucht die Gründe für die Veränderung dennoch überwiegend schienen, und Höchstdieselben die Idee darüber noch nicht aufgegeben hätten. Ich bin überzeugt, und habe es bei dem hiesigen Fürstlichen Freitisch unwidersprechlich erfahren, daß mit einer Veränderung dieses Instituts nach den Bedürfnissen unserer Zeit und Lage (wobei aber die Götting'sche Einrichtung nicht zum Muster genommen werden müßte,) für den Geist und Körper, für die Sitten und ganze Lebensweise der jungen Leute, nicht minder für ihre Aufmunterung und den Flor der Akademie so viel gethan und be-

wirkt werden könnte, als ſich ſonſt nicht leicht durch eine einzelne Handlung und Vorkehrung bewirken läßt; worüber ich, wenn mir die Acten ſammt dem Stiftungsbriefe mitgetheilt würden, ſehr gern ausführlicher meine Gedanken in Unterthänigkeit darlegen möchte.

Herder.

An Herder's Grabe

unterm Taufſteine der Kirche St. Peter und Paul
zu Weimar
am 25. Auguſt 1844.

Von

Theodor Stichling,
Geheimen Referendar in Weimar,
einem Enkel Herder's.

Laß mich zu Deiner heil'gen Ruheſtätte,
Erhabner Ahn, mit leiſem Schritte treten,
An deiner Aſche altehrwürd'gem Bette
Von Andacht voll aus tiefer Bruſt zu beten.
Heut' iſt Dein Nam' in Tauſenden erwecket
Und klinget ruhmvoll in bekränzten Hallen,
So laß denn auf den Stein, der Dich bedecket,
Auch eines Enkels fromme Thräne fallen.

Auf Geiſtesflügeln durch die Welt gezogen,
Haſt Du der Erde weitbelebte Räume,
Das große Feld der Thaten und der Träume,
Des Könnens, Seyns und Werdens überflogen.
Nach Zeit und Raum mit gottbegabten Augen
Das Schöpfungsreich großartig überblickend
Und doch die Roſen auch am Wege pflückend,
Gingſt Du, den Geiſt der Menſchheit einzuſaugen.

Du lauſchteſt an der Werkſtatt heil'gen Pforten,
Du hörteſt einmal noch die erſten Klänge
Der Menſchenſprach', in volleren Akkorden
Der Völker eigne Stimmen und Geſänge;
Du ſahſt die große Nationenkette,
Wie ſie, ein Kranz, der Mutter Bruſt umſchlingt,
Auf tauſendfacher Nähr- und Bildungsſtätte
Der Gaben bunt Gemiſch zum Markte bringt.

Und überall haſt leuchtend Du gezeigt,
Was auf dem Grund, da ſie gekeimt auf Erden,
Und in der Zeit, die nährend ſie geſäugt,
Die Menſchen konnten ſeyn und mußten werden;
Jedwede einzle Lebensmelodie
Haſt Du verſöhnt zum großen Lied geführet,
Denn flüſternd hat des Schickſals Harmonie
Dein ahnend Ohr mit leiſem Klang gerühret.

In Lebens Tiefen wie auf Lebens Höhen
Fandſt Du die Blume, die kein Sturm verweht,
Mag ſie auch oft auf dürrem Boden ſtehen, —
Die ew'ge Blüthe der Humanität!
Du hegteſt ſie und bargeſt ihren Saamen
In Deines Herzens großem Liebeshaus
Und ſtreuteſt ihn in Deines Gottes Namen
Begeiſtert in die weite Welt hinaus.

Und manches Körnlein iſt ſchon aufgequollen
Und hat der Menſchheit ſtille Frucht getragen,
Und zum Akkord, zum Chore angeſchwollen
Iſt manche Saite, die Du angeſchlagen;
Ja, wenn ſich heut von Deinem zweiten Sterne
Dein Blick den Weg zum erſten Hauſe bahnte,
Er ſäh' entzückt gar Manches, was in Ferne
Prophetiſch einſt Dein großer Geiſt nur ahnte!

Denn wo die Lieb' und die Begeiſt'rung waltet,
Da fehlet auch des Sehers Gabe nicht,
Und wer des Urſprungs Sagenbuch entfaltet,
Dem dämmert auch der Zukunft Morgenlicht:
Du haſt zuerſt, ein Strahl aus trüber Wolke,
Dem Vaterland des Strebens Ziel gezeigt,
Du haſt, ein Patriot, dem deutſchen Volke
Das Schwerdt des ſtolzen Selbſtgefühls gereicht;

Du haſt der Schläfer Ohr mit Donnerworten
Gewecket aus des Schlafs Erniedrigungen,
Du haſt die Wahrheit ohne Huldigungen
Geſprochen frei an goldnen Thronespforten;
Du haſt des Rechtes unaufhaltſam Walten
Gelehret aus dem Buche der Geſchichte,
Du haſt des ſchaffenden Gemeingeiſts Früchte
Mit ernſter Mahnung lockend vorgehalten! —

Und tief verſenkt in Deines Volks Geſchicke,
Schloß ſich Dein Auge dieſer Erdenwelt,
Entfeſſelt ſtieg mit ſchleierloſem Blicke
Dein Geiſt zu Dem, der alle Zügel hält;
Die Steine ſanken, die mit ihrer Schwere
Gar oft die Freude Deiner Bruſt geraubt,
Und nur der Fels der reinen Chriſtuslehre
Bedeckt noch heute dein entſchlafnes Haupt!

Der Taufſtein iſt's! — o hauch mit einem Kuſſe
Der Form Dein Feuer der Begeiſt'rung ein,
Laß ſeinen Quell in unverſchrobnem Guſſe
Ein Born wahrhaftiger Verjüngung ſeyn!
Die Donner laß der Geiſtesmächte rollen,
Wo Licht und Klarheit im Gedränge ſtehn;
Doch wo der Schmähung Pfeile ſchießen ſollen,
Da laß der Liebe Friedensflagge wehn!

Es reiht ſich Eine große Brüderkette
Durch alle Tempel, alle Nationen,
Jedwede Scholle Land, da Menſchen wohnen,
Iſt auch der Bildung heil'ge Werkelſtätte;
Und Alle baun unſichtbar Tag für Tage
Nach Einem Ziel, das ewig neu erſteiget, —
Du haſt den Plan uns ahnend vorgezeiget,
Schweb Du voran mit Deinem Hammerſchlage!

Und wo Du auch im Flug vorübereilst
An fremden Ländern, Nationen, Zeiten,
Wir wissen doch, wo Du am treusten weilst:
Bei Deines Vaterlandes Freud' und Leiden!
Ja, ewig wahr sind jene alten Sagen:
„In Noth erwacht ein todter Held zum Leben" —
So wirst auch Du in ernsten Kampfestagen,
Ein Heldengeist, Dein Vaterland umschweben!

An Herder.

Von

Natalie von Herder.

Der Du für Tauſende die Bahn gebrochen,
Des Geiſtes Feſſeln muthig abgeſtreift,
Das Wort der Lieb' oft tröſtend haſt geſprochen,
In bangen Herzen Zuverſicht gereift,
Laß noch der Enkel Dank Dir ſchüchtern ſagen,
Welch' reiche Frucht Dein Wirken einſt getragen.

Du ſtandeſt in der Seele reiner Klarheit,
Für Recht und Licht ein Held des Glaubens da,
Kühn folgteſt Du den Weg zur ew'gen Wahrheit,
Dir war ein höh'rer Schutz und Helfer nah',
Er lehrte Dich mit frommer Chriſtenmilde
Zu handeln nach der Liebe Gnadenbilde.

Der Menſchheit Spur im grauen Alterthume,
Und ihren Jugendkämpfen gingſt Du nach,
Bis wo der Geiſt aus dunklem Heiligthume
In lichten Bildern und Orakeln ſprach,
Und aufwärts bis zu ſonnenlichten Höhen,
Wo frei die Banner jetzt des Glaubens wehen.

Du legteſt uns der Vorzeit ſchöne Sagen,
Der Sänger Kunſt, der Fabeln Weisheit aus,
Von fremder Flur, aus eignen Blüthentagen,
Von Thal und Höhen wobſt Du manchen Straus,
Gelichtet haſt Du der Gedanken Schleier,
Geweiht der Seele ernſte Andachtsfeier.

Der Du für Tauſende die Bahn gebrochen,
Des Geiſtes Feſſeln muthig abgeſtreift,
Das Wort der Lieb' oft tröſtend haſt geſprochen,
In bangen Herzen Zuverſicht gereift,
Laß noch der Enkel Dank Dir ſchüchtern ſagen,
Welch' reiche Frucht Dein Wirken einſt getragen.

Du ſtandeſt in der Seele reiner Klarheit,
Für Recht und Licht ein Held des Glaubens da,
Kühn folgteſt Du den Weg zur ew'gen Wahrheit,
Dir war ein höh'rer Schutz und Helfer nah',
Er lehrte Dich mit frommer Chriſtenmilde
Zu handeln nach der Liebe Gnadenbilde.

Der Menſchheit Spur im grauen Alterthume,
Und ihren Jugendkämpfen gingſt Du nach,
Bis wo der Geiſt aus dunklem Heiligthume
In lichten Bildern und Orakeln ſprach,
Und aufwärts bis zu ſonnenlichten Höhen,
Wo frei die Banner jetzt des Glaubens wehen.

Du legteſt uns der Vorzeit ſchöne Sagen,
Der Sänger Kunſt, der Fabeln Weisheit aus,
Von fremder Flur, aus eignen Blüthentagen,
Von Thal und Höhen wohſt Du manchen Straus,
Gelichtet haſt Du der Gedanken Schleier,
Geweiht der Seele ernſte Andachtsfeier.

Du warſt der Deinen Glück und hoher Segen,
Zum Herzen ſprach beredt ein jedes Wort.
Dein Beiſpiel ſchweb' uns vor auf unſren Wegen,
Dein Glaube mach' uns ſtark, ſo hier wie dort.
Was wir verloren, kehr' uns himmliſch wieder,
Und Du, Verklärter, reich' es uns hernieder.

Durch Deiner Liebe ſegensvolles Walten
Laß uns getroſt in ferne Zukunft ſehn,
Wie Jahre zum Jahrhundert ſich geſtalten,
So mög' im Geiſte wechſelnd fortbeſtehn
Dein Name, der ſo Liebe, Licht, als Leben
Der Mit- und Nachwelt bleibend hat gegeben.

Kurze Charakteriſtik Herder's

von

Konrad Schwenck,
Profeſſor in Frankfurt a. M.

Der wahre Werth und die wesentliche Beschaffenheit einer bedeutenden Geisteswirksamkeit, nach welcher wir den Ausüber derselben beurtheilen müssen, läßt sich nur dann ohne Verwirrung und Fehlgriffe bestimmen, wenn wir die Naturanlage des zu Beurtheilenden klar erkennen und deren Nothwendigkeiten nach dem Maaß ihrer Kraft uns deutlich zu machen vermögen. Fassen wir dann den Geist der Zeit und dessen Streben in das Auge, so wird uns des Mannes Wirken auf denselben nach Werth und Umfang hervortreten und wir werden nicht Gefahr laufen, Nothwendiges für Zufälliges zu halten und uns in Gewirre von Kleinigkeiten zu verlieren, welche zusammengesetzt schillernde Bilder geben, die der Eine so, der Andere anders ansieht, so daß die verschiedensten, oft entgegengesetztesten Urtheile gefällt werden. Wenden wir dieses Verfahren auf Herder an, so ist seine Wirksamkeit von einem so großen Umfange gewesen, daß wir aus seinen Werken seine Geistesanlage auf das Vollständigste entwickelt zu erkennen vermögen, und wir sehen als den Grund, worauf sein ganzes Wesen beruhte, eine poetisch-philosophische Seele von einer so gleichmäßigen und durchaus harmonischen Mischung, daß nie die eine Seite die andere überwog, sondern all sein Dichten und Denken zeigt die vollkommenene Durchdrungenheit beider Elemente zu einem einzigen Ganzen. Obgleich mit erregbarer und zur deutlichen Ideengestaltung hinlänglich starker Einbildungskraft und einem reizbaren Herzen, welches die Einbildungskraft leicht in Schwung

zu ſetzen vermochte, ausgeſtattet, dichtete er doch nie ein Bild einer ſchönen oder anmuthigen Situation um ihrer ſelbſt willen, ſondern Einbildungskraft und philoſophiſches Denken ſpiegeln ſich innigverbunden darin ab. Eben ſo wenig wandte ſich Herder je der Philoſophie in dem Sinne zu, um ein Denkſyſtem im ſtrengen Sinne des Wortes aufzubauen, obgleich er zum zergliedernden ſcharfen Denken alle Kraft beſaß und ſie bewährte, wo es ſie zu bewähren galt. Zu ſeinem poetiſch-philoſophiſchen Geiſte war ihm ein ſehr warmes, erregbares, liebevolles Herz von der Natur zugetheilt worden, welches die Anwendung ſeiner Geiſteskraft beſtimmte und leitete, ſo daß dieſe ſich die Beförderung der Menſchheit zum Guten, die wahre Humanität zum Ziele wählte, dem er raſtlos und ohne je an der Möglichkeit, daß ein ſolches Ziel erreicht werden könnte, zu verzweifeln, zuſtrebte.

Die Zeit, in welcher dieſer Geiſt mit ſeinem großen und ſchönen Streben auftrat, war in ſo fern ganz dazu geeignet, als das Streben zur Humanität allgemein war und wie ein friſcher Frühlingsodem ganz Europa durchzog, an dem abgewelkten Laube vergangener Jahrhunderte rüttelnd, und tauſend und tauſend neue Keime weckend. Da aber die nothwendig gewordene Neuerung nicht ohne Zerſtörung abgeſtorbener Formen in's Werk zu richten war, und ohne daß mancher Hülle, aus welcher der Geiſt entwichen war, ein neuer Lebensodem eingeblaſen ward, in das Leben treten konnte, ſo hatte das Streben zur Humanität der gefährlichen Klippen viele zu umſchiffen. Die, welche nur mit der Schärfe des Verſtandes an dem großen Werke arbeiteten, fanden viel zu zerſtören und arbeiteten bei klar geſtellter Aufgabe, wenn auch nicht ohne große Anſtrengung, ſo doch ohne je über ihr Thun in Zweifel zu kommen; denn dieſer kann nur beim Aufbauen, nicht beim Einreißen entſtehen. Anders ſtand es mit den poetiſch-philoſophiſchen Gemüthern, zu welchen Herder gehörte, und welche die Aufgabe in ihrer Ganzheit begriffen und

empfanden. Jean Jacques Rouſſeau, eine Herdern zwar nicht durchaus, aber doch vielfach verwandte Seele, ward an dem Anblick der Menſchheit in dem der Erneuerung bedürftigen Zuſtand krankhaft gereizt, daß er in ſeinen eigenen Eingeweiden wühlte und den Schaden, den dieſer Zuſtand anrichtete, an ſich ſelbſt nachzuweiſen trachtete. Alle Cultur ward ihm verhaßt und gegen die Poeſie, womit er ſchön begabt war, in Kampf tretend, wollte er der nackteſten Proſa ein Reich bauen, die mit dem Herzblut ſeiner Dichterkraft genährt ein verführeriſches Traumbild ward, das Tauſende verlockte und, wenn ſie es faſſen wollten, in die Lüfte zerrann. Klinger ward von dem erſtarrenden Gorgonenblicke des Fanatismus und Despotismus angeſchauert, daß er ihr Bild tief in ſich aufnahm und es der Welt fort und fort vorhielt, um ſie in die feſte Burg der ſtoiſchen Tugend zu ſcheuchen. Hamann ſpann ſich in einem bibliſch-myſtiſchen, Friedrich Heinrich Jakobi in einem poetiſch-philoſophiſchen Traum ein, Herder aber wirkte für die Humanität auf dem Wege, worauf mit Erfolg für ſie gewirkt werden kann. Dieſe bedarf zwar zu ihrer Förderung fort und fort der Schärfe des Verſtandes, wie ſie Herder in hohem Grade beſaß, welche klar entwickelt und auseinanderſetzt, raſtlos bekämpft und Truggewebe zerreißt, aber ohne poetiſche Wärme bringt dies heilſame Wirken nicht in das Herz und läßt die Sophiſtik zu verwirrenden Gegenreden Raum gewinnen und an der Stelle des zerſtörten Truggewebes ein anderes, neues anzetteln, worin der Beſchränkte und Schwache gefangen wird. Nur wer die Zauberſprüche verſteht, welche die Herzen lenken, weil ſie ihnen Nahrung bieten, darf hoffen, etwas auszurichten und das Werk der Humanität zu fördern. Denn ſind die Dinge dem Verſtande noch ſo deutlich gemacht, ja mit den bündigſten Beweiſen dargethan, immer drängt ſich deſſen ungeachtet ein unergründliches und unerklärliches Regen eines dunkeln ſehnenden Gefühles in der Menſchenbruſt hervor, welches, wenn ihm nicht die rechte

Nahrung geboten wird, zu unberechenbarem Unſinne abſchweift. Ohne dieſe Erfahrung, welche uns die Geſchichte klar genug zeigt, würde es unerklärlich ſeyn, daß nach der außerordentlichen Verſtandesthätigkeit des achtzehnten Jahrhunderts ſo Vieles, was für immer zerſtört und aufgelöſt ſchien, im neunzehnten wieder um Geltung ringt und zahlreiche fanatiſche Anhänger findet.

Dieſes geht vorzüglich das dunkle Gebiet des religiöſen Bedürfniſſes an, welches, ungeſtillt gelaſſen, bisher wenigſtens noch nie durch den Verſtand zu bannen und zu beſchwichtigen war. Hier gilt es beſonders dem Humanitätsſtreben, dem Bedürfniß entgegenzukommen nicht bloß mit hellem Verſtand, ſcharfſinnigen Beweiſen und den trefflichſten hiſtoriſchen Forſchungen, denn wenn der Menſch dieſe auch alle erkannt und ſelbſt anerkannt hat, ſo folgt noch nicht im Mindeſten daraus, daß ſein Herz beſchwichtigt ſey. Iſt aber deſſen Sehnſucht ungeſtillt, ſo kann es dann ſehr leicht kommen, daß er ſeine Augen vor dem Lichte, welches ihn verletzt, gewaltſam ſchließt und ſich eher allen Traumbildern ergiebt und ſeine Seele von unwürdigem Wahne knechten läßt, als daß er das dunkle Verlangen in ſich mit dem Verſtande ausgleicht. Dieſe große und ſchwere Aufgabe zu erfüllen, war nie ein Menſch geeigneter als Herder; denn ſein poetiſch-philoſophiſcher Geiſt und ſein warmes Herz voll religiöſen Gefühls drangen von ſchönen edlen Worten getragen zum Herzen, ohne den Verſtand zu verletzen. Daß er ſich der Theologie und dem Predigtamte widmete und bis an ſein Ende treu blieb, daß für Kirche und Schule zu wirken, ſeine höchſte Aufgabe war und er nie etwas drückender empfand als die Enge ſeines Wirkungskreiſes, zeigt hinlänglich, wie er die Förderung der Humanität an der Wurzel derſelben, an der Erziehung des Menſchengeſchlechts für ſeinen Theil anfaßte. Unſchätzbar fürwahr iſt es, wenn ſolche Geiſter in dem religiöſen Gebiete wirken, denn ſie ſind, wie Herder es auch offen ausſprach, den beiden Feinden der Humanität, dem

Pietismus und der Hierarchie ganz entgegengeſetzt, und, was weit wichtiger iſt, ſie machen ſie entbehrlich, ſo weit ihre Wirkung reichen mag. Ihre liebevolle Begeiſterung tritt der beſchränkten Sinnesart und der geſchmackloſen, geiſttödtenden dogmatiſchen Spitzfindigkeit mächtig entgegen, weil ſie poetiſch erhebt und in die Region des Edeln und Schönen emporführt. Herder belebte durch die Wärme ſeines Herzens und das glänzende Licht ſeiner Phantaſie die poetiſchen Keime der Ueberlieferung, daß ſie die Schranken des engen Wortes durchbrachen und dieſes als Schale ſich zeigte, als Schale, mit welcher die dürftige Menſchennatur immerdar ein Weh- und Entſetzen-volles Spiel getrieben und treibt, und das alles, ohne die Ueberlieferung kritiſch anzutaſten. Sein ſeherhafter Blick trug ihn über die Gränzen der mangelhaften menſchlichen Darſtellung alter Zeiten und ſeine Phantaſie warf ſtrahlende Lichter über die dunkeln Abgründe vergangener Jahrtauſende, ohne daß er die Unvollkommenheiten der Ueberlieferung je angegriffen oder gar ihrer geſpottet hätte, wie es auch geſchah, ſondern indem er ſie innig verehrte und pries. Für die Charakteriſtik dieſes ausgezeichneten Mannes iſt es ſehr der Beachtung werth, daß jedesmal die Pietiſten und beſchränkten Dogmatiker in Bewegung geriethen, wann von einer Berufung Herders die Rede war, daß ſie an ſeiner Rechtgläubigkeit zweifelten und ihm entgegen waren, aber trotz allem kleinlichen Belauern keinen Angriffspunkt entdecken konnten. Dies war jederzeit, obgleich jene Menſchen in ihrer Beſchränktheit richtig herauswitterten, daß er durchaus nicht ihres Weſens und ihres dürren Glaubens ſey, der Sieg des Seelenadels und der ächten Religioſität Herder's, der Sieg des Geiſtes über das Ungeiſtige, der ſeine Bahn ungehemmt wandelte durch ſich ſelbſt überwindend ohne Waffe der Abwehr oder des Angriffs.

Es kommt nicht eben ſehr ſelten vor, daß eines Mannes Lehre in Wort und Schrift nicht genau mit ſeinem Leben über-

eintrifft von kleinen Schwachheiten an, bis zu den bedenklichſten Gegenſätzen. Dies iſt natürlich im Religiöſen am mißlichſten und ein nicht geringer Schaden in Allem, was Förderung der Humanität bezweckt; denn der unreine Mund raubt den ſchönſten Worten ihre Kraft, auf uns zu wirken. In dieſer Hinſicht war Herder ebenfalls zu bedeutender Wirkſamkeit berufen, da er eine edle Natur war, welche, allem Gemeinen unzugänglich, jede Probe beſtanden hat. Arm und hart erzogen blieb er fleckenlos und ohne Bitterkeit gegen den an ihm geübten Druck, zeigte ſich als Jüngling auf der Univerſität, wo er mühſam ſein karges Brod erwerben mußte, ſittlich rein und von großem Streben erfüllt, ſo daß ſich ihm Freundſchaft zuwandte. Als er hierauf nach Riga kam, bewährte er ſich in offener Geradheit, ſittlicher Tüchtigkeit und geiſtreicher Wirkſamkeit ſo vorzüglich, daß er warme Freundſchaft und wahre Verehrung in reichem Maaße fand, die ihn, als der Drang, einmal in die Welt hinaus zu ziehen, ihn heftig ergriffen hatte, unterſtützte und ihn nur in der Hoffnung ſcheiden ließ, er werde wiederkehren. Denn als er Paris geſehen hatte, zum Reiſeprediger des Prinzen von Eutin beſtellt, bedachte er ſich keinen Augenblick, nachdem er ſeine Bemühungen wegen verkehrter Leitung des Prinzen als vergeblich erkannt hatte, ein Verhältniß aufzugeben, welches von ihm hätte benutzt werden können und in welchem er ſogar, falls er bei der Achtung, worin er bereits ſtand, nicht zu ſittlich gerade geweſen wäre, um ſich Einfluß durch Mittel, welche in jenen Regionen oft angewandt werden, zu verſchaffen. Von dem Grafen von Lippe hierauf nach Bückeburg berufen zu geiſtlicher Wirkſamkeit, was aber dieſer tüchtige Fürſt nicht ſehr ernſtlich meinte, welcher in Herder einen Mann von Geiſt zum Umgang beſitzen wollte, trat er als Geiſtlicher auf und haftete ſtreng an dieſem ſeinem Berufe, obgleich es ſeiner Gunſt bei dem Fürſten, welcher noch dazu ein ausgezeichneter Menſch war, entſchieden Eintrag that. Ja, er trat dem

Fürſten, wo es die wahre Sittlichkeit und reine Amtsführung galt, ſcharf bis zur Verletzung entgegen, bereit, eher vom Platze zu weichen als eine Unwürdigkeit durchſchlüpfen zu laſſen. Eben ſo rein zeigte er ſich in Weimar, wo er in arbeitvollem Berufe raſtlos für Kirche und Schule wirkte und die unerquicklichſten Arbeiten mit ſtrenger Gewiſſenhaftigkeit beſorgte, nie ermüdend für das Gute zu ringen und unzugänglich allem Unlauteren. Fügt man zu dieſer Sittlichkeit und Reinheit im Leben und im Amte noch das ſchöne und lautere Verhältniß zur Gattin und im Hauſe und die Würdigkeit und männliche Freundſchaft im Umgange mit den Menſchen hinzu, ſo müſſen wir eingeſtehen, daß ſein Streben und ſeine Wirkſamkeit auf dem feſten Boden einer reinen und edeln Perſönlichkeit ſicher begründet war. Daß Herder, zumal in den ſpäteren Jahren, nicht ſelten verſtimmt war und in trüben Stunden ſeinen Lebensberuf als verfehlt betrachtete, darf uns nicht im Geringſten irren und auf eine Unklarheit in ihm ſchließen laſſen. Wer wie er mit einem hohen Ideal in der Seele nicht nach weltlichen Vortheilen jagt, ſondern einem edeln Ziele zuſtrebt, dabei aber mit einer Laſt kleinlicher Geſchäfte beladen iſt und dieſe oft mit begeiſterungsloſen Menſchen zu verhandeln hat, wer noch dazu ſich oft vergeblich abarbeitet, das zum Guten Nothwendige in's Werk zu ſetzen und keine Unterſtützung dabei zu erwirken vermag, muß nicht ſelten in Verſtimmung gerathen. Erſcheint ihm obendrein der Wirkungskreis enge, wie der weimar'ſche allerdings für einen ſo bedeutenden Mann war, ſo mag die Verſtimmung ſich bis zur trüben Anſicht über verfehlten Lebensberuf ſteigern. Wäre ſein Wirkungskreis aber auch größer geweſen und hätte er in demſelben mehr ausrichten können, als ihm vergönnt war, an Verſtimmung würde es ihm in ſo weit nie gefehlt haben, als er ſich ſelbſt nie genug thun konnte, eben weil die Förderung der Humanität ein ſo großes Unternehmen iſt, daß der Begeiſterte, welcher Alles, was zu thun iſt, überſchaut, leicht

empfindet, wie wenig eines Menſchen Kraft und Wirken zur Erreichung des Zieles genügt. Auch war Herder dem edlen Ehrgeiz nicht fremd, der Nachwelt ein ſeiner würdiges Denkmal zu hinterlaſſen, und meinte, in keiner ſeiner Schriften ein ſolches geſtiftet zu haben, da ihm alle Eitelkeit fremd war. Es kam ihm nicht in den Sinn, daß ſein ganzes Wirken auf ſein Volk ein bleibendes Denkmal ſey, in ſeinen Schriften aufbewahrt, wie Winkelmann's und Leſſing's Wirken. Daß aber Herder in ſeinem Leben auch außer der amtlichen Wirkſamkeit eine Geſinnung zeigte, welche gemeine Naturen eine grämliche oder eine ſtolze zu nennen pflegen, möchte eher eine richtige und würdige Lebensanſicht bei ihm darthun, als einer Schwäche zuzuſchreiben ſeyn. Sich auf Alles und mit Jedem einzulaſſen und zu correſpondiren, mochte er nicht, aber nie gab ſich liebloſe Geſinnung oder Gleichgültigkeit gegen die Menſchen als die Quelle ſolches Verfahrens kund. Als er mit Dalberg nach Italien reiſte, trennte er ſich von demſelben in Rom, weil er die Launen einer von demſelben mitgeführten Frau nicht ertragen wollte, was freilich bei einem gewöhnlichen Menſchen den Schein undankbarer Unfügſamkeit und unbeholfener Grämlichkeit haben kann, bei einem ſo bedeutenden Geiſte in ſolcher Lage aber nicht. Unterhaltung, Zerſtreuung, gewöhnliche Lebensgenüſſe ließen Herder nicht ſeinen Wirkungskreis und ſeine literariſche Arbeiten hintanſetzen und Italien aufſuchen, ſondern Sehnſucht nach dieſem Lande und Begeiſterung dafür. Für eine Seele aber, welche voll von Begeiſterung und den mannichfachſten Empfindungen, tauſendfältig angeregt inmitten des Anregendſten, fort und fort den eigenſinnigen Launen einer verwöhnten Frau folgen ſoll, muß ein ſolcher Zuſtand unerträglich werden, weil immer wiederkehrende Störung warmer lebenvoller Geiſtesthätigkeit eine der peinlichſten Plagen iſt, welche es auf Erden geben kann, wovon der gewöhnliche Genußmenſch ſich eine Vorſtellung zu machen außer Stande iſt. Er ſetzte ſeine Reiſe mit der

Herzogin Amalie fort, bekam aber auf der Rückkehr in Rom eine Art Heimweh, ſo daß er aus dem Gefolge der Fürſtin ſchied.

Man ſollte denken, einem ſo dichteriſchen Geiſte hätte Rom reiche Nahrung darbieten müſſen, ſo daß er eher allen andern Gefühlen, als den einer ihn forttreibenden Leidmüthigkeit zugänglich geweſen wäre, und doch ſtimmt es zu Herder's ganzem Weſen, daß dieſes geſchah. Nur im Streben für Humanität lebend und webend, in tiefſter Seele von begeiſterter Liebe dafür durchdrungen, mußte ihn dies Grab der Vergangenheit mit verödeter Umgebung, aller Humanitätsentwickelung entfremdet und nur von dem grellen, aber wärmeloſen reflectirten Lichte der Hierarchie überſtrahlt, unheimlich anwehen. Schöne Kunſtwerke genießen, ſo ſehr er deſſen fähig war, vermochte ihn für das Vermiſſen des Höchſten, was es für ihn gab, nicht zu entſchädigen und ſeinen Durſt nach Wirkſamkeit nicht zu verdrängen. Wie es daher natürlich war, daß Winkelmann auf der Reiſe nach der väterlichen Heimath von Heimweh ergriffen nach Rom zurückeilte ohne bis zu jener zu gelangen, eben ſo natürlich war es, daß Herder von Sehnſucht nach ſeinem Wirkungskreiſe aus Rom nach Weimar getrieben ward. Eben ſo konnte es nicht wohl anders ſeyn, als daß Rückert bei ſeiner lyriſchen Eigenthümlichkeit, die der Natur und der Liebe, nicht großen hiſtoriſchen Ideen zugewandt iſt, zu Rom in Sehnſucht nach der Heimath klagte, und es gehören ſolche Züge weſentlich zur Charakteriſtik ſolcher Geiſter.

Betrachten wir Herder's literariſche mit der amtlichen auf das gleiche Ziel gerichteten Wirkſamkeit, ſo finden wir dieſe umfangreich und nach allen Seiten, welche ſein großes Streben umfaßte, gerichtet, was nur einem ſo hochbegabten Geiſte bei raſtloſer Thätigkeit gelingen konnte, da er ſtets von zeitraubenden und ermüdenden Geſchäftsarbeiten in Anſpruch genommen war. Wer aber in der Literatur für die Entwickelung der Humanität wirken will, muß ſich nothwendig nach vielen Seiten

mit ſeinen Betrachtungen und Erklärungen wenden, und der Menſchheit in den Geſtaltungen, worin ſie in den verſchiedenen Zeiten und Ländern erſchienen iſt, folgen. Daneben kann er nicht umhin, kämpfend gegen Alles aufzutreten, was in der Literatur auf Geſinnung und Leben einen rohen und gemeinen Einfluß übt und was der wahren Humanität ſtörend entgegenwirkt. Beim Beginne von Herder's Auftreten trieben die längſt verſchollenen Klotzianer ihren literariſchen Unfug und er züchtigte ſie, wofür ſie ihn mit Koth zu bewerfen ſuchten, wie es ſolche gemeine und eitle Menſchen immer zu halten pflegen. Herdern ward jetzt und ſpäter ſein Polemiſiren von Manchen in ſo weit wenigſtens einigermaßen verdacht, als ſie am Polemiſiren überhaupt keine Freude fanden und meinten, es komme dabei zuletzt nichts Weſentliches heraus. Wäre es Herdern nur darum zu thun geweſen, Werke zu ſchreiben, um ein berühmter Mann zu werden und vornehm in der Literatur dazuſtehen, ſo hätte er freilich an dem Gemeinen vornehm vorübergehen müſſen und würde am beſten niedrige Angriffe, welche auf ihn gemacht worden wären, ſtolz überſehen haben. Wem es dagegen um Förderung der Humanität zu thun iſt, der wird das Gemeine, Eitle, Schlimme angreifen; denn er wirkt durch Vertheidigung des Rechten und Guten auf jeden Fall Gutes, wenn es auch, nach der Oberfläche der Literatur zu urtheilen, nicht ſo ſcheinen ſollte, weil gar viele Menſchen, wenn ſie dem Einfluſſe der Gemeinheit Preis gegeben ſind, ſich allmählig gewöhnen, dies als unverfänglich oder wohl gar als recht hinzunehmen, wogegen ſie ſich gern durch eine aufklärende Polemik gegen das Erbärmliche belehren laſſen, und ſich demſelben entziehen. Sinkt auch ein gemeines und eitles literariſches Treiben zuletzt in ſich ſelbſt zuſammen, ſo iſt doch der Schaden, welchen es anrichtet, darum nicht gering anzuſchlagen; denn ſeine Wirkungen überdauern es oft um eine geraume Zeit. Ueberhaupt übt eine Kritik, wie Leſſing und Herder ſie übten, zur Förderung wahrer

Einſicht, edlerer literariſcher Anſichten, welche zu den beſten Gütern des menſchlichen Geiſtes gehören, ſehr oft bedeutend mehr, als manche ganz verſtändige und gute Bücher es zu thun vermögen. Eine unbewieſene, den Geiſt und das Streben ſolcher Männer verkennende Anſicht aber iſt es, wenn man ihnen Streitluſt zuſchreibt, ſey es aus Luſt zum Streit oder gar aus perſönlicher Gereiztheit. Am bedenklichſten ſchien es Manchen, als Herder in ſeinen ſpäteren Jahren gegen Kant mit der Metakritik und der Kalligone auftrat und man arbeitete an ihm, daß er nicht in dieſem Bekämpfen der kritiſchen Philoſophie fortfahren möge, was auch Goethe that, welcher eine ſtarke Abneigung gegen Polemik hatte. Da Kant unzufrieden, daß der bedeutende Mann, welcher als Jüngling ſein Zuhörer geweſen war, ſich ſeiner Philoſophie weder zuneigte, noch dieſelbe in irgend einer Weiſe förderte, ſich als demſelben abgeneigt gezeigt hätte, und dieſe Geſinnung in einer Recenſion zu Tage lag, welche die einzige von Kant in die jenaiſche Literaturzeitung gelieferte war, ſo mochte Mancher glauben, Herder's Auftreten, gegen die Kantiſche Philoſophie ſey nicht ohne perſönliche Mißſtimmung. Dies glauben, heißt, das innerſte Weſen und die Geſinnung des großen Literators verkennen.

Einen ſolchen Geiſt kann bei ſeinem ernſten, auf die Menſchheit gerichteten Streben die Philoſophie, auch wenn ſie in ihrer reinſten Geſtalt auftritt, nicht unbedingt befriedigen; denn ſie kann nie einen andern Kreis durchlaufen als den des Denkens und nichts anders beſtimmen, als dieſes ſelbſt. Zu dem, was man Metaphyſik zu nennen beliebt hat, kann der philoſophiſche Syſtematiker eben auch nur wie jeder Andere auf der Jacobsleiter des Traums gelangen, nur mit dem Unterſchiede, daß er die Leiter mit einem dichtgefügten Gerüſte von Denkredensarten dem Auge des Zuſchauers zu entziehen ſucht, zuletzt ſelbſt vermeint, auf dieſem Gerüſte emporgeklommen zu ſeyn und den Andern zumuthet, ihm auf demſelben nachzuſteigen, welcher

Verſuch, wenn ſie ihn wagen, dieſen aber weiter nichts einträgt, als mühſam oben angelangt eine ſehr weite Ausſicht in das abſolute Nichts zu haben. Kant's Kritik der reinen Vernunft war eine Nothwendigkeit des menſchlichen Denkvermögens, und ſeit Ariſtoteles die erſte wahrhaft umfaſſende und durchdringende philoſophiſche Arbeit, auf welche Gellert's Fabel vom Hut nicht mehr paßte und ſeit welcher auch bisher kein Schritt mehr vorwärts, ſondern nur einige ſeitwärts gethan worden. Herder verſtand Kant recht gut und ſchätzte den wahren Werth ſeiner Philoſophie, war aber ſchon als Zuhörer nicht davon befangen, während gewöhnliche Jünglinge Anhänger der Philoſophie werden, welche ſie im Collegium hören, weil die feſt aneinander ſchließenden Folgerungen eines Syſtems ſie beſtricken, und ſie die philoſophiſchen Formeln abergläubiſch für Zauberformeln anſehen, womit man Alles beſchwören und beherrſchen kann. Er aber ſchrieb, wenn er Kant gehört hatte, deſſen Lehren in einer von den philoſophiſchen Ausdrücken entkleideten Sprache auf, um ſie ohne täuſchende Formeln zu verſtehen, welches Verfahren wohl nicht leicht vorkommt und ſehr charakteriſtiſch zeigt, wie frühe er ſchon ein ſelbſtändiger, ernſtforſchender Geiſt war, ungeneigt, ſich irgend durch ein Blendwerrk verlocken zu laſſen. Mit aller Zuverſicht darf man von Herder ſagen, und ſeine erſt ſpät erfolgende Polemik verbürgt es ſchon hinlänglich, er würde nie gegen Kant aufgetreten ſeyn, wenn nicht die Kantianer die Verrücktheit arg getrieben hätten und das erlaubte Maaß der Anwendung der Philoſophie allzu weit überſchritten hätten. Ein poetiſch-philoſophiſches Gemüth wird nie der Geiſtesanatomie eines Syſtems, welches das Denken bis zu den letzten Faſern zergliedert, beſonders zugethan ſeyn; geht aber ein ſolches Syſtem über ſeine Sphäre hinaus und will mit ſeinen Formeln Alles umfaſſen, dann wenden ſich ſolche Gemüther von der öden Scholaſtik weg und treten ihr, wenn ſie zu Unfug führt, entgegen, wie z. B. auch Klinger den Kantiſchen kategoriſchen

Imperativ mit ſeinem kauſtiſchen Witz als den lächerlichſten Popanz darſtellte. Neben dem Gewinn, welchen das menſchliche Denken durch tief eindringende Geiſtesarbeit erhält, ſehen ſie den Schaden, welcher durch eine allgemein werdende oberflächliche philoſophiſche Bildung, für die große Mehrheit der Menſchen, der ſie leicht das Gefühl für die ſittlichen Nothwendigkeiten des Lebens zerſtörend antaſtet, entſteht. Ariſtophanes, der feurige Freund ſeines Volks und der Tüchtigkeit ſeines Volkes, bewährte den wahren Ernſt des edeln Dichters, als er alles philoſophiſche Geſchwätz und ſpitzfindige Wortgefecht nicht nur in Euripides, ſondern auch in Sokrates angriff. Freunde der Menſchheit können es nicht gleichgültig anſehen, wenn ſich ein anmaßender verwildernder Schwindel der Köpfe bemächtigt und beſonders die Jugend auf Irrwege treibt, mag er aus einer Quelle ſtammen, aus welcher er wolle, und darum hatte Herder ganz Recht, der ſcholaſtiſchen Barbarei des Kantianismus und ſeinen inhumanen Anmaßungen entgegenzutreten, was bei ihm eine wahre Nothwendigkeit war, die in ſeiner begeiſterten Liebe zur Humanität lag. Darum fühlte er ſich auch, als er ſich hatte bereden laſſen, nach dem Erſcheinen der Kalligone den Kampf aufzugeben, in unbehaglicher Weiſe unbefriedigt; denn er hatte denen, die weder ihn noch ſein Streben vollkommen verſtanden und die Nothwendigkeit eines ſolchen Kampfes nicht gehörig einſahen, ganz ſeinem richtigen Gefühle entgegen nachgegeben.

Unter dieſen war Goethe geweſen, in deſſen Verhältniß zu Herder ſtets etwas Fremdartiges blieb, was Goethe in ſeiner Lebensbeſchreibung als auf Herder's Charakter beruhend leiſe andeutet, worin er Recht hat, aber freilich nicht in dem Sinne, wie er es andeuten wollte, als ſey Herder reizbar und herb geweſen, ſo daß leicht Spannung in das Verhältniß mit ihm habe kommen können. Herder's Streben war ein anderes als das Streben Goethe's und außerdem war ſein poetiſch-philoſophiſches Gemüth, in welchem viele muſikaliſche Weichheit lag,

weſentlich verſchieden von der poetiſch-plaſtiſchen Natur deſſelben ſo daß weder ihr Charakter noch ihr Wirken ſie in innige Verbindung bringen konnte. Nun war aber Herder ein viel zu bedeutender Mann und hatte ein viel zu großes Anſehen, als daß Goethe nicht hätte wünſchen müſſen, deſſen lebhafter und theilnehmender Anerkennung ſeiner Poeſie ſich erfreuen zu können; weil aber derſelbe ſeinen eigenen Weg verfolgte, ohne eine beſondere fördernde Theilnahme zu zeigen, ſo ging es Goethe, wie Kant, er fühlte ſich nicht behaglich gegen ihn geſtimmt und meinte nach gewöhnlicher Menſchenweiſe, Charakter und Willen Herders trügen die Schuld. Dieſer konnte aber keineswegs anders handeln; denn Goethe's Poeſie, obgleich ſie für Deutſchland von unſchätzbarem Werthe iſt, traf doch im Ganzen zu wenig mit ſeinem Streben überein, als daß er ſich ihr in dem Grade hätte zuwenden können, welchen Goethe wünſchen mochte. Zwar mußten Goethe's den Volkstone nahe kommenden Lieder in Herder die wärmſte Bewunderung erregen, während im Uebrigen die Kunſt ihn nicht immer für Das, was er als zur Förderung der Humanität nöthig vermißte, entſchädigen, wenn auch kleinliche Frömmigkeit ſeine Anſichten nicht beherrſchte, wie ſie als eingelernte Manier in Klopſtock's Schreiben an Goethe hervortritt, und von dieſem mit harter Unfreundlichkeit abgewieſen ward. Wo Herder Uebereinſtimmung des Denkens und Empfindens entgegenkam, war er ein begeiſterter Freund, wie er denn Hamann ſo innig liebte, daß deſſen Tod für ihn ein Schlag war, den er nicht wieder verwand. In dem für Menſchenwohl begeiſterten, die Freiheit mit inniger Liebe umfaſſenden Jean Paul fand er einen Freund von der feurigſten Anhänglichkeit, wie es der Adel ſeines Gemüthes verdiente. Herder war daher der ächten und wahren Freundſchaft und Liebe fähig und war derſelben werth, da in ſeiner Seele keine Unlauterkeit und kein Egoismus lag.

Herder's Wirkſamkeit läßt ſich nicht genau berechnen, denn

solche Geister zünden das in Andern schlummernde Feuer zur Flamme an, es entfalten sich an ihrer begeisterten Wärme schöne Blüthen, die vielleicht nie ohne dieselbe dem Boden entlockt worden wären und in dieser Hinsicht bleibt die Wirksamkeit solcher herzenswarmen Menschen, deren starker Verstand nie anders als durch das Herz seinen Weg nimmt, unberechenbar, während die Wirksamkeit des alleinigen Verstandes in seinen Bahnen und Wegen leichter zu verfolgen ist. Das ist gewiß, daß keiner dem Begriffe der Humanität die Geltung verschafft hat, wie er gethan, und dieses allein wäre schon ein großes Verdienst; denn wenn auch derselbe noch vergeblich gegen das ihm Feindseelige ankämpft, so hat er doch so viel Kraft gewonnen, daß er nicht mehr zu unterdrücken ist, und daß seine Feinde sich ihm gegenüber bereits zu heuchlerischer Sophistik genöthigt sehen. Zu dem, was man jetzt Weltliteratur zu nennen pflegt, welche nur das Ergebniß der Humanisirung des Menschengeschlechts seyn kann, wie sie das achtzehnte Jahrhundert in seiner bedeutenden literarischen Thätigkeit erstrebte, hat Herder bedeutend beigetragen, indem er ohne Antastung des Nationalen überall auf das Reinmenschliche hinwies und diesem Geltung zu verschaffen suchte. Eine Unternehmung von wahrhaft unschätzbaren Werthe war seine Sammlung der Stimmen der Völker, worin er überall die natürlichen Anschauungen und Gefühle, das Volksthümliche der Dichtungen, was ohne Zuthaten der gelehrten Bildung und des Conventionellen auf dem Boden reiner Menschlichkeit in ihrer einfachen naiven Aeußerung erwachsen war, zusammenfaßte. Sie zeigen die Gemeinschaft des Menschengeistes in dem Gefühle und der Phantasie und trugen mächtig dazu bei, den Sinn von der Verkünstelung sowohl wie von der prosaischen Rhetorik in der Poesie zur Wahrheit der Dichtung im Liede und der edeln Einfachheit und naiven Anmuth hinzuführen. Sie bilden nebst Goethe's Liedern einen köstlichen Schatz, geeignet, Verirrungen immer wieder auf

das rechte Maaß zurückzuführen. Das Verdienſt, welches er ſich durch dieſe Sammlung erwarb, konnte ſich nur ein ſo vorzüglicher Geiſt erwerben; denn ohne wahre dichteriſche Weihe, verbunden mit reinem Geſchmack und reifer Einſicht in die Poeſie konnte eine ſolche Sammlung und der Ton, welcher darin herrſcht, uns nicht geboten werden, was recht deutlich aus Unternehmungen der Art erhellt, welche ſpäter den Segen, der aus dem Volksthümlichen hätte ſproſſen können, gewöhnlich durch die Geſchmackloſigkeit und durch Uebertreibungen nicht gedeihen ließen. Alles, was Herder überſetzte, erhielt einen ächt dichteriſchen Ton, welcher nichts Fremdartiges darbot, ſondern es wie das Werk eines deutſchen Dichters erſcheinen läßt und die Wahl, welche er traf, war jederzeit von dem rechten Geſchmack geleitet und ſeinem der Gelehrſamkeit um ihrer ſelbſt willen nicht huldigenden großen Streben angemeſſen. Das glänzendſte Zeugniß dafür giebt der Cid, welches Gedicht voll edler Einfachheit und zugleich voll hoher Würde und zarter Empfindung dem Deutſchen zugänglich und, wie ein Orginal anſprechend, ein Werk von dem größten Verdienſte und der günſtigſten Wirkung iſt.

Wer für Humanität begeiſtert iſt, wird ſich immer vorzugsweiſe den Griechen zuwenden, da ihre Literatur Hauptträger und Hauptquell derſelben iſt; und ſo war es auch bei Herder, welcher viel von dem Geiſte derſelben in ſich aufgenommen hatte. Doch war er auch dem Oriente zugewandt und hätte ihn nicht ſein religiöſes Streben auf denſelben gerichtet, ſo würde es ſchon ſein umfaſſendes Wirken für Humanität gethan haben, denn wenn ſchon ein Geſchichtſchreiber, welcher Anſpruch macht, den Entwickelungsgang der Menſchheit zu durchſchauen, dieſe bedeutende eigenthümliche Welt zu verſtehen ſuchen muß, ſo iſt deren Kenntniß für die Begründung einer großartigen Humanitätslehre ganz unentbehrlich. Herder wußte auch hier das Reinmenſchliche zu erfaſſen und ward von dem

beſondern Eigenthümlichen nicht überwältigt, wenn wir einen äußeren Anflug abrechnen, welcher ſich in dieſer Hinſicht bei dem ſonſt in ſeinem ſchönen Stile Klarheit mit Wärme verbindenden Manne in einiger Erhitztheit und Verworrenheit der Sprache zeigte. In ſeinem Geiſte aber, ſehen wir aus ſeinen Werken deutlich, gewann das Orientaliſche kein Uebergewicht über die griechiſche Bildung, ſondern er handhabte beide in ſicherem Einklang. Ihm trübte nämlich keine gelehrte Liebhaberei den Sinn und trieb ihn zur Einſeitigkeit, da er die Gelehrſamkeit als eine nothwendige Laſt anſah, die, wenn auch nothwendig, doch dem Menſchen nachtheilig ſey, wie er ſich ausſprach. Die Geſchichte der Menſchheit zu erfaſſen, mußte er ſeinen Blick auf alle Völker richten, und er that dies mit aller Liebe und ohne Vorurtheil, weil er feſt an der Anſicht haftete, daß der Menſch zur vollen Entwickelung des Guten beſtimmt ſey, und daß, was auch immer dieſe getrübt habe und hemme, der Menſch dennoch zu ihr gelangen werde. Demnach ſpürte er, fern von der unſeligen Menſchenverachtung, die ſich gerne als letzte und höchſte weltmänniſche Bildung geltend macht, Allem nach, was die verſchiedenen menſchlichen Zuſtände im Großen herbeigeführt hat, und erkennend, wie Vieles man mit den uns verliehenen Kräften entdecken könne, ſowohl was den Menſchen als die Natur betrifft, wenn man unabläſſig den Weg der Erfahrung mit ſchaffſinnigem Denken verbinde, ſtatt in philoſophiſchem Hochmuth blos zu kritiſiren, lauſchte er begierig auf jede Entdeckung im Gebiete der Naturwiſſenſchaften, wenn ſie nicht untergeordneter Art war, ſondern zur höheren Einſicht in die Natur beitrug. Dieſer Zug iſt zur wahren Würdigung des großen Ganges, welchen ſein Streben nahm, wohl zu beachten, denn er beruhte durchaus auf keiner Liebhaberei, indem er weder Sammlungen anlegte, noch an Steinen herumklopfte oder eine ähnliche Spielerei trieb. In den Ideen zur Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit legte er ſeine Anſichten über die

Erde und die verſchiedenen ſie bewohnenden Menſchen am ausführlichſten nieder und ſuchte den Satz durchzuführen, daß keine uranfängliche Verſchiedenheit zwiſchen ihnen ſtatt gefunden habe, ſondern daß dieſe äußeren Einwirkungen zuzuſchreiben ſey. Keine beſchränkten Beweiſe dienten ihm hiebei, hergeholt aus den hebräiſchen Urkunden, ſondern großartige, ſcharfſinnige Ideen, die in ihrer Geſammtheit geeignet ſind, hier, wo es gilt, ein großes Problem unangerührt zu laſſen, oder durch geiſtreiche Schlüſſe demſelben Wahrſcheinlichkeitsſchlüſſe zu verſchaffen, mag auch hie und da durch Mathematik und Naturwiſſenſchaften ein einzelner Punkt anders zu beſtimmen ſeyn, jedem gegentheiligen Syſtem als unüberwunden entgegengeſtellt zu werden. Ohne die Anſicht uranfänglicher Gleichheit der Menſchen wird die Lehre von der Gleichheit der Menſchen und dem Nichtsbedeuten der Raçenverſchiedenheit in höchſter menſchlicher Hinſicht, nicht ſiegen, und doch dreht ſich um ſie ein großer langer Kampf, ſchwerer und hartnäckiger als irgend einer; und ſoll anders wahre Humanität in der Welt herrſchen, ſo muß die Idee ſiegen, daß alle Menſchen wahrhaft einer Art und eines Weſens ſeyen und daß ihre verſchiedene Erſcheinung unweſentliche Aeußerlichkeit ſey, hervorgerufen durch äußerliche Einflüſſe, nicht durch urſprüngliche Naturbeſtimmung. Bei ſo edler Grundlage der Anſicht iſt dieſes Buch an Ideen und Anregungen ſo reich, daß es zu den vorzüglichſten Hervorbringungen der deutſchen Literatur gehört und noch zur Stunde veredelnd und belehrend wirken kann, weil es ein wahres Gegengift gegen alle gemeine Anſicht von der Welt und dem Menſchen iſt, und aus der Enge beſchränkter Anſchauungsweiſe den Blick in große Räume zieht.

Man ſollte glauben, wenn man Herder's Streben und ſeinen tiefen Widerwillen gegen jeden Despotismus oberflächlich anſieht, die franzöſiſche Revolution hätte ihn, ihre Grauſamkeiten und Ausſchweifungen abgerechnet, als die Verwirklichung deſſen,

was der Menſchheit noth that, anſprechen müſſen, doch war dies nicht der Fall und konnte es nicht ſeyn. Grade umgekehrt meinte er, daß die Verwilderung der Geiſter durch die kritiſche Philoſophie und die franzöſiſche Revolution die Menſchheit wieder um ein Jahrhundert in ihrer Humanitätsentwickelung zurückſetzen werde. Ob die Ideen der Humanität jetzt nach einem halben Jahrhundert in einem dem Streben des achtzehnten Jahrhunderts entſprechenden Grade allgemeine und willige Geltung gefunden haben, und ob ein wahrer Humanität entſprechender Adel der Geſinnung in den menſchlichen Verhältniſſen allgemein herrſche, läßt ſich wohl durch eine leidenſchaftloſe Erwägung der Zuſtände beſtimmen, verglichen mit dem, was in dem vorigen Jahrhundert ſich immer ſtärker und ſtärker hervordrängte und durch bereitwillige Aufnahme in der Denkart zur Aufnahme in der Wirklichkeit reifte. Daß aber gegenwärtig welche geneigt ſeyn möchten, ſolche Betrachtungen anzuſtellen und zu ergründen, ob Herder, welcher nicht mit der franzöſiſchen Revolution zuerſt ſich befreundete und dann von ihren Verirrungen zurückgeſtoßen ward, ſondern ſie ſchlechtweg als ſchlimm anſah, Recht gehabt oder nicht, iſt zu bezweifeln. Der Gang der anzuſtellenden Erwägung ließe ſich zur Noth hier angeben, da aber nur die Ausführung Herder's Anſicht als richtig oder unrichtig zu beweiſen ſuchen könnte, was in der That ein umfangreiches Buch erfordern würde, ſo mag dieſe Sache hier auf ſich beruhen.

Durch Herder's Tod entſtand eine Lücke in der deutſchen Literatur, welche nicht wieder ausgefüllt ward, und es iſt in der deutſchen Literaturgeſchichte fühlbar, wie ſtatt der wahren, natürlichen, auf große Genialität geſtützten Wirkſamkeit Leſſing's und Herder's, dieſer ſtarken kritiſchen und literariſchen Dioskuren, eine ſchimmernde, ſophiſtiſche und oft auf unwahren Affectationen beruhende kritiſch-literariſche Wirkſamkeit eintrat, die zu keinem wahren Fortſchritt führte, ſo daß Leſſing und Herder in dieſer Hinſicht immer noch die unübertroffenen Muſter ſind,

zu welchen Rückkehr zu empfehlen iſt, als den vorzüglichſten Quellen eines natürlichen Geſchmacks in der Literatur, welcher bei eiteln Egoiſten nie edel und rein zu finden iſt, weil nur ein edler Menſch eine edle Idee mit dem Accente der Wahrheit und mit Herzenswärme zu würdigen weiß. Am Schluſſe dieſer kurzen Charakteriſtik Herder's darf ſein Benehmen bei ſeinem herangenahten Ende nicht übergangen werden. Er flehte ſeinen Sohn, welcher ſein Arzt war, an, ihm das Leben zu friſten, und es könnte dies Feigheit vor dem Tode ſcheinen, die einem ſolchen Manne dem Unvermeidlichen gegenüber ſchlecht anſteht, zumal einem ſo religiöſen Manne. Wir haben aber keinen Grund, ſolche Feigheit als die Urſache dieſes Benehmens anzuſehen, ſondern es ſtimmt ganz mit ſeinem Leben überein, wenn wir annehmen, daß der Drang des Wirkens, die Sehnſucht ſo Vieles, was ſein raſtloſer Geiſt zur Förderung ſeines großen Tagewerks entworfen hatte, ihm den heißen Wunſch erregten, noch die Zeit zu finden, dieſes auszuführen; denn nicht dem Egoismus lebte er und nicht dem Lebensgenuß, ſondern großen Ideen. Dieſe großen Ideen wollen wir im würdigen Andenken an den herrlichen Mann ehren, deſſen Verluſt uns noch Keiner erſetzt hat, der ihm zur Seite geſtellt zu werden verdiente.

Welche Bedeutung hat Herder für die Entwickelung der neuern deutschen Theologie?

Von

J. C. Müller,

d. Theol. Dr. u. ord. Professor in Basel.

Vorwort.

Als ich vom verehrlichen Vorſtande der weimariſchen Liedertafel als deren Ehrenmitglied und weimariſches Landeskind aufgefordert wurde, einen Beitrag zum Herder-Album und ſomit zu der Stiftung zu liefern, welche das dankbare Andenken Weimar's an dieſen ſeinen großen Mann bezeugen ſoll, fühlte ich mit tiefem Schmerze die Unmöglichkeit, der Aufforderung zu entſprechen. Nichts findet ſich in meinen Papieren, was ich bieten könnte; und auf mehrere Monate hin iſt mir Zeit und Muße, etwas Neues zu ſchreiben, verſagt. Wie? (ſagte ich zu mir ſelbſt) ich ſollte zurückbleiben, wenn es gilt, Herder's Andenken zu feiern in der Stadt, die er mit dem Glanze ſeiner perſönlichen Erſcheinung und ſeines Ruhmes erfüllt hat, der auch ich und nicht ohne Seinen Einfluß meine erſte Bildung verdanke? (Noch ſteht mir lebhaft vor der Seele, wie ich mit jugendlicher Verehrung zu der gleich ehrwürdigen und anmuthvollen Geſtalt Herder's hinanſchaute, ſeiner wohltönenden Stimme, ſeinen ſalbungsvollen Worten lauſchte, wenn er die öffentliche Prüfung des Gymnaſiums eröffnete; wie ich ſein Urtheil über den eingereichten Aufſatz mit Herzklopfen vernahm; wie ich bei der Prüfung der Alumnen in ſeinem Hauſe vor ihm ſchüchtern aus dem Horaz überſetzte, bald aber durch den warmen Antheil, den er an dem Geleſenen und Ueberſetzten nahm, und durch die Art, wie er bemerkend und fragend in den Geiſt des Lieblingsdichters ein-

drang, ermuntert, meine Furcht und mich ſelbſt vergaß, und an ſeinen Augen und Lippen hing; und jedes ſeiner dabei geſprochenen Worte haftet noch in meiner Seele, z. B. wie er uns darauf aufmerkſam machte, daß eine jede horaziſche Ode als eine Einheit begriffen werden müſſe. Noch ſehe ich ihn auf der Kanzel ſtehen ruhig und unbeweglich, die Hände über einander gelegt, und höre ihn mit einer nur ihm eigenen monotonen, aber würde- und anmuthvollen tiefergreifenden Declamation das Gebet des Herrn auslegen, und ſo auslegen, daß er den Sinn deſſelben zugleich tief aufſchloß und klar darlegte; wie denn auch, als ich nach Hauſe kam, mein Hauswirth, ein ſchlichter Bürger, mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit mir den Eindruck bezeugte, den dieſe Predigt auf ihn gemacht hatte.) Ich (fuhr ich fort) ſollte zurückbleiben und theilnahmlos erſcheinen bei der Feier des Mannes, der auf meine allgemeine und theologiſche Bildung durch ſeine Schriften ſo viel Einfluß gehabt, der mir auf der dürren Steppe des theologiſchen Kriticismus und Rationalismus als ein begeiſterter Seher erſchien und mich auf die ewig grüne, vom Waſſer des Lebens getränkte Weide hinwies, den ich immer als den Vorläufer einer verjüngten begeiſterten und begeiſternden Theologie betrachtet habe? Ich ſollte zurückbleiben, da ich wohl berufen wäre, gerade in dieſem Album die Bedeutung Herder's als Theologen in's Licht zu ſtellen; was überhaupt zeitgemäß und für unſre wieder im Zurückſinken zum alten Dogmatismus und zu einem neuen Rationalismus begriffene Theologie nicht ohne Nutzen ſeyn würde? Aber (warf ich mir ein) hätte ich auch Zeit und Muße zu dieſer nicht leichten Arbeit, könnte ich ſie beſſer machen, als ſie College Müller ſchon gemacht hat? (Unſer Herr Profeſſor Müller hatte nämlich vor zwei Jahren in einer akademiſchen Rede von Herder's Bedeutung für die Entwickelung der neuern deutſchen Theologie gehandelt, und durch die

dabei bewieſene umfaſſende und innige Bekanntſchaft mit deſſen Schriften, durch die geiſtverwandte liebende Empfänglichkeit und zugleich den Scharf- und Tiefblick, womit er in den Geiſt des Mannes eindrang, ſowie durch den freien geſchichtlichen und philoſophiſchen Standpunkt, den er für die Betrachtung einnahm, Allen, die ihn hörten, die höchſte Befriedigung gewährt.) Ja (dachte ich nicht ohne die Regung eines Gelüſtens nach fremdem Gute), wenn ich dieſe Gabe darbringen könnte! Da kam ich auf den Gedanken, dieſe Rede, die mir der Verfaſſer hoffentlich überlaſſen würde, zur Aufnahme in das Album vorzuſchlagen, und ein Freund fügte hinzu, ich ſollte ſie mit einem Vorworte begleiten und ſo gleichſam mir aneignen. Dieſer Gedanke iſt nun verwirklicht. Nachdem Herr Profeſſor Müller ſich gern meinem Wunſche gefügt und der verehrliche Vorſtand der Liedertafel die Aufnahme bewilligt hat, bringe ich dieſen fremden Beitrag als auch mein Zeichen der Huldigung dem Andenken Herder's dar, indem ich erkläre, daß ich ganz ſo von der Bedeutung des einzigen Mannes für die Theologie denke. Herr Prof. Müller willfahrte meinem Wunſche mit der Bemerkung, daß ich ja als ſein ehemaliger Lehrer Antheil an der Arbeit habe; und nichts könnte mir mehr ſchmeicheln, als wenn ich wirklich, ſey es unmittelbar durch Aeußerungen über Herder oder mittelbar durch lebendige Geiſtesanregung, durch Hineinführen in das Innere des geiſtigen Lebens, etwas dazu beigetragen hätte, daß dieſes ſo treffende Charakterbild des weimariſchen Theologen hat können aufgeſtellt werden.

Baſel am 11. Jul. 1844.

W. M. L. de Wette.

. . . . . Es war im Spätjahr 1780, als ein in Göttingen Theologie ſtudirender Schweizer nach Weimar hinüberkam, um Herder'n zu ſehen und ſich mit dem Manne über ſeine Studien zu beſprechen, deſſen Schriften ihn wunderbar angeregt und ſeinem Geiſte einen ganz neuen Schwung gegeben hatten. Wie der Jüngling über die Studien zu ſprechen anfing, verbreitete ſich ein heiteres Lächeln über das Antlitz des Mannes, er ſtand auf, holte aus dem Schranke ein Buch hervor, das er erſt eine Stunde vorher von ſeinem Verleger erhalten hatte, und gab es dem Jüngling mit dem Anerbieten, über Alles zu ſchreiben, was er weiter zu wünſchen begehrte. Das Buch war der erſte Theil der Briefe über das Studium der Theologie, und der Jüngling J. G. Müller von Schaffhauſen, der nachgehends berühmt gewordene ſchweizeriſche Theolog, der nach Herder's Tod in Verbindung mit ſeinem Bruder, dem Geſchichtſchreiber, und dem Philologen Heyne die Herausgabe der Herder'ſchen Werke beſorgte. Müller ſchloß ſich ſeit jener Stunde innig an Herder an, verlebte einen ganzen Winter täglichen Umgangs in ſeinem Hauſe, und wiewohl er ſeinen eignen Weg ging, blieb ihm doch zeitlebens die Anregung Herder's, mit dem er bis zu deſſen Tode in Briefwechſel ſtand.

Dieſer Jüngling iſt uns Repräſentant vieler Andern, die aus Herder's Schriften angeregt werden. Herder war nicht akademiſcher Lehrer, und wie er keiner Schule folgte, hat er

auch keine Schule geſtiftet, ſo daß er bei denen, die den Entwickelungsgang der Theologie darſtellen, völlig vereinzelt daſteht. Und doch machte der große Mann ſo mächtigen Eindruck, macht ihn noch und wird ihn ferner machen.

Es mag gut ſeyn zu fragen, wodurch er dieß bewirkte? Etwa durch die ſchöne Sprache, die bunten Bilder, den poetiſchen Reiz? Ich will keine allgemeine Lobrede auf Herder halten, er bedarf meines Lobes nicht. Ich will ihn nicht als eine Autorität hinſtellen, auf die man in ſchwierigen Fragen hinweiſen könnte, oder als einen kritiſchen Forſcher, der mit ſiegender Beweiskraft Unterſuchungen durchgeführt und Reſultate ein für allemal abgeſchloſſen hätte. In den einzelnen Problemen und Disciplinen iſt ſeit ihm viel Gründlicheres geleiſtet worden. Auch mag er den Werth des Syſtems zu gering anſchlagen, vielleicht die ſpätere Entwickelung der Wiſſenſchaft zu tief unter die urſprüngliche Anlage geſtellt haben; und auch umgekehrt wird es uns nicht wundern, wenn wir bei einem Manne, der vor einem Jahrhundert geboren wurde, hier und da noch auf Formen gegenwärtig veralteter Schulwiſſenſchaft ſtoßen. Ich beſchränke mich auf einen einzigen Geſichtspunkt, auf die Frage: Welche Bedeutung hat Herder für die Entwickelung der neuern deutſchen Theologie?

Ich ſage „der neuern deutſchen Theologie.“ Dieſer Ausdruck iſt nicht etwa bloß ſo zu faſſen, wie man einen eigenthümlichen Zuſtand einer Wiſſenſchaft bei einem gewiſſen Volkstheile oder Volke oder in einer gewiſſen Periode findet im Gegenſatze zu andern. In dieſem Sinne geſtaltet ſich auch bei dem einzelnen Individuum die Auffaſſung von Erkenntniſſen auf eine eigene Art. Und ſo kann man auch von dem Zuſtande der mathematiſchen Studien des neuern

Deutſchlands ſprechen. Aber deßwegen noch nicht von einer deutſchen Mathematik und Naturforſchung, wie allerdings von einer deutſchen Philoſophie, Philologie, Geſchichtsforſchung, Rechtswiſſenſchaft, Dichtung, und ſo denn auch von einer deutſchen Theologie. Seit dem letzten Decennium des vorigen Jahrhunderts hat die deutſche Wiſſenſchaft in denjenigen Gebieten ſich eine ganz eigenthümliche und originelle Bahn gebrochen, welche das Leben des menſchlichen Geiſtes zum Gegenſtand haben. Der Deutſche verſenkt ſich mit einem faſt unbegrenzten Intereſſe in das Weſen der Menſchheit, und ſucht mit einer beiſpielloſen Empfänglichkeit für fremde Form ſich dieſes Weſens bei allen Zeiten und Völkern ſo innig bewußt zu werden, daß nicht Wenige deshalb für die Feſtigkeit ſeines eigenen Nationalcharakters fürchten zu müſſen glaubten.

Die Theologie nun anderer occidentaliſcher moderner Völker und der Deutſchen in früherer Zeit möchte ich die lateiniſche nennen. Man faßte lateiniſch auf, ſchrieb lateiniſch, lehrte lateiniſch die Theologie. Dieß war durch den Gang, den die moderne Bildung genommen hat, nothwendig geworden. Wie nämlich die modernen Nordländer in Sachen menſchlicher Bildung die Schüler der antiken Südländer ſind, ſo auch in der Religion und Theologie. Die chriſtliche Religion und Theologie ſind durch römiſche Geiſtliche in den Norden gelangt und fortan dort lateiniſch gepflegt worden. Die vorzugsweiſe juridiſche Schärfe des römiſchen Geiſtes ſchuf ſich nach ſeiner Weiſe Formen von theologiſchen Begriffen, in die er die urſprünglichen orientaliſchen Religionsanſchauungen übertrug. Ein ſcharfſinniger Schüler lernte vom andern, das Mittelalter von Rom, aber es fehlte das urſprüngliche Selbſtdenken, eine aus eigenen Lebensrichtungen hervorgegangene Philoſophie. Und ſo wie die lateiniſche Sprache des Gottesdienſtes dem Volke fremd bleiben mußte, ſo war auch die ſcholaſtiſche Theologie nicht aus urkräftiger Anſchauung reli-

giöſer Erlebniſſe des Gemüthes entſtanden, ſondern aus Weiterverarbeitung des Verſtandes, der auf einer kirchlich überlieferten Baſis mit ariſtoteliſchem Rüſtzeug operirte. Andrerſeits aber hatte die Myſtik weder wiſſenſchaftliche Schule noch Zweck. Beim Wiederaufleben der klaſſiſchen Studien wurde die einſeitige ſekundäre lateiniſche Bildung des Mittelalters durch die vielſeitige antike und urſprünglichere erweitert und umgeſtaltet, da das Studium der griechiſchen und hebräiſchen Sprache als neues Element dazu kam, das Alterthum zur Scholaſtik in Gegenſatz trat und die in Feſſeln gefangene Denkweiſe löſte. Damals halfen allerdings die Reformatoren der nationalen Selbſtſtändigkeit auf dem religiöſen Gebiete zur Geburt; Luther's Ueberſetzung trat an die Stelle der Vulgata und kam in die Hände des Volkes. Aber die Theologie der Gelehrten hatte einen langſamern Schritt zu gehen. Hatten wohl die Reformatoren auch als Theologen, nicht bloß als Volkslehrer, volksthümlich gewirkt — bald nahm auch die proteſtantiſche Theologie wieder ihren alten ſcholaſtiſchen Standpunkt ein. Denn es mußte der Geiſt der modernen Nationalitäten in den verſchiedenen Gebieten des Wiſſens ſich aus der Schülerhaftigkeit herausarbeiten, es mußte das Gefühl der Selbſtſtändigkeit durch außerordentliche Entdeckungen erſtarken, mußte das Studium der Alten wiſſenſchaftliche Forſchung und den Geſchmack üben, mußte der Orient dem Occident immer mehr aufgeſchloſſen werden.

Allmählig emancipirte ſich nun die moderne Denkweiſe bei verſchiedenen Völkern wie auf anderen Gebieten, ſo auch auf dem der Theologie. Wie es aber geſchieht, daß der die angelernten Formen durchbrechende Verſtand des ſelbſtſtändig gewordenen Jünglings ſich überhebt, ſo trat auch die moderne Bildung in einen ſchneidenden Gegenſatz zu den Erfahrungen der Jahrtauſende und zu der frühern Erziehung des Menſchengeſchlechtes. Engliſche und franzöſiſche Freidenker

fingen an, die Wurzeln des alten Baumes zu benagen und der modernen Denkweiſe den Ausdruck zu verleihen, eine Geiſtesrichtung, die ſich ſeit der Mitte des vorigen Jahrhunderts auch in Deutſchland, zumal im nördlichen, Eingang zu verſchaffen wußte. Da jedoch die Behauptungen derſelben der Gründlichkeit entbehrten, ſo gelang es den Theologen, beſonders den Engländern, dieſelben zurückzuweiſen. Anders war es freilich bei den Franzoſen. Weil hier der ſelbſtſtändige religiöſe Geiſt durch die Vertreibung der Hugenotten ſeine Organe verloren hatte, blieb das poſitive Element zu ſchwach, und der aufgeklärte Theil der Nation wurde allmählig der Religion entäußert. Hingegen kannten damals die deutſchen Theologen, wie die engliſchen, noch keinen andern Gegenſatz als den zwiſchen altem Poſitiven und neuem Negativen, traten ſomit mit mehr oder weniger Conceſſionen wieder auf den alten Standpunkt zurück, ſo daß entweder der ganze Kampf auf das Weſen ihrer Theologie keinen umgeſtaltenden Einfluß ausübte, oder daß ſie den alten Orthodoxismus, wie man zu ſagen pflegte, milderten, aber mit Halbheiten ſich begnügten, die Schärfe des Syſtems immer mehr verloren und eine ſchüchterne Apologetik handhabten.

Bald aber nahm bei den Deutſchen die Sache eine andere Wendung, und zwar Hand in Hand mit der übrigen Entfaltung der neuern deutſchen Nationallitteratur und Wiſſenſchaftlichkeit. Bei allem Anklang, den bei den gebildeten Ständen fremde Freigeiſterei fand, war doch hier bei der Maſſe das religiöſe Lebenselement durch die Reformation und ihre Folgen ſo verſtärkt und zugleich hatte die freie religiöſe Entwickelung ſo mannigfaltige neue Sproſſen getrieben, daß das leichte fremde Gewächs keine tiefen Wurzeln in der Nation faſſen konnte. Da konnte die hier ſich ſelbſt überlaſſene Theologie, mithineingezogen in den allgemeinen Umſchwung, ſich eine eigene Bahn brechen und zu einem ſelbſtſtändigen modernen

Bewußtſeyn emporarbeiten. Dieſes einzige Hervorbrechen der neuern deutſchen Theologie geſchah durch andere Kräfte, als deren ſich ſonſtwo der moderne Geiſt bedient hatte, nämlich durch poſitive. Allerdings wurde auch ſie durch Oppoſition veranlaßt, und bis auf den heutigen Tag geht dieſe Oppoſition nicht blos etwa gegen die alte Faſſung der Religion und des Chriſtenthums, ſondern gilt dem Chriſtenthum ſelbſt und der poſitiven Religion. Aber neben dieſer Negation, die nichts weniger als eigenthümlich deutſch iſt, geht, und dieß iſt der deutſchen Theologie eigenthümlich, eine poſitive Kraft des neuen Geiſtes, die neue Formen ſchafft und ſich des Gehaltes der alten bewußt zu werden ſucht, die das ſpezifiſch Chriſtliche zu moderner chriſtlicher Wiſſenſchaft zu bringen ſtrebt. Dieſes Streben ging mit Gründlichkeit in die Oppoſition ein, mit Ueberzeugungstreue, aber auch mit Ueberzeugungsfähigkeit, im Bewußtſeyn des poſitiven innern Gehaltes. Und in der That nöthigten die Gelehrſamkeit eines Semler, die Polemik eines Leſſing, der Andrang des Fragmentiſten zu gründlicherem Eingehen, denn man hatte es hier nicht mit ungelehrten Religionsſpöttern zu thun.

Die kritiſche Philoſophie mit ihren theologiſchen Anhängern zeigt uns den Anfang zu der eigenthümlich deutſchen Theologie. Selbſt ihre natürliche Wundererklärung geht von poſitivem Streben aus, die Religion den Angriffen zu entziehen. Namentlich aber begann dieſe Philoſophie ihr poſitives Aufbauen auf dem moraliſchen Gebiete. Wie Kant in ſeiner Kritik der praktiſchen Vernunft vom ſittlichen Standpunkte aus die Ideen von Gott und Unſterblichkeit, die er durch die Kritik der reinen Vernunft verloren hatte, wieder gewann, ſo warfen ſich die rationaliſtiſchen Theologen mit aller Einſeitigkeit auf den Anbau und die Ausbeutung der Moral und der ſittlichen Beſtandtheile des N. T. Dabei blieb nun allerdings das ſpezifiſch Chriſtliche, namentlich das Reli-

giöſe wie unverſtanden, was beſonders von der Spitze der kritiſchen Philoſophie, von Fichte, gilt, der einmal auf die nächſten fünf Jahre den Untergang des Chriſtenthums ankündigte. Hatte mithin auch der Rationalismus einen Anfang zur poſitiven neuern deutſchen Theologie gemacht, derſelbe war zu einſeitig moraliſch, als daß das religiöſe Gefühl ſich mit ihm hätte ausſöhnen können, und das Anlangen beim Extrem gebot in dieſer Richtung des Weges Halt.

Es war jetzt Zeit, ſich mit aller Umſicht und mit allem Tiefſinn auf die Unterſuchung der religiöſen Natur des Menſchen zu werfen, das religiöſe Gefühl im engern Sinne des Wortes, ſeine Aeußerungen und objektiven Grundlagen in's Auge zu faſſen. Auch hier erwachte das ſelbſtſtändige Bewußtſeyn, weil es die bloß überlieferte und nicht ſelbſtgefundene Wahrheit für keine wiſſenſchaftliche hielt, allmählig, und ging von beſchränkten, aber tiefen Anfängen aus. Jacobi wies zuerſt auf die Vernunft hin als einen Sinn für die Wahrnehmung des Göttlichen; Fries, Kant und Jacobi vereinigend, räumte neben dem Wiſſen auch noch dem Glauben und Ahnen ſein Recht ein; Andere beachteten die Bedeutung des Gefühles noch beſtimmter in der Dogmatik; Schleiermacher führte die unvermiſchte Eigenthümlichkeit des religiöſen Gefühls als des Gefühls der abſoluten Abhängigkeit vor die ſchärfſte dialektiſche Unterſuchung. Zugleich eröffnete die Schelling'ſche Naturphiloſophie das Verſtändniß in das Weſen und die reiche Entfaltung der alten Naturreligionen. Gleichzeitig entwickelte ſich die tiefere Kunſtauffaſſung als Ausdruck des Gefühls und that viel zum Verſtändniß religiöſen Ausdrucks und Symbols. Wie in den frühern Jahrhunderten des Chriſtenthums, als daſſelbe noch dem Heidenthum gegenüberſtand, Manche durch die Vermittlung der platoniſchen Philoſophie und ihrer idealen moraliſchen Richtung den Weg in's Chriſtenthum fanden, ſo gab es jetzt nicht Wenige, welche

umgekehrt von der moraliſchen Einſeitigkeit des Rationalismus durch Kunſtbetrachtung ihren Sinn aufgeſchloſſen fühlten für die Einſicht in die Aeußerung des religiöſen Gefühls, und ſomit auch in das Weſen deſſelben.

Auf alle Gebiete erſtreckte ſich nun dieſer Geiſt. Nicht nur wurden ſie fleißig bearbeitet (daran hat es den Deutſchen nie gefehlt), ſondern die Verarbeitung war von dieſem Geiſte innerer lebendiger Anſchauung durchdrungen. Der Hebräismus ſteht dem deutſchen wiſſenſchaftlichen Bewußtſeyn nicht mehr ſo fern, wie „jenem Komödienſchreiber, der eben ſo wenig hebräiſch als griechiſch verſtand“*). Eine Unzahl von altteſtamentlichen Kommentaren mit einer Art der Behandlung, wie ſie keine andere Zeit und kein anderes Volk aufweiſen können, ſind aus dieſem Geiſte hervorgegangen. Das ſpezifiſch Chriſtliche iſt in der neuern Wiſſenſchaft nur durch die deutſche Theologie wieder zur Anerkennung gekommen. Man denke an die trefflichen Kommentare der pauliniſchen Briefe und johanneiſchen Schriften, an die ſpezifiſch chriſtliche Faſſung des Moralſyſtems, und namentlich der Schleiermacher'ſchen Glaubenslehre, in der der ſyſtematiſirende Sinn aus dem neuern Guß einen bedeutenden Haltpunkt gewann. Und ſo erinnere ich ebenfalls an die vielen geiſtreichen Bearbeitungen der Kirchen- und Dogmengeſchichte; — endlich an die anregende Wirkſamkeit ſo vieler ausgezeichneten Lehrer und Vertreter dieſes Geiſtes. Und bei all' dieſem poſitiven Streben und Intereſſe, bei all' dieſem Eindringen und Erfaſſen eines der Menſchheit gegebenen religiöſen Gehaltes und wirklichen Verhältniſſes fand immerfort die freieſte Unterſuchung ſtatt, die man als nothwendige Mitarbeiterin anſah. Dieſer ſo geſtaltete rüſtige Fleiß in allen Disciplinen iſt nun allerdings eine Zierde der deutſchen Theologie, eine reine Folge ihres

*) Worte Haller's gegen Voltaire.

Weſens, wonach ſie nicht blos mit einem nur äußerlich gebildeten Verſtand umſtürzt oder aufbaut, ſondern mit ſämmtlichen Kräften der Seele bei ihrer Arbeit iſt. Freilich ſind wir noch gar nicht am Ziel, vielmehr mitten in dem Werke, und zwar in der Tageszeit, wo die Sonne am heißeſten ſcheint, — aber bei den deutſchen Theologen iſt das Bewußtſeyn, daß ſie den rechten Weg gefunden haben, und daß alle Oppoſition nur dazu dienen müſſe, die muntre Emſigkeit und Rührigkeit im Aufbau dieſes proteſtantiſchen Doms zu unterſtützen.

Und Herder? Wo hat er eingegriffen? Wie ſteht er zu dem Allen? Welches Glied bildet er denn in der ſyſtematiſchen Reihe der Entwickelung?

Die Antwort ſcheint ſchwierig bei einem Schriftſteller, der beinahe in allen Gebieten nicht bloß der Theologie, ſondern des menſchlichen Wiſſens überhaupt thätig war, der nicht auf einem vereinzelten Standpunkte Einen Stein zum großen Bau hinzutrug, ſondern der ſein weites Herz nach allen Seiten hin öffnete.

Hätte Herder nichts Anderes geleiſtet, als während der Zeit der Entwickelung, während des gefährlichen Kampfes der Gegenſätze und des Schulſtreites die aufſtrebenden Gemüther erwärmt, wiſſenſchaftlichen Sinn und Tiefe des Gemüthes vereinigt, wahrlich ſein Verdienſt wäre hoch genug anzuſchlagen. Aber er ſteht höher, er hat nicht blos gelindert, er hat geſchaffen.

Mir wenigſtens iſt es immer klarer geworden, daß Herder der prophetiſche Vorläufer dieſer geſammten neuern deutſchen poſitiven Theologie geweſen iſt. Er trug den Geiſt derſelben bereits in ſich, ſprach ihn in einer populären und poetiſchen Form aus, weckte die Neigung und entzündete den Funken im Gemüthe der Nation, des edlern Theils der Ju-

gend, Funken und Keime, die ſich nach ihm im großartigen Gange der Entwickelung wiſſenſchaftliches Bewußtſeyn, zeitgemäße Form und Durchführung verſchaffen ſollen. Ja, Herder iſt in ſeiner Art ein Prophet geweſen. Glaubte er doch ſelbſt an einen Genius jedes Menſchen, an eine göttliche prophetiſche Gabe, die ihn im tiefſten Grunde ſeiner Seele leite! Und bei aller beſonnenen Nüchternheit durchwärmte ihn fortwährend dieſer Glaube. Lehrerlos, ſchülerlos, ein Theodidakt, iſt er ein Prieſter göttlicher Wiſſenſchaft geweſen, eine Stimme in der Wüſte, ein chriſtlicher Plato, der die Jugend erregte und eine neue Zeit in ſich trug.

Das konnte er aber nur als Volksmann ſeyn, als Nationalſchriftſteller, nicht blos als Gelehrter. Wie in Luther ein neuer Geiſt eine populäre Geſtalt gewonnen hatte, ſo wurde auch Herder der Mann, wo nicht des Geſammtvolkes wie Luther, ſo doch des immer bedeutender werdenden gebildeten Theils deſſelben, und er hat der deutſchen Art und Kunſt, dem Geiſte der neuen Litteratur und Wiſſenſchaft zur Geburt verholfen.

Von dieſer allgemeinen Wirkſamkeit müſſen wir noch vor der theologiſchen reden, da dieſe von jener getragen war. Die Religion ſucht überhaupt nicht im innerſten Sitze des Gemüthes verſchloſſen zu bleiben, ſondern wie jedes Gefühl eine äußere Form zu gewinnen; ſie iſt ein Saamenkorn, das aus dem verborgenen Schooß hervorbricht, und mit Anziehung mannigfaltigen Stoffes aus der Außenwelt zum Baume hervorwächſt. Sie berührt, ſie durchdringt die Kräfte der Seele und die Gebiete des Lebens und wird daher in ihnen der Vernunft vernehmbar. So ſtellt ſie ſich dar in der Kunſt und Dichtung, ſpricht ſich aus in der Sprache, hält und bewegt die Geſchichte, und eben dieſelbe erſcheint dem philoſophiſchen Bewußtſeyn und will im Syſtem dargeſtellt ſeyn. In Folge deſſen giebt es eine praktiſche Theologie und eine ge-

lehrte Bibelexegeſe, eine Religionsgeſchichte, Religionsphiloſophie, ſyſtematiſche Theologie. Damit tritt aber die Religion und ihre Darſtellung, die Theologie auf den allgemeinen Boden der Aeſthetik und Geſchichte, der Philologie und Philoſophie. Dieſe Berührung iſt eine gegenſeitige; wie die Religion Alles durchdringt, ſo iſt ihre Aeußerung ſelbſt wieder vielfach bedingt durch die Geſtaltung des Geſammtlebens. Nicht anders eignet ſich das Saamenkorn nach ſeiner innern Kraft den angezogenen Stoff zu einem eigenen Organismus an, iſt aber in ſeiner Entwicklung ſelbſt wieder vielfach von ſeiner Umgebung abhängig. Und dies iſt auch der Grund, warum die Religion in den verſchiedenen Zeiten, Völkern, Individuen eine modificirte Geſtalt gewonnen hat.

Herder hatte wie kein Zeitgenoſſe die verſchiedenen Bildungselemente mit ſolcher Empfänglichkeit eingeſogen, keiner beſaß wie er eine ſo vielſeitige Beleſenheit in alter und neuer Litteratur, in abendländiſcher wie morgenländiſcher, — eine Vielſeitigkeit, die ſeit Jahrtauſenden dem Theologen ſo wohl anſteht. Es iſt erſtaunlich, von welcher ausgedehnten Gelehrſamkeit ſeine bändereichen Schriften Zeugniß ablegen, da er doch nichts weniger ſuchte, als dieſe Gelehrſamkeit zu zeigen, im Gegentheil ſein Streben unausgeſetzt dahin ging, auf eine für den Ungelehrten verſtändliche und einnehmende Weiſe die einfache Natur der Sache zu enthüllen, den Geiſt derſelben zu entzaubern. Daher iſt es nicht zu verwundern, wenn die Maſſe des Stoffes den Schwung und die Spannkraft des eigenen Geiſtes nicht lähmte, ſondern er ſich im Gegentheil frei machte von den bisherigen Formen, und ſich bei ihm eine überſprudelnde Gedankenproduktivität entfaltete, die fort und fort neue Ausſichten und neue Blicke eröffnete, neue Standpunkte gewann, und die Produktivität Anderer entzündete und befruchtete.

Wir wiſſen, wie der neuere deutſche Geiſt zunächſt in der

Poeſie aufbrach, jener zarten Knoſpe, die ſo gern wie im Volksleben ſo in dem des Einzelnen die kindliche Grundlage aller weitern Geiſtesbildung ausmacht. Herder war hier ein Leitſtern, der mit Wort und That die fremden ſteifen Feſſeln zerbrach und mit Nachdruck auf die Naturpoeſie hinwies, das Volkslied in ſeiner Bedeutung würdigte und dem deutſchen Geiſte dafür den Sinn aufſchloß. Wo er ſie fand, im eigenen Vaterland wie in der entlegenen Fremde, ſuchte er Volkslieder wo möglich mit ihren Volksmelodieen auf, und theilte dieſe Stimmen der Völker mit, die er im Geiſte des Originals, aber doch wieder mit eigener tiefer Innigkeit in die jugendliche Sprache der Zeit übertrug. Sprach ſich ihm doch in ihnen die ſtärkere, vollkräftige Sprache des Herzens zum Herzen aus, die nicht blos Privilegium der beſondern Zunft der Dichter iſt, ſondern rechtmäßiges Erbe der Völker! Einen ſchönen Beleg zu dem Geſagten haben wir an ſeinem Cid. So ging er voran in der deutſchen Einſicht in Homer und Shakeſpeare, die beide ihm Lieblingsſchriftſteller waren. Dabei muß man ſich erinnern, wie noch Friedrich der Große, ſein Landesvater, der an der Spitze der deutſchen Aufklärung zu ſtehen glaubte und uns wirklich als Repräſentant ſeiner verſtändigen Zeit gelten kann, noch über beide Dichter geurtheilt hatte. Wenn auch Herder von der deutſchen Nation nicht gerade als einer der größten Dichter, der er auch im Grunde ſo wenig war als Luther, feſtgehalten wurde, ſo hat er doch nichtsdeſtoweniger auf alle Weiſe dem neuen Geiſte Bahn gebrochen und auch dieſe Anerkennung gefunden. Was iſt nicht Goethe dem deutſchen Volke geworden? Und welchen entſcheidenden Einfluß übte nicht nach Goethe's eigenem Geſtändniß Herder ſchon in Straßburg auf ihn aus? In der Kunſtkritik war allerdings Winkelmann der Chorführer; aber mehr Grieche als Deutſcher, der ſich noch an der gothiſchen Baukunſt ſtieß, fanden ſeine Anſichten erſt durch die Vermittlung ächter deut-

ſcher Männer, wie Leſſing's und Herder's, Eingang und gerechte Vielſeitigkeit. Dieſe beiden, Leſſing und Herder, die auch auf andern Gebieten parallel laufen, ergänzen einander auch hier, inſofern Herder mit wärmerm Gefühl und poſitiverm Sinn den erleuchtenden Funken befruchtet.

Und wie ſich nun dieſes dichteriſche Gemüth auch der Wiſſenſchaft bemächtigen könne, dafür hat Herder den Beweis geleiſtet, dafür Wort und Ausdruck gefunden, ſo daß bei dem Umſchwung deutſcher Art durch Natur und Originalität Herder vorzugsweiſe das Arbeitsfeld der Wiſſenſchaft angewieſen erhielt. Dieß allerdings in einer Form, die dem Leben näher ſtand.

Er war Philologe, aber nicht im gewöhnlichen Sinne des Wortes; er ſchrieb weder Kommentare, noch edirte er alte Schriftſteller. Aber in mündlichem Unterricht und in geſchmackvoller Ueberſetzung, in Kunſtkritik und Schulreden eröffnet er die neuere Einſicht in den Geiſt des Alterthums, in das er Andere hineinverſetzte, wie er ſelbſt deſſen Hauch an ſich verſpürte. So zeigte er namentlich an Horaz, wie ein klaſſiſches Geiſtesprodukt aus Einer Seelenſtimmung zu erklären ſey. Was er dann über das Verhältniß der Griechen zu den Lateinern in Beziehung auf den klaſſiſchen Unterricht dringend empfahl, iſt nach ihm in den deutſchen Gymnaſien in's Leben eingeführt worden. Wie ſehr er ſich bereits nach neuerer Art in das Weſen der Sprache mit Innigkeit hinein dachte und das Leben und die Entwicklung derſelben betrachtete, zeigt ſich wie in andern Schriften ſo vorzüglich in der gekrönten Preisſchrift über den Urſprung der Sprache. Sprachphiloſophie war ihm wie den folgenden Generationen eine Lieblingsbeſchäftigung.

Sonſt aber ſcheint er in der Philoſophie weniger als ein Vorläufer angeſehen werden zu dürfen. Er liebte als Volksſchriftſteller, Dichter, Aeſthetiker die philoſophiſche Schul-

ſprache nicht, und beſaß nicht jene Dialektik. Obſchon ein Schüler Kant's, den er mit hohem Intereſſe gehört, konnte er doch dem Formalismus dieſer Schule, dem Vorherrſchen der Schlüſſe gegen Erfahrung und Beobachtung, der deſtruktiven Richtung und der moraliſirenden Einſeitigkeit derſelben keinen Geſchmack abgewinnen. Oft pflegte er zu ſagen, daß die kritiſche Philoſophie und die franzöſiſche Revolution uns um hundert Jahre zurückwerfen. Daher ſtanden anfänglich ſeine Beſtrebungen auf dieſem Gebiete ziemlich iſolirt da, und was er gegen Kant in ſeiner Metakritik ſchrieb fand keinen erfolgreichen Anklang. Aber in ſeiner Anhänglichkeit an Leibnitz und Spinoza zeigt ſich auch hier divinatoriſch bereits der Schimmer der jetzigen philoſophiſchen Hauptrichtung. Im Allgemeinen war ſein Feld die Anſchauung, die einfach ſinnliche und die phantaſiemäßige, die Eröffnung des Blickes auf neue Seiten der Gegenſtände, und zwar gerade auf die weſentlichen. Pſychologiſch ging er geradezu auf die Geiſtesthätigkeiten der Kindheit als auf die unbefangenſten Aeußerungen der menſchlichen Natur. Ihn ſchmerzte es, wie ſo viele Weiſe dieſer Welt ſich der Kindheit ihrer Jahre ſchämen, aus denen doch ſo viel zu lernen ſey. Dabei blieb er aber nicht in den engen Grenzen eines individuellen Bewußtſeyns ſtehen, ſondern er erſchloß ſich das weite poſitive Feld der Natur und Geſchichte.

Die Natur indeſſen betrachtete er vorzugsweiſe in Beziehung auf den Menſchen, und obſchon ihm die Keppler, Newton, Haller nichts weniger als unbekannt waren, und er oft zu ſagen pflegte, er wünſchte ſich wo einzuſchließen und eine Zeit lang ausſchließlich mit Naturwiſſenſchaften ſich zu beſchäftigen, verfolgte er doch die reißenden Fortſchritte dieſer nicht weiter, zeigte noch viel weniger eine reformatoriſche Divination, wie ſehr er ſich auch für die neuen Entdeckungen auf dieſem Gebiete intereſſirte. Sein Streben war ein humaniſtiſches.

Daher war die Menſchengeſchichte aus perſönlicher Theilnahme für alles Reinmenſchliche ſein eigentliches Gebiet, aber immer nur die Geſchichte geiſtiger Thätigkeit, ſo daß er Alles aus und in ſeinem Zuſammenhange zu begreifen ſuchte. Dieſer Zuſammenhang war ihm hinwiederum nicht eine Verkettung mechaniſch zuſammengeſtoßener Einzelnheiten, ſondern in jedem Zeitalter, bei jedem Volke, bei jedem Leben eines Einzelnen ein eigens geſtalteter Organismus, hervorgebracht durch eine Kraft, die er ihrer Quelle und ihrem Ziele nach Humanität nannte, und welche überall in ihrer Offenbarung durch ihre Umgebung modificirt iſt. Hier wurde er Vorläufer der neuern deutſchen Geſchichtsbetrachtung, der deutſchen Philoſophie der Geſchichte. Engländer und Franzoſen waren allerdings in ihrer Weiſe mit Philoſophieen der Geſchichte vorangegangen, und ſie haben manche allgemeine Blicke in die Geſetze der Geſchichte gethan. Aber wie berechnend, kaltblütig, ſelbſtſüchtig und altfränkiſch verfährt da der Geiſt der Menſchheit! Wie wird da Alles an den Maßſtab des 18. Jahrhunderts gelegt! Die Aufklärungsphiloſophie eines Helvetius und Hume, eines Montesquieu und Voltaire bekämpfte Herder mit aller Gewalt. Und wenn auch Rouſſeau auf die Natur zurückging, auf einen ſogenannten Naturzuſtand, ſo war dieß nicht die Menſchennatur, wie ſie ſich in der Geſchichte offenbart. Herder gelangte nicht durch Abſtreifen aller Bildung zu ſeinem Naturbegriff, ſondern durch Zurückgehen auf die Frühlingsſchöpfungen der Bildung in der geſammten Menſchheit und in ſich ſelber. Mit ſeinem weiteren Herzen, mit ſeiner kindlichen Empfänglichkeit für die Naturentwicklung des menſchlichen Geſchlechtes ließ er ſich nicht zu fremder Entwickelung von der Höhe des 18. Jahrhunderts herab, ſondern er erhob ſich zu ihr im hohen Schwunge der Begeiſterung; und weit entfernt, daß ſeine Liebe unmännlich und blind geweſen wäre, begriff er doch mit Liebe jegliche Lebensäußerung

der Humanität, und wies die ungeſchmälerte Stelle nach, die ihr die Vorſehung angewieſen hatte. Die Reſultate dieſer Betrachtungsweiſe liegen in den ewig denkwürdigen Ideen zur Geſchichte der Menſchheit vor. So erfaßte ſeine geiſtreiche Manier die Völker des klaſſiſchen Alterthums, ſo verſenkte er ſich in das Morgenland, deſſen tiefſinnige Ausbeutung in ſeinem eigenen Sinne er angebahnt hat. Auch führte er, der einmal den Wunſch ausgeſprochen, er möchte im Mittelalter geboren worden ſeyn, wenn auch noch in ſchwachen Anfängen, eine andere Würdigung deſſelben ein, als wie ſie bisher gegolten hatte.

So berührte ihn das Leben des menſchlichen Geiſtes in ſeiner Geſammtheit dergeſtalt, daß man von ihm ſagen kann, es ſey ihm nichts Menſchliches fremd geweſen. Und weil er es innig erfaßte, erfaßte er es mit Urſprünglichkeit, vergaß die früheren Faſſungen, um Alles wie von Neuem zu finden und zu ſehen, und war ſo unter Wenigen einer der Erſten, die eine neue Bildung des deutſchen Geiſtes herbeiführten.

Es iſt nun noch übrig, daß wir von der Hauptſache reden. Die Grundlage und Spitze der Herder'ſchen Wirkſamkeit war die Theologie. Von allen den Männern, die im angegebenen Geiſte die neue Bildung anregten, war er der einzige wiſſenſchaftlich wirkende Theologe, der alſo die Theologie mit in jenen Umſchwung hineinziehen konnte. Herder hatte ein theologiſches Herz, von der zarteſten Jugend auf hatte er Begeiſterung aus der Bibel geſogen, und durch ſein ganzes Leben hielt ihn trotz ſpäterer abkühlender Einflüſſe dieſe Religioſität feſt als eine alles Uebrige ſtützende und verklärende Denkart. Dieſe ſuchte er aber ebenfalls zu urſprünglicher natürlicher Anſchauung zu bringen, und dadurch verſchwand ihm der frühere Gegenſatz zwiſchen Vernunft und Offenbarung, wie

derſelbe noch mit aller Aeußerlichkeit in Fichte's Kritik aller Offenbarung ausgeſprochen iſt. Lange vorher hatte Herder denſelben wenigſtens der That nach, im Gemüthe und in der lebendigen Anſchauung überwunden und die Nichtigkeit deſſelben auf's Beſtimmteſte ausgeſprochen. Die endliche Ueberwindung dieſes Gegenſatzes iſt aber eine Hauptaufgabe und ein Hauptbeſtreben der neuern deutſchen Theologie, eine ihrer erſten weſentlichen Eigenthümlichkeiten. Alle bedeutenden Erſcheinungen derſelben, auch die negativen, gehen aus dieſem Beſtreben oder dem Widerſtreben dagegen hervor.

Dabei konnte Herder'n natürlich die Auffaſſungsweiſe der ältern Schule nicht genügen, die die Wahrheit der Religion als ein blos Objektives und jenſeitiges Aeußeres betrachtete, das freilich mit dem Menſchen in eine dieſſeitige Beziehung ſich zu ſetzen habe. Die Begriffe von Offenbarung und Theopneuſtie waren ihm da viel zu äußerlich und der menſchlichen Natur fremdartig aufgefaßt. Schon in früher Jugend ſah er die Mängel der damaligen Theologie ein; er gehörte der neuern Theologie an, wollte nicht wieder zurückkehren, und wo die neuere Theologie fehlging, da ſah er das Heilmittel nicht in ſchüchterner Flucht in das Alte, ſondern in gläubigem Durchführen des Neuen. Dieſe Zuverſicht auf die Zukunft beſeelte ihn deßwegen, weil eine lebendige, poſitive, bauende Kraft bei ihm die alte Hülle von innen heraus durchbrach, nicht von außen her zerſtörte. Einmal auf den neuen Standpunkt hingeſtellt, nahm er ſich der alten Form auch gegen die Angriffe der rein negativen Richtung nicht mehr an, im Gegentheil er vertheidigte Leſſing gegen ſeine Gegner, bekämpfte eifrig alles Magiſche und Abergläubiſche, betrachtete die Bibel bei Anerkennung all' ihrer Göttlichkeit als ein menſchliches Buch, ſprach ſich ſtark aus gegen die anſelmiſche Verſöhnungslehre und ihre juriſtiſche Faſſung. Jeder Prophet eines Neueren erkennt ſchon als ſolcher die Unzulänglichkeit

des Aeltern, und wie Herder in den übrigen Gebieten geiſtiger Beſtrebungen der neuern Zeit angehört, ſo auch in der Theologie.

Dagegen gehörte er in der Religion der alten Zeit und wollte nichts wiſſen weder von der undeutſchen Aufklärung noch von deutſchem Rationalismus. Von jener wegen der kurzreichenden Strahlen ihrer Fackel, womit ſie wie die andern großen Erſcheinungen der Weltgeſchichte, ſo auch die poſitive Erſcheinung der Religion beleuchten wollte und ſelbſt der Waffen des Spottes ſich gegen das Heilige bediente, — von dieſem, weil er mehr gute als dürre Zweige wegſchnitt, mehr mißverſtand als verſtand. Wie hoch er auch Kant ſchätzte, ſo war ihm doch das damalige leichtſinnige Treiben vieler Kantianer innig verhaßt. Die deutſche Theologie ſollte nicht bei'm Rationalismus ſtehen bleiben und Herder blickte auch hierin weiter als ſeine Zeitgenoſſen. Nicht wie Leſſing in Nathan dem Weiſen ſah er im Abſtreifen der poſitiven Religion die wahre Aufklärung und Humanität, ſondern in der poſitiven Religion ſelbſt.

Eben ſo wenig war nach ſeinem Sinne die unrechte Mitte, die tiefer ſteht als die Extreme, jene mehr äußerliche Vermittlung der damaligen Apologeten, die auf dem Standpunkte der Gegner ſtehen blieben und von fremdartigen, ſogar weltlichen Geſichtspunkten aus die angegriffene Religion vertheidigten. Nicht nur bekämpfte er Apologeten wie Warburton, ſondern auch die Art, wie Spalding von dem Werthe der Gefühle im Chriſtenthum, von der Nutzbarkeit des Predigtamtes ſprach, widerſtrebte ihm ſo gut wie uns, ob er gleich vor Männern wie Spalding, Lilienthal, Jeruſalem die größte Hochachtung hegte. Herder's Schriften tragen allerdings eine ſtarke apologetiſche Farbe, Keines Rede nahm ſich damals mit ſolchem Erfolge der Religion an wie die ſeinige, Keiner der aufgeklärten Männer des Jahr-

ſchrittes ſprach von der Bibel mit ſolcher Wärme und Begeiſterung. Aber er vertheidigte nicht mit den Waffen von Miethstruppen, mit äußern und fremden, nicht die Religion mit ihrem moraliſchen und politiſchen Einfluß, nicht die Göttlichkeit der Lehren mit den Wundern und Weiſſagungen, oder die Moral mit Gründen, die aus der Oekonomie oder Geſundheitslehre hergenommen ſind. Herder erblickte die beſte Vertheidigung der Wahrheit in ihrer Beleuchtung, in derjenigen Darſtellung des Gegenſtandes, die ihm angemeſſen und ſeiner Natur entnommen iſt. Wie nur das durch Wärme geſchmolzene Metall für ſchöne Formen und ideale Gebilde empfänglich wird, ſo redete er von religiöſen Dingen warm, religiös und in der Sprache des Gefühls, aber in der ſeines eigenen. Dieſe Stellung zur Apologetik hat auch im Ganzen ſeither die neuere Theologie eingenommen, daß ſie die Wahrheiten der Religion nach ihrem innern Weſen, nach ihrem nothwendigen Naturzuſammenhange zu erfaſſen ſtrebt. —

Laßt uns nun einen Blick darauf werfen, wie Herder in dieſem divinatoriſchen und reformatoriſchen Geiſte auf die verſchiedenen Theile der Theologie einwirkte.

Selbſt Dichter ſeines Volkes, und der das Weſen der Dichtkunſt in ſeiner natürlichen Quelle belauſchte und als Herzensbedürfniß genoß, ließ er ſich auch von demſelben Sinn bei'm Auffaſſen der bibliſchen Poeſie leiten. Aber nicht wie Lowth oder gar Eichhorn, betrachtete er die hebräiſche Poeſie von dem ſogenannten blos rein poetiſchen Standpunkt aus, ſondern er ging, wie bei andern Dichtungen ſo auch hier, auf die Quelle zurück, aus der ſie hervorquillt, auf den heiligen Geiſt religiös ergriffener Gottesmänner, ſelbſt angeweht von ihrem Hauche. An dem Alten Teſtamente hatte er in ſeiner Jugend ſeine Seele gehoben und erwärmt, an jenem einfachen Ausdrucke für die innigſten Gottesverhältniſſe, deſſen Ton und Urſprünglichkeit ſeiner Natur ſo nahe lag, daß

er den neuern Deutſchen für das Verſtändniß des Hebräismus geworden iſt, was Winkelmann für die Einſicht in helleniſche Kunſt. In dieſem Sinne faßte er die hebräiſche Poeſie nicht als etwas außer allem Lebenszuſammenhang Entſtandenes, ſondern als Nationalſprache eines Volkes, deſſen Leben von einem beſtimmt markirten Gottesbewußtſeyn und Gottesverhältniß durchdrungen iſt. Daraus erklärt es ſich, wie ſein Buch über die hebräiſche Poeſie, ſo natürlich menſchlich gedacht und zugleich ſo wunderbar göttlich, ſolchen gewaltigen Eindruck machen mußte. Darum haben ſeine Anſichten über die Erzählung der Schöpfung in ſeinen älteſten Urkunden des Menſchengeſchlechtes bis auf unſere Tage in der neuern deutſchen Theologie ihre Anerkennung behauptet. Das iſt auch der Grund, weßhalb ſeine Auffaſſung des hohen Liedes als der älteſten und ſchönſten Lieder aus dem Morgenlande, als Lieder allerdings antiker Liebe, aber im monotheiſtiſchen Geiſte gefühlt, fortan von der neuern Exegeſe beibehalten worden iſt. Ebenſo hat ſeine Schrift über die Offenbarung Johannis zwiſchen der alten Ausrechnungsmethode und der rationaliſtiſchen Geringſchätzung den richtigen Ton gefunden. Mit ſolchem Sinne erweckte er auch wieder dem modernen Geiſte die Empfänglichkeit für die altlateiniſche Kirchenpoeſie, beſonders aber für den Liederſchatz des ältern deutſchen Proteſtantismus. J. G. Müller erzählt von ihm, daß, während er in Herder's Hauſe war, dieſer oft in der Nacht aufgeſtanden ſey und ein geiſtliches Lied zum Klavier geſungen habe. Was heut' zu Tage aller Orten in der deutſch proteſtantiſchen Welt für ein Eifer in Hebung dieſes Schatzes und Anwendung deſſelben für die Kirche ſich geltend macht, das verdankt größtentheils ſeinen Anſtoß den Bemühungen Herder's. Ueberhaupt ſehen wir ihn überall in ſeinem reformatoriſchen Wirken, mit Hintanſetzung des dogmatiſchen Formalismus, wie die Reformatoren, zur urſprünglichen Bibelſprache zurückgehen.

Und wie ihm nun ſonſt die Poeſie nichts vom wirklichen Leben Getrenntes war, ſo wenig ſie es dem Naturſinn der Völker iſt, ſondern der Hauch und Duft, die Kraft und das Mark des Lebens ſelber, der Nerv deſſelben, der nur in Verbindung mit dieſem Leben begriffen wird, ſo erfaßte er auch den Geiſt der hebräiſchen Poeſie in ihrem Zuſammenhange mit der Geſchichte des hebräiſchen Volkes, als ein Gefühl der Führung und Erziehung durch den perſönlichen Gott. Dieſe Auffaſſung erhellt ſchon aus der äußern Anordnung der Bücher über den Geiſt der hebräiſchen Poeſie. Ferner hängt ſeine älteſte Urkunde des Menſchengeſchlechtes genau mit ſeiner Philoſophie der Geſchichte und ſeinen Ideen zuſammen, die gleichſam die weitere Ausführung, den allgemeinen Umriß zu jener bilden. Beim Neuen Teſtamente kann er als der Erſte angeſehen werden, der mit ſelbſtſtändiger Darſtellung und zugleich mit chriſtlicher Achtung vor dem Gegenſtande eine Geſchichte des Lebens Jeſu für das moderne Bewußtſeyn verſuchte. Denn dafür können wir die beiden Schriften halten: Vom Erlöſer der Menſchen, nach den drei erſten Evangelien, und: Vom Sohn Gottes, dem Weltheiland, nach Johannis Evangelium.

Dieſes hiſtoriſche und poetiſche, auf das Grundgefühl und deſſen Lebensregung zurückgehende Verfahren bildet auch die Grundlage ſeiner Schrifterklärung. Sagt er doch ſelbſt von ſich, daß er der Bibel zu lieb Theolog geworden und ſie in ſeinen Kinderjahren geleſen, wie er ſonſt kein Buch auf der Welt mehr leſen werde, daß ſein ganzes Leben ihm nur entwickle, was ihm ſeine Kindheit ſagte. Wie er ſich bei Erklärung der Klaſſiker nicht lange bei Worterklärung, die er vorausſetzte, aufhielt, oder bei vereinzelten Parallelen, die ihm aus ihrem lebendigen Zuſammenhange geriſſen vorkamen; wie er bei ihnen den Wald ob den Bäumen nicht vergaß und ein Ganzes nach ſeiner Grundſtimmung und ſeinem organiſchen Zuſammenhang auffaßte, — ganz in demſelben Geiſte erblickt er

auch die heilige Schrift. In seinen Schriften über Religion und Theologie finden sich eine Menge Schriftstellen dem Leser auf solche Weise vorgeführt, in ihrer Grundfarbe erläutert und übersetzt, und dadurch hat er auf die natürlichste, anziehendste, ergreifendste Weise den Sinn des Originals aufgeschlossen. Parallelen führt er auch an, aber ganze Gedichte von ähnlicher Situation und Stimmung aus allen Theilen des menschlichen Geschlechtes. Dabei fehlte ihm keineswegs eine gewandte Kenntniß des Technischen der Sprache, er übte vielfach neue Worterklärung und Conjecturalcritik und beschäftigte sich mit Vorliebe mit dem Bau und der Structur der Sprachen überhaupt und der hebräischen insbesondere. Bei der Erklärung neutestamentlicher Begriffe verlieh er der sogenannten historischen Interpretation eine neue Gestalt. Es zeigt sich dies namentlich in seiner Erläuterung zum Neuen Testament aus einer neueröffneten morgenländischen Quelle. Die Quelle ist der Zend-Avesta. Herder weist nämlich nach, wie der Parsismus auf den Hebraismus einwirkte, und wie nun das Christenthum der Sprache und auch der Begriffe der damaligen Zeit sich bedienen mußte. Solche Hinweisungen auf den Orient waren nun freilich damals nichts außerordentliches, aber gewöhnlich wurde durch dieselben weder Biblisches noch Orientalisches erklärt, sondern Beides verflüchtigt und concrete Anschauung in occidentalische Abstraktionen aufgelöst, von denen es hieß, sie seyen nach der Weise des Morgenlandes in dieses oder jenes Bild eingekleidet worden. Herder seiner Seits bemühte sich, zu zeigen, wie diese orientalischen bildlichen Anschauungen großartige höhere Weltansichten enthalten, deren sich das Christenthum nach seiner Weise zur Bildung seines spezifischen Geistes und zum Ausdruck seiner höheren überirdischen Wahrheiten bediente, die daher nicht in abstrakte Allgemeinheiten zu übersetzen seyen, wenn auch allerdings an ihnen, wie an allen Realitäten, allgemeine Gesetze haften. Auf analoge Art zog er auch sonst zur Erklä-

rung des Alten und Neuen Teſtaments den neueröffneten Orient zu mit jenem der neuern deutſchen Geſchichtsbetrachtung eigenthümlichen Tiefſinn, der ob der Analogien die charakteriſtiſch ausgeprägten verſchiedenen geiſtigen Eigenthümlichkeiten nicht überſieht oder amalgamirt.

Ging Herder bei andern allgemein menſchlichen Wiſſenſchaften, namentlich bei ſeinen philoſophiſchen Beſtrebungen, und ſo denn auch durchgehends in der Theologie, auf die Grundanſchauungen und Prinzipien zurück, ſo erſcheint in derſelben Beſchränkung ſeine Bedeutung für die ſyſtematiſche Theologie. Sein vorzugsweiſes Herausheben der Grundgefühle und Grundverhältniſſe des religiöſen Lebens, ſein Zurückgehen auf den einfachen, anſchaulichen bibliſchen Ausdruck der religiöſen Anſchauungen und Begriffe, ſeine ganz hiſtoriſche und genetiſche Betrachtungsweiſe, die er in allen Gebieten anwandte, iſt auch für die Veränderung des Geiſtes der Syſtematik nicht unwichtig geworden. Zwar hat er auf die Entwickelung der Formen des Syſtems, ſo viel man ſehen kann, wenig oder keinen Einfluß ausgeübt, da er vorzugsweiſe die Wurzeln der Wahrheit vor Augen hatte, und weniger um die Entwickelung und Vollendung ſich Verdienſte erwarb. Um ſo weniger konnte er auch Mann des Syſtems ſein, da er ſich von der frühern Syſtematik völlig losgeſagt hatte. Es iſt nicht anders, als ob er mit einer gewiſſen Einſeitigkeit den Geiſt des Anfangs hätte repräſentiren ſollen, ſo daß er ſich nicht einreihte in Entwickelung des Neuen, zumal ja doch auch für dieſe Entwickelung wiederum eine Anſchließung an alte Form nothwendig war, nur daß deren Verwirklichung in neuerem Geiſte durch jene vielfältigen dogmengeſchichtlichen Studien der Folgezeit möglich werden konnte und kann. Aber zur Erweckung des Geiſtes der neuern Syſtematik hat er doch nicht Unweſentliches beigetragen, da er, von der Anſchauung der religiöſen Grundgefühle und moraliſchen Grundkräfte ausgehend, mit maaßgebender Urſprünglichkeit den neuen

Weg vorgezeichnet hat. Offenbar geht auch ſeine Vertheidigung Spinoza's, der namentlich auf die ſchleiermacher'ſche Theologie ſo bedeutenden Einfluß ausgeübt hat, von der lebendigen, gefühlvollen, religiöſen Naturbetrachtung dieſes Mannes aus, die Herder'n im Gegenſatz zu einem gangbaren Deismus gewinnen mußte. In dieſem etwas vagen, den allgemeinen Begriff der Humanität wenn auch allerdings in ſeiner Tiefe faſſenden Sinn, ſind auch ſeine Schriften geſchrieben vom Geiſt des Chriſtenthums, und die von Religion, Lehrmeinung und Gebräuchen; beſtimmter chriſtlich: von der Auferſtehung, als Glaube, Geſchichte und Lehre.

Der durchgreifenden religiöſen Weihe ſeines theologiſchen Wirkens, die aus ſeiner innern Natur hervorging, entſprach auch ſeine äußere Lebensſtellung als praktiſcher Geiſtlicher. Als er ſchon 1765 in ſeinem 21. Lebensjahr Collaborator an der Domſchule in Riga wurde, war mit dieſer Stelle zugleich ein Predigtamt verbunden, und ſeine klaren und erweckenden Predigten gewannen ihm Alle Herzen. Sechs Jahre ſpäter wurde er Hofprediger, Superintendent und Conſiſtorialrath in Bückeburg, wo der Culminationspunkt ſeiner Seelſorge ſich in ſeinem Verhältniß zu der frommen Gräfin darſtellt. Herder lernte an ihr das zarteſte Gottesleben eines weiblichen Weſens kennen, und ſeinerſeits wirkte auch er wieder durch ſeine klare, heitere und männliche Religioſität wohlthätig auf die Gräfin ein. Ueberhaupt aber war ihm ſeine Stellung als Seelſorger neben ſeinen vielen gelehrten Beſchäftigungen tiefe Herzensangelegenheit. Vom Jahr 1776 an war er in Weimar Hofprediger, Generalſuperintendent und Oberconſiſtorialrath, und wirkte in dieſer Stellung mit vieler Liebe für das Wohl der Kirche und Schule. Auch hier war er wie früher als Prediger berühmt und beliebt. Und auch auf dieſem Gebiete hat er mit Verlaſſung der früheren ſteifen Form und des äußerlich dogmatiſchen Geiſtes den Geſchmack der neuen

Predigtweiſe angebahnt, die in freierer Sprache die innerſten Regungen des religiöſen Gemüthes und die moraliſche Handlungsweiſe an's Licht zu ziehen und zu erbauen ſucht. Dieſer Geiſt tritt uns entgegen in ſeinen chriſtlichen Reden und Homilien, der Eindruck aber, den die Ausführung auf der Kanzel und der lebendige Vortrag hervorbrachten, war nach dem Urtheile Aller weit bedeutender, da ihn hier der Anblick der Gemeinde begeiſterte und ſeine Worte nach ihrem Bedürfniſſe geſtaltete.

Ein Mann, der in dieſem Grade die mannigfaltigſten Gebiete der Theologie inne hatte, bearbeitete und umgeſtaltete, der ferner das übrige menſchliche Wiſſen, ſo weit es mit der Theologie in nothwendiger Beziehung ſteht, beherrſchte und mit neuem Leben beſeelte, der war auch wie Keiner geeignet, als Schriftſteller über die geſammte Theologie einen bleibenden Eindruck zu machen. Der theologiſchen Encyklopädie hat er den neuen Geiſt eingehaucht und in Zeiten, in denen Viele von der Theologie abführten, die deutſche Jugend mit Luſt und Liebe zu dieſem Studium erfüllt. Seine Briefe das Studium der Theologie betreffend werden immer ein Kleinod für die Theologie Studirenden bleiben, und an ſie ſchließen ſich der Entwurf der Anwendung dreier akademiſchen Jahre für einen jungen Theologen, die Briefe an Theophron und das Gutachten über die Vorbereitung junger Geiſtlichen auf die Akademie. Ja alle ſeine Schriften, theologiſche und andere, haben, wie ich darzuſtellen geſucht habe, ſich als einleitend in das Studium der Theologie bewährt, und zwar in den poſitiven und doch zugleich kritiſchen Geiſt derſelben, in die neuere Theologie.

Vorbereitend einleitend, anregend, vorausleuchtend iſt die ganze Bedeutung dieſes Mannes, und darin ſehe ich die Einheit in ſeinem unbegrenzt ſcheinenden Wirken. Indem ich dieſen ein-

zigen Gedanken herausheben wollte, weiß ich nicht, ob ich nicht zu viel, ob nicht zu wenig geſagt zu haben ſcheine? Zu wenig, fürchte ich, wenn ich mir das lebendige, ſprudelnde, zeitergreifende Wirken dieſes Genies noch einmal vergegenwärtige und mit meinen Worten vergleiche, — wenn ich Männer mir zuhören ſehe, die gebildet durch Herder'ſchen Einfluß ganz anders den Mann und in ſeiner eigenen Weiſe hätten vorführen können. Dieſe mögen bedenken, daß eben jeder Gegenſtand eine unerſchöpfliche Quelle von Betrachtungen iſt. Dann will mir wieder vorkommen, ich dürfte, wie junge Leute zu thun pflegen, die für ihren Gegenſtand einſeitig eingenommen ſind, ruhigen Betrachtern zu viel geſagt zu haben ſcheinen. Denn ſteht nicht auch er mit ſo manchen Begriffen, Sympathien und Antipathien in einer uns faſt fremd gewordenen Zeit? Und wo er die neue bereitet, iſt er da nicht umgeben von Hunderten, in denen die neue Zeit ſich ankündigte? Sollen dieſe vor ihm verſchwinden wie der Glanz der Geſtirne vor der Mittagsſonne? Ich weiß darauf nichts anders zu antworten, als daß ich mich fortwährend beſtrebt habe, Nichts zu übertreiben, nicht das herauszuheben, was Herder's Stärke und Bedeutung nicht iſt. Kein Einzelner führt eine neue Zeit herbei, ihr Geiſt wehet daher, man weiß nicht, woher er kommt nnd wohin er geht; die Einzelnen werden von ihm als innere Macht ergriffen, aber der eine früher, der andere ſpäter. Und wie es Leute giebt, die jeglichen Geiſt zu einer Karrikatur entſtellen können, ſo giebt es Lieblinge jeglichen Geiſtes, die er ſich zu Repräſentanten erkor, Repräſentanten, die vorausgehen, die die Mitte halten, ſelbſt welche nachfolgen; Herder ging voran. Und ich ſpreche dies noch zum Schluſſe als meine volle Ueberzeugung aus, worauf durchgehends hinzuweiſen meine Abſicht war, daß ſchon in Herder die jugendlichen Blüthen unſerer Zeit am reizendſten ſich vereinigen und ihren Wohlgeruch auf die weiten Fluren der Kunſt und Wiſſenſchaft und Theologie verbreiten. Und dieſe

Bedeutung hat Herder nicht blos für ſeine Zeit, ſondern ſie bleibt ihm auch für die Zeit, die er vorbereitete. Noch iſt der Geiſt unſerer Volksaufklärung nicht der Herder'ſche, ſondern der vorherderſche, — noch iſt für den Gebildeten Herder der natürliche Führer in den Geiſt der neuern deutſchen Art, Kunſt und Wiſſenſchaftlichkeit, — noch jetzt geht dem ſtudirenden Jüngling bei'm Leſen ſeiner Werke am anregendſten der Stern auf, der ihm leuchten ſoll, — noch immer beſitzt an ihm der beſonnene Gelehrte und Förderer der Wiſſenſchaft den jugendlichen Freund, der ihn erfriſcht mit reinem Quellwaſſer und ihm die originelle Wärme mittheilt, die ſeiner deutſchen wiſſenſchaftlichen Thätigkeit zu Grunde liegen muß. Auch noch für unſere Zeit bleibt Herder eine erwärmende und erfriſchende Gabe Gottes in der Hitze und Kälte des Lebens. —

Herder als Prediger

von

D. Schwarz,
Kirchenrathe, Superintendenten und Professor zu Jena.

Was Jean Paul über Herder's ganze geiſtige Erſcheinung ſagt, er habe nur den Fehler gehabt, nicht Ein Stern erſter oder ſonſtiger Größe zu ſeyn, ſondern ein Bündel von Sternen, aus welchem ſich Jeder ſein Sternbild buchſtabire, läßt ſich mit vollem Recht anwenden auch auf ſeine Bedeutung in den verſchiedenen Gebieten der Theologie. Unter ihnen nimmt das praktiſche bei ihm eine der erſten Stellen ein. Seine Ideen darüber, ſein unmittelbarer und mittelbarer Einfluß auf den Umſchwung, welcher ſeitdem auf ihm eingetreten iſt, verdienten wohl eine umfaſſendere Darſtellung, um ſo mehr als die auch hier ziemlich raſch lebende, bisweilen ſich athemlos überſtürzende Gegenwart vergeſſen will, wie Viel ſie dem großen Manne verdankt, während ſie doch in gar manchen Beziehungen ſich an ihm fortdauernd orientiren könnte. Die folgenden Blätter wollen keinen andern Anſpruch machen, als dazu beizutragen, daß die Erinnerung an ihn als Prediger unter uns lebendig bleibe. Denn unbegreiflicher Weiſe erwähnt ihn ſchon die neueſte umfaſſendere Geſchichte der Predigt nicht mehr und die jüngſte evangeliſche Homiletik, obgleich ſie ſich die Aufgabe ſetzte, die Idee der Predigt in ihrer Verwirklichung nachzuweiſen, hat neben einer Reihe unbedeutender Namen für Herder gleichfalls nirgends eine Stelle. Hiernach zu urtheilen ſcheint man faſt dafür ſorgen zu wollen, daß an ihm in Erfüllung gehe, was er beim Hinblick auf ältere Theologen von tief grei-

ſender Wirkſamkeit ſchrieb *): „Sie leben noch, obgleich ſie geſtorben ſind. Wir, die wir oft bei Leibesleben todt ſind — wer wird uns nennen? Welche menſchliche, chriſtliche Anſtalt, welch' errungenes Gute, welcher unſterbliche ſchöne Same wird ſich, wenn wir wie ein Traum dahin ſind, unſers Namens und Daſeyns freuen?" — Und doch — wer hat mehr als Er das kurze Leben durch Mühe und That zu verlängern geſtrebt, wer mit höherem, reinerem Eifer unſterblichen Samen auf den Acker der Kirche geworfen in der eigenen Verkündigung des göttlichen Wortes und durch erweckenden Aufruf dazu an ihre Diener!

Die Materialien zu unſrer Charakteriſtik liegen aus allen Epochen von Herder's ſchriftſtelleriſcher und kirchlicher Thätigkeit vor. Beſondere Berückſichtigung verdienen: der Redner Gottes, die Provinzialblätter, das Fragment über Andacht, der Entwurf zur Anwendung deiner akademiſchen Jahre, die Briefe über das Studium der Theologie, das Gutachten über Vorbereitung junger Theologen zur Akademie und die Schrift von Religion, Lehrmeinungen und Gebräuchen — Alles im dreizehnten bis funfzehnten und im achtzehnten Theile der Werke für Religion und Theologie. Sodann die chriſtlichen Reden und Homilien im achten bis zehnten Theil, außer welchen von Herder's Hinterbliebenen noch eine Reihe vollſtändig ausgearbeiteter Predigten nebſt vielen Entwürfen und Skizzen zu dankbarer Einſicht und Benutzung überlaſſen wurden. Auch die „Erinnerungen aus ſeinem Leben" gewähren reiche Ausbeute. Manches Einzelne iſt aus mündlicher Mittheilung geſchöpft.

Lebte Herder's Bild als Prediger ſo friſch als zu wünſchen wäre unter uns fort, die Umriſſe, welche wir hier dazu bieten, würden anders gehalten ſeyn und auf dem Grunde der vorauszuſetzenden allgemeinern Anſchauung mit manchen ziemlich nahe liegenden Betrachtungen verbunden werden können. Da die Be-

*) Werke f. Rel. u. Theol. XIV, 296.

rechtigung zu ſolcher Vorausſetzung mindeſtens zweifelhaft iſt, ſo ſchien es angemeſſener, die Züge mit Rückſicht auf den Gang ſeiner homiletiſchen Entwickelung möglichſt objectiv hinzuſtellen, ihn auch, ſo weit der beſchränkte Raum es verſtattete, in ſeinen eignen Worten reden zu laſſen. Niemand weiß beſſer und eindringlicher zu ſagen was er will, als er ſelbſt.

Theologie, „Lehre von Gott und dem Menſchen," galt Herder als die edelſte aller Wiſſenſchaften, ſo gewiß religiöſe Wahrheit und Tugend die edelſten Schätze der Menſchheit ſind. Nur wer ſich reines Herzens und höher gerichteten Geiſtes fühlt, ſoll Theolog werden. Deßhalb iſt ihm die Theologie nicht Wort-, Sylben- und Bücherſtudium, ſondern Sache, Geſchäft, Uebung und die kirchliche Wirkſamkeit, welche er auch unter entmuthigenden Erfahrungen über Alles hoch hält, dabei nicht der nächſte, wohl aber der letzte Zweck. Die das Amt und die unmittelbare Praxis ſtets in den Vordergrund ſtellen, wohl mit dem Rufe, Chriſtum lieb haben ſey beſſer, als alles Wiſſen, ſetzen die Trägheit und Ignoranz auf den Thron. Die Amt und Wirken dem bloßen Wiſſen opfern, erinnert er an jenen Bauer, der zu Huet's Bedienten ſagte, als dieſer immer vorgab, ſein Herr ſtudire: „Ich dachte, der König hätte uns einen Biſchof geben können, der ſchon ſtudirt habe und es nicht jetzt erſt thun dürfe." So beſtimmt er durch das Ziel die Laufbahn dahin.

Und welches iſt nach ihm das Ziel des Geiſtlichen als Prediger? Er beklagt mit dem tiefſten Schmerz das Niedrige und Erbärmliche bei dieſem Stande. Schonungslos deckt er auf, woran derſelbe Schuld und nicht Schuld iſt. Allein, „die Hefen des trüben Trankes müſſen ſich endlich ſenken und der Trank wird heller. Der Gang der Vorſehung ſchreitet weiter. In dem kalten Aphelium, in dem die Religion vielleicht überwintert, wollen wir dennoch getroſten Muthes nach der wieder-

kehrenden Sonne blicken und auch in dunkler Nacht brenne unſre Lampe!“ *)

Vorzüglich nach zwei Seiten tritt er in den Kampf mit der geiſtlichen Beſchränktheit und Verkehrtheit ſeiner Zeit. Auf der einen ſteht die Buchſtaben-Orthodoxie mit ihrer verlebten Dogmatik, ihrer gehäſſigen Polemik und Namengeberei, ihrer „Mönchsmethode“ auch auf der Kanzel, ihrem unendlich breiten „Stadtpfarrer-Vortrage,“ im geheimen Bewußtſeyn ihrer Schwäche und Rathloſigkeit doch mit den früheren Anſprüchen auf eine „Superintendenz über die Gemüther“ und nur um ſo eifriger bedacht, ſie als ihr edelſtes Kleinod zu wahren.

Auf der andern findet er die aufgeklärten Modeprediger der Tage, die ſich bei vornehmem Herabſehn auf jeden tieferen Grund des Glaubens als philoſophiſche Tugendlehrer gebehrdeten, mit ihrer allgemeinen, flachen und trocknen Moral, auch wohl mit der ſüßlichen, nebelhaften Sentimentalität der Siegwarts-Periode, „unter dem Romanzen- und Mondſcheinton und den bunten Lappen aus dem Trödel der Poeſie die innere Armuth verhüllend.“

Die Einen wie die Andern waren Herder gründlich zuwider als bloße — „Akteurs.“ Sein ganzes Weſen iſt Wahrheit — hatte er doch ſelbſt eine unüberwindliche Abneigung, in den Spiegel zu ſehn! — Charakter durch und durch. Mit ihm ging ihm Alles verloren. Voll des lebendigſten Bildungstriebes auf dem Grunde tiefſter Religioſität, von früher Jugend an aus der Fülle der Schrift genährt, iſt er mit ihrem Geiſte, ihren Anſchauungen innig verwachſen. Er hatte dieſen Geiſt mit dem ganzen Reichthum ſeiner maſſenhaften Gelehrſamkeit, mit der vorurtheilsfreien Schärfe ſeines Urtheils, mit der zarten Feinheit ſeiner Seele wiſſenſchaftlich zu begreifen und zu durchdringen geſucht, war mit zunehmender Klarheit den Wurzeln

*) Schluß der Briefe über das Studium der Theologie.

deſſelben in dem Leben der Menſchheit nachgegangen und hatte ihn als die reifſte Frucht erkannt, welche ſie auf religiöſem Boden abſetzte. Wie hätten ihm jene Predigten genügen können, die „jeder leere Kopf nachahmen, jeder müſſige Leib nachdämmern kann — ohne Inhalt, ohne Feuer, einförmig wie die Tonnen, überall gleich gut d. i. gleich mäßig und förderlich zu halten, immer reiflich und wohl überlegt auf den ganzen Glauben und das ganze Leben, höchſtens das erreichend, daß doch der Grund der Seele weich bleibt, während immer Nichts wird.“ Er findet den herrſchenden Widerwillen gegen das damalige Predigtweſen im Allgemeinen natürlich und entſchuldbar, erklärt, daß von dieſer ganzen Gattung wenig zu halten ſey, nennt ſie geradezu Sklavenarbeit, will weder ein Orakel in der Hauptſtadt, noch ein geiſtlicher Handwerksburſch ſeyn und glüht von Eifer, daß es beſſer werde in der Theorie, wie in der Praxis, daß Natur, Wahrheit, Gründlichkeit und Klarheit wiederkehre.

Zu dem Ende geht er auf das Weſen der gemeinſamen Andacht zurück, welche die Predigt befriedigen, auf die Erbauung, die ſie bieten ſoll. Jene iſt ihm weder das Opium der Seele, wo ſie keiner klaren Anſchauung fähig iſt, noch höchſte Anſtrengung und Leidenſchaft, ſondern „der ſtille Ton, da ſie mit Zweien, Dreien, Zehn, Hunderten, Tauſenden vereinigt iſt vor dem Auge der ſchauenden Gottheit, gleich einem ſtillen See, der auf einen belebenden Windhauch wartet.“ Dieſe iſt „nicht irgend ein Amuſement, bei welchem der Beſuch der Predigt nur zur Viſite Gottes wird,“ nicht „der Dunſt der Onktion,“ oder „das Schwefelbad der Myſtik,“ ſondern „Licht aus der Höhe über Gott und ſein Reich, ſeine Führungen und Wege im großen Ganzen und an den einzelnen Seelen, Erregen und Bewegen derſelben zur ihm wohlgefälligen Geſinnung und That,“ ſo daß jeder Kirchentag ausgeht in „ein Feſt von Entſchlüſſen.“ Die Predigt darf daher nicht aus Kopf und Gedächtniß kommen; ſie muß, wie bei Luther, „Bruſtvortrag“ ſeyn und die Re-

ligion nicht blos zum Ueberſtrich haben, ſondern als Glanz des Ganzen. Dadurch und durch die hieraus von ſelbſt entſpringende Einfachheit werde ſie mehr, als durch alle Künſte einer falſchen Beredſamkeit den geſunkenen Gottesdienſt wieder heben.

Wie in dieſem Stück weiſt er auch ſonſt unzählige Male auf Luther. Neben einigen Homileten der alten Kirche war er ihm Muſter und Vorbild und hatte ihm mit zuerſt den beſſern Weg gezeigt. Er findet ſelbſt ein Mal eine gewiſſe Aehnlichkeit zwiſchen ſich und ihm, ſetzt aber ſogleich mit der ihm eignen Beſcheidenheit hinzu, noch habe er in der Welt Nichts gethan, dieſem großen Manne die Schuhriemen zu löſen, hoffe jedoch dahin zu kommen. Von der kalten Grübelei jüngerer Zeit ermattet, erquickt er ſich vor Allem an ſeinen Schriften und erhebt ſich in dunkeln Stunden an ihm — „the brave man struggling in the storms of fate.“ — „Einfältiger, ungelehrter Luther!“ — ruft er aus — „wie dir das Wort Gottes theuer war und der Name Volk dir zu Herzen ging und du aus eigner Ueberzeugung und Empfindung für und aus dem Worte Gottes redeteſt, ſchriebeſt, überſetzteſt und wo du nicht wußteſt, noch glücklich und herzlich ſtammelteſt und alſo wurdeſt — Bote Gottes an's Volk, Ueberbringer und Dolmetſcher des Wortes für Welt und Nachwelt! Prophet, noch immer einiger, unerreichter Prophet mit deinem hohen Muthe!“*) Dabei verachtet er nicht die Neuern. Er empfiehlt Fenelon, Maſſillon, Bourdaloue, Tillotſon, Clarke, Foſter unter den Ausländern, Spalding, Jeruſalem, Sack, Zollikofer, Cramer u. A. unter den Deutſchen, und charakteriſirt ſie mit eben ſo viel Feinheit als unparteiiſcher Anerkennung. Aus ſeiner Jugend aber ſtand als hohes Ideal Prediger Willamo-

*) Werke f. Rel. u. Theol. XV, 203. Luther's Geſchichte zu ſchreiben war noch in ſpätern Jahren einer von Herder's liebſten leider unerfüllt gebliebenen Wünſchen. Er hatte dazu Manches geſammelt.

vius zu Mohrungen vor ſeiner Seele und ſoll ihm namentlich bei ſeinem „Redner Gottes“ vorgeſchwebt haben, wogegen Treſcho, eine Zeit lang ſein Aufſeher, mit ſeiner ſtreng orthodoxen ascetiſchen Art weſentlich dazu beigetragen haben dürfte, ihm dieſe Richtung auf immer zu verleiden.

Redner, Bote Gottes, Pfeiler in ſeinem Tempel ſoll nach ihm zuletzt jeder Prediger ſeyn, „nicht mit der Affektation einer neuen, unerhörten Inſpiration, wie ſie den alten Propheten und Apoſteln zu Theil ward — denn wir predigen aus und nach ihnen und Jedermann kann ſie leſen“ — wohl aber von ihrem Geiſt getragen und gehoben und ſo das Chriſtenthum verkündigend. Dies iſt ihm keine bloße Lehre, überhaupt nicht eigentlich zu demonſtriren, ſondern zuletzt nur zu erfahren, Princip eines neuen Lebens in Wahrheit und Liebe, ein Werk von großem, weltumfaſſendem Plan, in deſſen Umkreis wir noch ſtehen. Der Mittelpunkt von ihm bleibt Chriſtus, der beſte Beweis dafür, menſchlich und göttlich durch die Seele ſeines Lebens, Vorbild zur Entwickelung alles rein Menſchlichen. Aber er iſt noch mehr — alleiniges Haupt ſeiner Gemeinde in Zeit und Ewigkeit, Erlöſer und Verſöhner, ſo daß Herder mit einer Entſchiedenheit, welche der ſogenannten Aufklärung eben ſo ſehr zum Anſtoß gereichte, wie die Wärme und Freiheit, womit er die Sache erfaßte der in ſich erſtarrten Orthodoxie, den rechtfertigenden Glauben freudig bekennt. —

Die einzelne Predigt freilich iſt ihm kein Glaubensbekenntniß, nach dem Buchſtaben der ſymboliſchen Bücher zu meſſen. Das allen Gemeinſame iſt lebendige, friſche Schriftauslegung und Anwendung. — „Je mehr wir's alſo aus der Bibel, je gemäßer wir's ihr und uns ſelbſt und unſerm Kreiſe thun, deſto beſſer predigen wir.“ — Da gilt kein Abmarkten und Vorſchreiben: „gerade ſo und ſo viel Dogmatik oder Moral.“ — Und weil „die Bibel, das Archiv der Ur-

kunden der Vorſehung" aus ſo vielen Zeiten und Menſchenaltern auch darin etwas Beſonderes hat, daß ihr Vortrag für alle Zeiten und Menſchen auf ſo mannigfaltige Weiſe wechſelt, ſo bringt Er, dem ſich ſchon durch ſeinen weiten Blick auf die Geſchichte der unendliche Reichthum der Individualität aufſchloß und der ſich ihres Rechtes durch die eigene urſprüngliche Begabung vor Tauſenden bewußt ſeyn durfte, mit der großartigſten Freiheit auf Mannigfaltigkeit in der Predigt, eine Anſicht, welche ſich unter uns mehr und mehr Bahn gebrochen hat. Nach der von Gott verliehenen eigenthümlichen Natur eines Jeden ſoll ſich die Sache in ihm geſtalten und ihre Form ſich ſchaffen. Leiſtenmäßige homiletiſche Gleichförmigkeit und ſklaviſche Nachahmerei betrachtet er als den „Abgrund ohne Erlöſung" und verlangt, weit entfernt von kleinlicher Herrſchſucht und von dem Beſtreben, eine Schule zu gründen, vor Allem rechte Selbſterkenntniß, Uebung nach Maaßgabe des einem Jeden gewordenen Pfundes und Gelegenheit zu ihr unter verſtändiger Leitung, beſonders in Seminarien.

Halten wir mit dieſen Andeutungen über das Ideal, nach welchem Herder ringt, ſeine noch vorhandenen homiletiſchen Erzeugniſſe zuſammen, ſo iſt zu bedenken, daß Niemand freier als er von dem Dünkel war, daſſelbe völlig erreicht zu haben. Er wollte nicht blos Andern, er wollte zugleich ſich ſelbſt predigen. Dort — in ſich, nicht in dem ſchwankenden Beifalle der Menge — fand er den Maaßſtab für ſeine Leiſtungen. Oft war er darüber in ſich beruhigt und heiter; oft hat er auch, während jener Beifall ihm reichlich genug geſpendet wurde, die Unzufriedenheit mit ſich den ihm näher Stehenden unumwunden ausgeſprochen. Dazu kam ſpäter der Drang eines arbeitsvollen, durch viele fremdartigſte Dinge zerſplitterten Lebens und eine körperlich bedingte Verſtimmung, über welche er auch bei dem beſten Willen nicht immer ganz Herr zu werden vermochte.

Schon das erste öffentliche Auftreten des noch nicht zwanzigjährigen Jünglings unmittelbar nach seinem Abgang von der Akademie zeigt, welchen Anlauf er nahm. Die Gedächtnißrede am Sarge der früh verstorbenen Schwester seines Freundes Kanter in Königsberg*) erregte allgemeines Aufsehn durch ihren Reichthum an ergreifenden, zarten Gedanken, ihren Schwung und ihr Feuer und durch die Kraft und Reinheit der Sprache. „Ein Jüngling, an dem vielleicht selbst der Tod noch zwei Fasern abzuschneiden, noch einen Nerv des Herzens zu durchgraben hat, so ist der Leichenredner eine Leiche", überläßt sich Herder dem elegischen Zuge seiner Empfindungen, ohne jedoch in ihnen zu versinken und den erhebenden Trost des Glaubens zu vergessen.

Ein neuer Wirkungskreis eröffnete sich ihm in Riga und ward erweitert, seitdem der Rath für ihn eine ganz neue Predigerstelle, jedoch ohne Seelsorge stiftete. Seine Vorträge, obwohl Nachmittags und in entlegener Vorstadt gehalten, füllten stets die Kirche, besonders mit jüngern Leuten aus den gebildetern Ständen. Mit Geist und Herz belebt er bereits damals die alten, steif gewordenen Formen oder wirft sie, wo das nicht gelingen will, getrosten Muthes ab, widersteht aber dem gefährlichen Versuche, sich gehen zu lassen und schreibt Alles noch sorgfältig nieder, wie schon die drei aus dieser Periode erhaltenen Predigten über das Gebet, über die Göttlichkeit und den Gebrauch der Bibel und die Abschiedspredigt beweisen**). — Giebt die letztere, in welcher er weniger davon redet, was er und die Gemeinde an einander gehabt, als davon, was sie an einander hätten haben sollen,

*) Mitgetheilt in den Erinnerungen I, 70 f.

**) Werke z. Rel. u. Theol. IX, 202 f. u. X, 248 f. Die sämmtlichen in Riga gehaltenen Predigten sind noch im Manuscript vorhanden. Jeder einzelnen ist der vollständige Entwurf beigefügt.

ein herrliches Zeugniß von Herder's freimüthiger Offenheit, die auch eigne Schwächen nicht verhehlt, und von dem Bestreben, die letzte Stunde noch für das Eine, was ihm Noth schien, auszukaufen, so bewährt die zweite, wie wenig er sich mit bloßen Versicherungen und halben Beweisen begnügte, wo es darauf ankam, dem Gegenstande auf den Grund zu gehen. Aus der ersten leuchtet bei entschieden apologetischer Tendenz der hohe, freie, rein biblische Standpunkt hervor, welchen Herder gewonnen hatte. Zu beklagen bleibt, daß er aus dieser Periode selbst nicht mehr veröffentlicht hat. Später darum ersucht, lächelte er und sagte: „Freilich waren meine Predigten damals mit jugendlicher Phantasie und Beredsamkeit ausgeschmückt; dergleichen Blüthen und Blätter fallen nach und nach ab." *)

Wir übergehen die Reise, auf welcher er die Welt seines Gottes von mehr Seiten kennen lernen und sich für seinen Beruf tüchtiger machen wollte, den kurzen Aufenthalt zu Eutin, wo der geistliche Neid ihn als Socinianer zu verdächtigen suchte, das unerquickliche Verhältniß bei'm Prinzen von Holstein, die an Prüfungen aber auch an Anregungen aller Art so reiche Straßburger Zeit und finden Herder in Bückeburg.

Des kalten Wassers ungeachtet, welches hier Anfangs auf sein warmes Herz gegossen wurde, bis er der Gräfin durch ein so heiliges Band näher trat und allmälig auch vieles Andere sich freundlicher gestaltete, hatte doch lebendiges Wirken, besonders durch die Predigt, allein wahren Werth für ihn. Durch sie muß er sich seine Gemeinde sammeln. Wenn er sich und ihr bei'm Antritt seines Amtes „das Bild eines Lehrers der Religion" vorhielt „als eines Boten der Gottheit an die Menschheit" **) — so sucht er es mit seiner ganzen Kraft zu

*) Erinnerungen I, 88.

**) Werke f. Rel. u. Theol. VIII, 1 ff.

verwirklichen und ſtimmt ſich zugleich ſo viel als möglich zum Bedürfniß und der Faſſungskraft der Zuhörer herab. Nach und nach fängt man an, ihn zu würdigen, zumal ſeit er die Homilien über das Leben Jeſu hält.*) Selbſt ſchlichte Landleute ſtrömen herbei und bringen ihre Bibeln mit, ſich die ungewöhnlichen Texte zu merken. In der That bezeichnen ſie ein neues Studium in ſeiner homiletiſchen Entwickelung. Gleichzeitig mit den Provinzialblättern werfen ſie auf dieſe und auf vieles Spätere in den Briefen über das Studium der Theologie ein helles Licht, müſſen aber ſelbſt wieder nach den dort eröffneten Geſichtspunkten, ja nach Herder's ganzer Geſchichtsbetrachtung aufgefaßt werden. Auch hier läßt ſich ein anderes Wort Jean Paul's anwenden: „Viele werden von der Gelehrſamkeit umſchlungen wie von einem austrocknenden Epheu; Er wurde es wie von einer Traubenrebe."

„Im Allgemeinen ſowohl der Philoſophie als Geſchichte fliegen nur die Himmelsvögel; auf der Erde wächſt Heil, aus dem Staube quillt Leben;" denn „die menſchliche Seele dürſtet nach Thatſachen!" — dieſe und ähnliche Gedanken von der Bedeutung des Hiſtoriſchen überhaupt hatten auf religiöſem Gebiet für ihn großentheils den Gegenſatz vermittelt zwiſchen Vernunft und Offenbarung, Natürlichem und Poſitivem. Vom Evangelium, „keinem Roman", bildet der hiſtoriſche Chriſtus die Baſis. Auf ihn gehe die Predigt von ihm zurück. Zugleich wird ſchon aus pſychologiſchen Gründen ihr Wort an den Gemüthern nur dann lebendig, wenn wir uns in das Konkrete hineinbegeben, was noch nicht durch vage, zerfließende, leicht übertreibende Schildereien geſchieht. Vielmehr ſoll ſich Alles — ein Loſungswort Herder's — ſo weit als möglich zur „Situation" geſtalten. Dort, wenn das Thema angekündigt ward, iſt's „als ob der Prediger die Schlummerkörner eines großen Mohnhaup-

*) Werke f. Rel. u. Theol. IX.

tes über die Verſammlung ſtreute. Der eine Theil denkt: was ſoll mir das? Kann mir dieſer über einen ſo allgemeinen in der Luft ſchwebenden Satz ſagen, was ich nicht längſt aus ſicheren Quellen mit beſtimmtern Begriffen und Erfahrungen beſſer wüßte? Er predigt und ſo predige er denn! Sein großes, ewiges Thema iſt: hilft's nicht, ſo ſchadet's nicht, das er durch Theile und Unterabtheilungen allemal ſtreng durchführt." Hier wird die Sache von vorn herein durch das Vertiefen in die Geſchichte des Textes lebendig. Er bildet durch die in beſtimmten Umriſſen begrenzte, oft bis in die feinſten Züge ausgeführte Begebenheit die Einheit des Ganzen. Ihm folge man in ſeinem einfachen Verlaufe mit fortgehender Analyſe, laſſe bei den einzelnen Ruhepunkten ſtatt der gebräuchlichen ſteifen Anwendung ſcharfe Schlaglichter auf das Herz und Leben fallen, indem man die Ecken des Lehrvortrags durch die Form des Geſpräches abzurunden ſucht und es wird der Predigt am praktiſchen Moment nicht fehlen. Sie wird „hell und klar fortklingen, nicht blos dämmernd nachſummen."

So entſtand Herder'n, allerdings im Rückblick auf ältere Vorgänger, die hiſtoriſche Homilie und ſeine Vorliebe für ſie wie für die paraboliſche, deren Texte ihm als die ſchönſten und rundeſten erſchienen, ſo daß er dankbar war für die große Anzahl der Gleichniſſe im alten Evangelien-Cyklus und ſtatt mancher ſich wiederholenden Wundergeſchichten noch mehrere von dieſen köſtlichen Perlen hereinwünſchte. Seinem Grundſatz von möglichſter Mannigfaltigkeit getreu hat er mit ihr im Unterſchiede von der Predigt im engeren Sinn eine lange vernachläſſigte Gattung der Rede wieder eingeführt und angebaut, die nicht jeder Individualität gleichmäßig zuſagen mag. Tüchtig gehandhabt und von willkührlicher „Textdreherei", von thörigtem Allegoriſiren, wovon Herder nachdrücklich abmahnte, frei gehalten, iſt ſie vor jedem Kreiſe vollkommen berechtigt und ſeitdem mit vieler Kunſt und großem Er-

folge weiter ausgebildet. Wenn aber nach einem alten Geſetz der Eine ſäet, der Andere ſchneidet, ſo ſollten doch die Schnitter des Säemanns gedenken, zumal da ſeine eignen Homilien nichts weniger als Schwindelhafer ſind, ſondern — wir erinnern nur an die in ihrer Art unübertreffliche über die Auferweckung des Lazarus — reiche Fruchthalme mit goldnen Körnern beſchwert. Auch auf eigentliche Lehr-Texte ſuchte er dieſe Methode auszudehnen und ſie zur Geſchichte des Herzens zu machen. „Hier iſt die Stelle, wo der Prediger ſich würdig zeigt; hier ruhen die Stäbe ſeiner Macht.“ Was er las und trieb, mußte ihm dazu dienen. So äußert er nach der Lektüre eines Romans: „Ich blieb ſo betroffen und auf meinem Lebenswege gehemmt, daß ich auch in meiner nächſten Predigt davon ſprach, wie es unglückliche Schritte gebe, die man Lebenslang nicht zurückholen könnte, und was man nun thun ſollte.“*) Ein andres Mal: „Meine Predigten haben ſo wenig Geiſtliches als meine Perſon. Sie ſind menſchliche Empfindungen eines vollen Herzens, ohne Predigtwuſt und Zwang, wovon ich hier ganz verſchont bin.“**)

Welche tief gehende Wirkungen ſie dennoch oder beſſer gerade dadurch hervorriefen, ergiebt ſich vor Allem aus dem Verhältniß zur Gräfin. Wenn er ſie mit dem hellen Blick und ſtarken Arm ſeines Geiſtes aus einer innigen, aber in mancher Beziehung krankhaften Religioſität emporhebt; wenn ſie gleich in ihrem erſten Briefe geſteht, ſie komme zu ſeinen Vorträgen nur, um auf das, was er ſage, zu ihrer Beſſerung zu achten und ihre Seele zu einem vernünftigen Gottesdienſt geſchickter zu machen; wenn ſie aufs Dankbarſte erkennt, was er ihr geworden und wie es ihr oft ſcheine, als rede er für ſie allein und wiſſe, wie ſie früher in der

*) Erinnerungen I, 204.

**) Erinnerungen I, 218.

Irre umhergewandelt ſey — wer mag dann, ſelbſt von denen, die Herder wohl mit mitleidigem Achſelzucken den „Humanitäts-Prediger“ nannten, noch in Abrede ſtellen, daß er doch wohl den rechten Ton zu treffen und Saiten anzuſchlagen gewußt habe, welche unter einer andern Hand leicht zerriſſen oder für immer ſtumm geblieben ſeyn würden? Hinwiederum wurde auch er durch die Gräfin mit dem eigenthümlichen Geiſt und Gang einer ihm früher verſchloſſenen religiöſen Lebensentwickelung vertrauter und gegen die Aeußerungen derſelben milder. Sein Gebet an ihrem Grabe *) ehrt ſie und ihn mehr, als es eine lange glänzende Lobrede vermochte. Wer aber aus der oben angeführten Aeußerung Herder's und ähnlichen folgern möchte, er habe eben nur in ſeinen ſubjectiven Empfindungen gelebt, aus ihnen heraus geredet und ſo auf Einzelne gewirkt, dagegen den Geiſt der Gemeinde und ſeine Rechte nicht genug beachtet, der leſe ſeine Verwahrung gegen die Anſtellung eines unwürdigen Geiſtlichen. **) Auch ein Graf Wilhelm, obwohl gereizt und nicht eben der Mann, um nachzugeben, beugte ſich vor dieſem Adel der Seele, vor dieſer „Probität.“

Sie und gleich die erſte wegen unangenehmer Vorfälle nicht ohne angegriffenes Gemüth gehaltene Predigt machten auch in Weimar bald die ſeltſamen, zum Theil lächerlichen Gerüchte verſtummen, welche Herder'n vorausgegangen waren, während man ſich anderwärts noch länger mit ihnen trug. Er erhob ſich darüber mit großer Ruhe und durfte ſchon nach wenigen Monaten ohne eitle Selbſttäuſchung einem Freunde melden: „Ich bin hier allgemein geliebt und geehrt; der Beifall geht in's Ueberſpannte.“ ***) — Mit dieſer Wahr-

*) Werke f. Rel. u. Theol. IX, 181 f.

**) Erinnerungen I, 302 f.

***) Erinnerungen II, 1.

keit, welche nie doppelte Lehre führte, ſondern immer daſſelbe gab, was ihr auch ſonſt feſtſtand, nur in andrer Form; mit dieſer Freiheit vom ermüdenden Zwange der Schule und doch mit dieſer gediegenen Klarheit und in dieſem wohl geordneten Zuſammenhange; in dieſer einfachen Biblicität, welche immer von der Schrift aus und in dieſelbe zurück zu gehn ſuchte und doch ſo weit entfernt war vom bloßen „Ausleeren eines Spruchkäſtleins;" mit dieſer lebendigen Friſche in Gehalt und Geſtalt, von ſo viel Beſonnenheit getragen; mit dieſer entſchiedenen Freimüthigkeit ohne leidenſchaftliches Poltern und Toben und in ſolcher nie verſiegenden Fruchtbarkeit hatte man noch nicht predigen gehört. Stur z ſchreibt über eine während des erſten Jahres der weimariſchen Amtsführung von Herder im Pyrmonter Bade gehaltenen Predigt: *) „So predigt Niemand, oder die Religion wäre Allen, was ſie ſeyn ſollte, die vertrauteſte, wertheſte Freundin der Menſchheit. — Da wurde nichts erklärt, weil Alles faßlich war, nirgends an die theologiſche Metaphyſik gerührt, die weder leben noch ſterben, aber deſto bündiger zanken lehrt. Es war keine Andachtsübung, kein in drei Treffen getheilter Angriff an die verſtockten Sünder oder wie die Kurrentartikel aus der Kanzelmanufactur alle heißen; auch war es keine kalte heidniſche Sittenlehre, die nur den Sokrates in der Bibel aufſucht und alſo Chriſtum und die Bibel entbehren kann; ſondern er predigte den vom Gott der Liebe verkündigten Glauben der Liebe. — So dünkt mich haben die Schüler der Apoſtel gepredigt, welche nicht über ihre Dogmatik verhört wurden und alſo auch nicht mit Syſtems- und Kompendiumswörtern ſpielten, wofür man am Ende Nichts einkaufen kann." — Dies darf als Ausdruck der allgemeinen Stimme

*) Schriften, 2. Samml. Leipz. 1782. S. 329; vergl. Erinnerungen I, 254.

unter den Verſtändigen und Beſſeren von Herder's Gemeinde betrachtet werden. Sie blieb ſich gleich bis zu ſeinem Ende, ungeachtet er in der Art der Vorbereitung jetzt eine früher verſuchte Aenderung beharrlicher eintreten ließ.

Mehrere gedruckte Homilien über das Leben Jeſu verrathen bereits, was durch viele Manuſcripte derſelben beſtätigt wird, daß er in Bückeburg anfing, ſich bei'm Niederſchreiben mit der Subſtanz der Sache zu begnügen, während andere noch ausgearbeitet vorliegen. In Weimar bildete er jenes Verfahren aus und beſchränkte ſich mehr und mehr auf bloße Entwürfe. Bequemlichkeit war's nicht; ſie verabſcheute er — noch weniger der leidige Wahn, für's Volk ſey's immer gut genug. Hatte Einer Reſpekt vor dem „großen ehrwürdigen Haufen Volk," ſo iſt er es geweſen. Schon ſeine Volkslieder geben Zeugniß davon.*) Aber theils mochten ihn die häufigen, erſt ſeit der Rückkehr aus Italien verminderten Vorträge dazu nöthigen, theils ſtrebte er auch ſo dem Ideal von ſeinem Redner Gottes nach, der ſich nicht ängſtlich an das einzelne Wort binden und in dieſer Hinſicht den Geiſt frei walten laſſen ſollte. Hatte er doch überdies früher ſeine Darſtellung nach den geſundeſten Grundſätzen über Predigt-Styl gebildet. Im Gegenſatz zu allem geſpreizten, aufgedunſenen, gedrechſelten und forcirten Weſen iſt wiederum Wahrheit der Empfindung ſein erſtes Kriterium. Deßhalb ſtellt er die Alten, deßhalb die Bibel ſo hoch. Beredſamkeit iſt ihm noch ſehr verſchieden von bloßer Wohlredenheit. Vor Allem widerſteht ihm „die Battologie der Prieſterperioden" und das Haſchen nach „ſchönen Phraſen und Modeſentenzen", nach „Blumen des Vortrags, die nicht aus der Sache ſelbſt an dieſem Ort wie aus der Mutter Erde hervorgehn." Um ſo entſchiedener fordert er Kraft, Gelenkigkeit, beziehungsvollen Reichthum des

*) Vergl. auch Werke f. Rel. u. Theol. XV, 229.

Styls, mit einem Wort verklärte Bibelsprache. Rasch und feurig bei allen seinen Arbeiten, wenn er die Sachen sich zurechtgelegt und in sich ausgetragen hatte, wurden seine Predigten früher voll strömender Fülle, wie in Einem Guß und Odem geschrieben, mit der glücklichsten Mischung von lichter Durchsichtigkeit und hoher, doch nicht überwuchernder Phantasie.

Nach solcher Vorübung, bei diesen Gaben, unter fortgehender Bildung fast in allen Gattungen der Darstellung konnte er im männlichen Alter die Predigt über bloße Entwürfe auch an seiner Stelle wohl wagen. Aber wie streng nahm er's mit sich auch hier!

Es war eine Eigenthümlichkeit Herder's, welche sich in seinen Sammlungen und sonstigen wissenschaftlichen Arbeiten zeigt, daß er seinen reichen, lebhaften, schwunghaften Geist frühzeitig an die Zucht der Methode zu binden suchte. Er folgte dabei einer bis ins Einzelne gehenden fast tabellarischen Form und empfahl zur Bildung darin selbst übrigens trockne Schriftsteller, wie Baumgarten. Nach ihr wurden auch seine Predigt-Entwürfe verfaßt. Der in den Erinnerungen *) mitgetheilte giebt einen gut gewählten Beleg dafür, welchem sich aus dem handschriftlichen Nachlaß eine Reihe von andern anschließen könnten. Man würde jedoch sehr irren, wollte man glauben, Herder habe diese Methode mit dem leeren, äußerlichen Schematismus verwechselt, an welchem so viele Predigten gerade seiner Zeit litten. Im Gegentheil: Disposition ist ihm in einem weit höhern Sinn „Hauptwerk der Rede, das Gebäude, ohne welches alle äußere Bekleidung Nichts ist." Bei allem bloß Mechanischen wurde er ungeduldig. Nur organische Gestaltung konnte ihm genügen. So verlangt er denn Einheit, aber eine Einheit, wie sie durch die gerade jetzt

*) Erinnerungen II, 307.

durchzuführende Sache geboten iſt und in den von ihr bedingten Momenten ſich dergeſtalt entwickelt, daß ſie ſich im lebendigen Fortſchritt zuſammenſchließen. „Da muß kein Bild, kein Satz, kein Komma ſeyn, das nicht aus dieſem Thema wie ein Aſt und ſein Zweig oder wie eine Blüthe und ein Blatt des Baumes aus ſolcher Wurzel, aus ſolchem Stamm gleichſam nothwendig erwüchſe. Wenn's hier nicht ſteht, ſtehe es nirgends und die Rede iſt unvollſtändig; ſie hat, was man an Gemälden ſagt, ein Loch, eine Lücke." *) — Hieraus erhellt, wie klar Herder war über den Unterſchied zwiſchen blos ſchematiſirender und organiſcher Anordnung und in wie reicher, immer neu ſich erzeugender Mannichfaltigkeit ſich die letztere bei ihm dem jedesmaligen Gegenſtande anſchmiegen mußte. Was er dann bei der lebendigen Ausführung über die alſo feſtgeſtellten Hauptpunkte ſprach, bald mit feurig eifernder Beredtſamkeit, bald mit zarter Milde, iſt durch hohe Anſchaulichkeit, lebendige Eindringlichkeit und Popularität ausgezeichnet geweſen. **) — Er ſtellte ſeine Entwürfe nicht hin wie ein nacktes Gerippe. „Das thut die Natur nicht und die arme, eingeſchränkte Nachahmerei derſelben, die Kunſt, ſoll's noch weit minder, am wenigſten die Predigt."

Hielt er dieſelbe für um ſo beſſer, wenn ſie „im Allgemeinen, Unbeſtimmten gar nicht umhertaumelt" und gelangen ihm ſeine Vorträge beſonders, ſo oft er auf Ereigniſſe der Gegenwart Rückſicht nehmen konnte, ſo mußte ſich ſeine Stärke vorzüglich in eigentlichen Caſual-Reden zeigen. Dazu kam ſein lebendiger, durch eigne Erfahrung vielfach erprobter Glaube an die Vorſehung. Ohne ſie erſchien ihm die ganze Lehre von Gott unnütz. Größtes wie Kleinſtes ſtellte ſich ihm in

*) Werke f. Rel. u. Theol. XIV, 220 f.

**) Werke f. Rel. u. Theol. Vorrede zu 1, S. XVIII; Erinnerungen 1, 87.

dieſes Licht. Es kam dazu ſeine tiefe und feine Kenntniß des menſchlichen Herzens, welche ihn nur da bisweilen verließ, wo er ſie benutzen ſollte zu den Zwecken gewöhnlicher Weltklugheit; ferner ein zarter Takt, die zarten Grenzen inne zu halten, wo das Recht des Predigers bei ſolchen Gelegenheiten aufhört und eine leiſe Andeutung genügt. In der That ſind Herder's hierher gehörige vollſtändige Reden aus verſchiedenen Zeiten ſeiner Amtsführung und bei den verſchiedenſten Veranlaſſungen nach Inhalt und Form gleich hochzuſtellen. Sollte Etwas an ihnen hervorgehoben werden, was ſich bei einem Charakter wie der ſeinige von ſelbſt verſtand, ſo wäre es die Freiheit von jedem Anfluge unwürdiger Schmeichelei. Dafür genoß er als „moraliſche Mauer" deſto größeres Vertrauen. Eine Reihe dieſer Reden giebt und deutet die höhere Weihe, welche der Geiſt des Evangeliums in glänzender Zeit auf entſcheidende Ereigniſſe in unſerm Fürſtenhauſe legte.*) Aus ihnen erbaute ſich die Herzogin Amalie noch in den Nächten vor ihrem Tode. Als die letzte kam, ſagte ſie: „Nun iſt es gut. Nun komme ich bald zu meinem Bruder und zu Herder." —

Um die Schätze der Schrift den Gemeinden mehr aufzuſchließen, ſchlug er vor, daß mit den alten evangeliſchen Perikopen andere Texte verbunden würden. Er verkannte, wie wir ſahen, den Werth der erſtern nicht. „Aber wie ſie da ſind — Jahr für Jahr ſind ſie ſie wahre Winkel und Heckenzäune im großen Garten der heiligen Schrift, die den Eingezäunten behindern, daß er die jenſeits ſtehenden Früchte ja nicht berühre, ſondern in dieſem Winkel, anderthalb Schritte weit, jahrjährlich auf und abpromenire, und ihm dabei die Freiheit laſſen, zuletzt über das Wörtlein Und in drei Theilen nach den drei Buchſtaben zu predigen." „Da die jetzige Zeit

*) Werke f. Rel. u. Theol. X, 1 ff.

Jeden ſo mächtig weckt, vom Schlafe aufzuſtehn, zumal das Chriſtenthum von Manchen gar ſchon für verloren gegeben wird, ſo wäre wenigſtens ein thätiger Zuruf an die Geiſtliche: post illa, die Poſtillen-Zeit iſt vorüber! durch eine dergleichen zweckmäßig gemachte Einrichtung nicht außer Zeit und Ort.“ *) Sein Vorſchlag drang durch. Er hatte bald die Freude, für das Land einen Text-Cyklus ausſchreiben zu können, welcher mit den alten Pericopen in Verbindung gebracht werden ſollte. Später wählte er auch einige Lieder hinein „als praktiſche Kommentare des Evangeliums,“ weil ſie einen Reichthum an Situationen der Anwendung enthalten, woran es ſo häufig fehle, und das Herzliche und Innige, welches die Sprache des Geſanges mit ſich führe, in der proteſtantiſchen Kirche früher Veranlaſſung geweſen ſey, ſo oft und andringend über Lieder zu predigen. Daher ſchaltete er auch in ſeine eignen Vorträge gern einen oder den andern Vers beſonders aus ältern Kernliedern ein, wenn der Gang der Rede einen Anknüpfungspunkt darbot, oder ſchloß damit, doch ohne in dieſem Falle das Gebet der Gemeinde dadurch zu verdrängen. Dies und ihr Geſang ſollte immer die Predigt „verſiegeln.“ Die von ihm ſtammende unter uns fortwährend gebräuchliche Bearbeitung des älteren Kirchengebetes dürfte mit der des großen Bußgebetes leicht zu dem Beſten gehören, was unſere deutſche evangeliſche Kirche in dieſer Gattung aufzuweiſen hat.

Herder's mündlichen Vortrag ohne eigne Anſchauung einigermaßen genügend zu ſchildern, gehört zu den unmöglichen Dingen. Mehreren Andeutungen zu Folge mag er früher ziemlich befangen geweſen ſeyn. Bald kam er darüber hinaus. Es hat wohl nicht viele Menſchen gegeben, bei denen das Innere ſich ſo bedeutungsvoll, ſo wahr und rein im Aeußern ſpiegelte. Auch Fremde fanden ihn unter einer großen Menge

*) Erinnerungen II, 164 f.

heraus. Claudius geſtand, er habe nie einen Mann geſehen, der durch ſeinen Anblick einen ſo unvergeßlichen Eindruck auf ihn gemacht. *) Der geiſtvolle Ritter ſchreibt, **) als bloßer Schriftſteller ſei er häufig zu treffen geweſen, beſonders in der Woche, als Menſchen aber, weit über alle ſeine Werke erhaben, habe man ihn Sonntags finden können. — Das galt von ihm vor Allem auf der Kanzel oder vor dem Altar. Auf Alles, was Aktion heißt im gewöhnlichen Sinn, verzichtete er da beinahe völlig. In Weimar geht eine Sage, er habe nur ein einziges Mal die Hand höher gehoben; wohl eine kleine Uebertreibung, die aber immerhin zum Beleg für dieſe ſelbſt erwählte Beſchränkung dienen kann und an das erinnert, was von manchen alten Rednern berichtet wird. Deſto mehr lag über ſeinem ganzen Weſen der ungekünſtelte Ausdruck prophetiſch apoſtoliſcher Weihe und Würde, deſto ſprechender redete Antlitz und Auge von dem ihn erfüllenden Gegenſtande, deſto tiefer drang ſeine ſeelenvolle, ſonore, biegſame Stimme und erhöhte den Eindruck ſeines aus voller Bruſt quellenden lebendigen Wortes. ***)

Seit länger als einem Menſchenalter iſt es verſtummt. Der Geiſt, dem es entſtrömte, predigt in Herder's religiöſen und theologiſchen Schriften. In ihrem ganzen Umfange bilden ſie eine Verlaſſenſchaft, die von der Gegenwart noch weit mehr beachtet und gewürdigt werden ſollte. Worauf das Symbol für die Summe ſeiner Anſchauungen über Gott und göttliche Dinge auf ſeinem Grabſtein hindeutet: Licht, Leben, Liebe, von der Schlange und Glorie umſchloſſen — ſie kann es fort und fort aus ihnen in reichſter Fülle ſchöpfen. — Am heutigen Tage aber ziemt uns ein dankender Aufblick zum Vater

*) Erinnerungen II, 273 f.

**) Erinnerungen II, 355.

***) Erinnerungen I, 87.

der Geiſter, daß Er, vor dem tauſend Jahre ſind wie Ein Tag, nach dem Reichthum ſeiner ewigen Liebe dieſen Geiſt in's Licht des Lebens gerufen hat zum hohen Segen für unſer ganzes deutſches Volk und unſers Landes.

Am 25. Auguſt 1844.

Herder's Verdienst

um

Würdigung der Antike und der bildenden Kunst

von

D. Schöll,
Hofrath in Weimar.

Unſere Bildung ſteht in einem thatſächlichen Verhältniß zur Antike und zu jenem plaſtiſchen Prinzip des ganzen geiſtigen Lebens, von dem die Antike nur der bündigſte Ausdruck und das feſteſte Wahrzeichen iſt.

Die herkömmlichen Gegenſtände und Mittel unſerer Gelehrtenſchulen, der geſchichtliche Urſprung unſerer Wiſſenſchaft und die Formen, die ihr nach allen Wandlungen von dieſem Urſprunge anhaften, das Bedürfniß unſerer Poeſie und Künſte, durch Rückblick auf jene Ideale vergangener Epochen ſich zu ſtärken, Alles dies erhält ein Fortleben der antiken Bildung in der unſrigen, manichfaltige praktiſche Wirkungen derſelben innerhalb den Bewegungen unſerer Cultur, die, auch wo wir ſie nicht ſuchen, uns begegnen, und unſer Denken und Schaffen beſtimmen, auch wenn wir die Kette der Reize nicht an ihre Ausgänge zurückverfolgen.

Dieſe Fortpflanzung des klaſſiſchen Geiſtes in den Veränderungen des unſrigen hat nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts einen vorzüglichen Anhalt in der erhöhten Kenntniß und Bedeutung der Antike gefunden, die zu einem Brennpunkte der Begeiſterung für das Klaſſiſche und eine regelnde Maßgabe für ſeine Auffaſſung und Anwendung wurde. Es traf zu dieſem Ende damals Vieles zuſammen.

Sinn und Streben für das Schöne waren ohnehin in einer Wiedergeburt begriffen. Die künſtliche höfiſche Literatur, die in Frankreich ausgebildet und tonangebend für das übrige

Europa geworden war, hatte mit ihrer Endſchaft in Frankreich ſelbſt die Gegenwirkung einer auf wahre Natur und unverſtelltere Menſchlichkeit zurückgehenden Richtung hervorgerufen. Dieſe fand einen friſchen Herd in Deutſchland, wo nach einem langen Zeitraum der Ermattung das endlich wieder aufdämmernde Selbſtgefühl, begünſtigt durch Friedrich's des Großen Kraft und Glanz, nachdem es einige patriotiſche und lebensmuthige Herolde gefunden, in den thätigſten Geiſtern ſich zu Ahnungen und Vorſpielen neuer Schöpfung zuſammennahm. Dieſe Wendung und Vorbereitung, die als ſolche der Kritik ſich nicht entſchlagen konnte, ging in der letzteren mit einer praktiſchen Aufklärung über die bisherigen Anſichten vom Klaſſiſchen, ſeiner Muſterhaftigkeit oder Beſchränktheit ſogleich Hand in Hand. Das Bedürfniß geſunder Natur und herzhafter Urſprünglichkeit ſah die antike Dichtung im Lichte eben dieſer Vorzüge, und indem es ihre Vorbildlichkeit nun in ſolchem Sinne erwog, vereinigte es ſeine eigene Stärkung mit einer lebendigern und einſichtigern Wiederauffaſſung des Alterthums. Man fing an, vor Allem reine Menſchlichkeit ſowohl durch das Klaſſiſche zu ſuchen, als in ihm zu finden.

Zugleich war die bildende Kunſt, vornehmlich die Malerei einer ähnlichen Läuterung bedürftig und willig geworden. Nach der Ueberwucherung und Zerſtreuung ihrer Blüthe fand ſie nunmehr ſich verwildert und verflüchtigt genug, um wieder eine Reue und Sehnſucht zumeiſt nach bindender Form und Formen-Schönheit zu empfinden, die ihren Blick zurück auf die gediegene Schönheit griechiſcher Plaſtik lenkte.

Während dieſe verwandten Beſtrebungen hier in der bildenden Kunſt, dort in der ſchönen Wiſſenſchaft erſt keimten, nahmen in Rom die Antikenſäle ſowohl der Päpſte als anderer Großen an Zahl, Ausdehnung, Anſehen durch Sammlung, würdige Zuſammenſtellung, neue und neue Ausgrabung fortwährend zu; und die verſchütteten unteritaliſchen Städte reich-

ten aus ihrem geöffneten Grabe eine ganze Kunstwelt von unschätzbarem Werthe empor.

Als dergestalt die Schöpfung der alten Kunst in reizender Auferstehung nothwendig auch den Kreis ihrer Theilnehmer erweiterte und jene entgegenkommenden Bedürfnisse der dichterisch Bestrebten, der Künstler und Kunstfreunde um so leichter auf sich zog, trat Winckelmann in die Mitte dieser Schätze und die Mitte dieser Strebungen ein und gab beiden zusammen einen klaren und ächten, umfassenden und beseelten Ausdruck in seiner Kunstgeschichte. Sie glich der plötzlichen Ausgießung eines großen Tages, in welchem nun die Gestalten griechischer Phantasie, die bisher vereinzelt im Halblicht oder Dunkel gestanden, vereinigt als eine ganze Welt des Genius, entfaltet als ein Olymp verklärter Menschlichkeit zu schauen waren.

Wer in den Schriftdenkmalen der Alten den festen Zweck und die genügende Ausführung, den einfachen Adel und den Reichthum in der Beschränktheit, die klare Tiefe und gewichtige Wirkung geahnt hatte, der fand nun dies Alles noch andringender zusammengezogen in diesen unmittelbar sinnvollen Gestalten, die der Mystagog enthüllte und sie aufzeigte auf dem ursprünglichen Boden ihres Verständnisses, wo sie unter einander in die Einheit einer sich steigernden Selbstanschauung des Griechengeistes traten. Bald mußten daher die Erklärer der alten Literatur aus ihren besonderen Gebieten zu dem durch Winckelmann erhöhten Kunstreiche der Griechen wie zu einem Tempel emporblicken, in welchem für das ganze übrige Leben, Sinnen und Dichten der Alten die leitenden Begriffe verkörpert seyen, und nicht lange konnten sie den Versuch aufschieben, denselben Zusammenhang, den Winckelmann in der Kunstbildung des Griechenvolkes entwickelt, auch im Verlaufe seiner Dichtung und seines ganzen sittlichen Lebens zu verfolgen.

Wer ferner nur um der eigenen Bildung und Befriedi-

gung willen aus den Sitten, wie ſie ihn umgaben, aus dieſer durch ihr verſchiedenartiges Herkommen ſeltſam zuſammengeſetzten und verſchnörkelten Daſeynsgeſtalt hinaus nach einem offneren, reinergefüllten Vorſtellungskreiſe, nach urſprünglich behaglicher Anſchauung, nach Dem ſich ſehnte, was man als Unſchuld, Genügſamkeit, Natur bisher in Erziehungsidealen und in Idyllenſpielen mehr geſucht als gefunden hatte, der ſah es jetzt hervorgeſtellt in der Antike, in dieſer aus lauteren Naturformen und reinmenſchlichen Grundzügen erwachſenen Idealwelt. Sie erſchien als der völlige Spiegel eines in der Natur befriedigten Geiſtes, als die Verewigung der Jugendgeſundheit des Menſchengeſchlechts, die den ſich ſelbſt und dem Einverſtande ihrer nächſten Zwecke entfremdeten Modernen zur Sinnes-Reinigung und Erhebung vorzuhalten ſei.

Wer endlich, berührt vom Berufe für die Darſtellung des Schönen und Befeſtigung ſeines Verſtändniſſes, ſich um Geſetze deſſelben oder Vorbilder, um gültige Regeln und allgemeinfaßliche Mittel der Einbildung bemühte, Kritiker, Dichter, Kunſtfreunde blickten in den Götterſaal der griechiſchen Plaſtik, in ihren geſchloſſenen Kreis von Charaktertypen und vollkommenen Formen, wie in ein Geſetzbuch des Schönen ſelbſt, worin die Symbole des Bedeutenden, die Richtmaße des Ausdrucks und Rhythmen der Anmuth verzeichnet ſeyen.

Nicht als ob es nur dieſe Anregung und Muſterſchule geweſen wäre, die den ſchöpferiſchen Aufſchwung der deutſchen Phantaſie in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts beflügelt und geleitet; er hatte mehr und eignere Gründe, mannichfaltigere Nahrungsquellen und leitende Triebkräfte; aber unter ihnen und durch ſie hin pflanzte ſich in demſelben Zeitlaufe die Anerkennung und Bewunderung der Antike in der bezeichneten praktiſchen Bedeutung unabgeriſſen fort und erreichte dieſe letztere am Ende des vorigen Jahrhunderts mit der Hebung jenes Aufſchwunges zu ſeiner Mittagshöhe gleich-

falls ihre Gipflung. Denn allerdings trat nach dem Anfang unſeres Jahrhunderts eine Gegenwirkung ein.

Geſtützt auf die mit jener Erhebung ſchon verflochtene Erinnerung mittelalterlicher Ideale und auf Ideen von volksthümlicher Dichtung, die eine breitere geſchichtliche und engere patriotiſche Grundlage hatten, ſonderte die romantiſche Richtung und Aeſthetik ſich ab. Ihr Ueberſchwang verſchwiſterte ſich mit einer Wendung des religiöſen Zeitgeiſtes, die mit dem Phantaſtiſchen jenſeits und diesſeits dem Griechenthum beſſer als mit dieſem ſich vertrug, beſonders aber die Verfaſſung älterer chriſtlicher Phantaſie zu erneuern ſtrebte. Von hier aus erſchien die griechiſche Plaſtik, wo nicht als verwerfliches Heidenthum, doch der heimatlichen Begeiſterung unangemeſſen. Und nicht nur in die Dichtung und Dichtungslehre, auch in die Uebung der Künſte, der Malerei zumeiſt, ergoß ſich dieſe Sehnſucht und Bekehrung, die, ſchlecht befriedigt mit den Erfolgen vorangegangener Nachahmung der Antike, jetzt entſchiedenen Widerſpruch gegen ihren Muſterwerth und ihre Idealſchönheit erhob.

Indeſſen iſt heutzutage ſchon das Recht dieſer Bewegung wieder auf den Werth eines Bildungsüberganges herabgeſetzt, der keine dauernde Ausſchließlichkeit behaupten konnte. Die Würdigung der Antike, durch neueren, und den köſtlichſten Zuwachs aus griechiſchen Tempeln erfriſcht, hat jene Angriffe überdauert. Daß ſie als Erbtheil der kräftigſten und reinſten Epoche, die der plaſtiſche Trieb der Menſchheit je gehabt, wenn auch nicht geeignet zur unmittelbaren Uebertragung in den Kreis unſerer praktiſchen Vorſtellungen, doch ein unveräußerliches Bildungsmittel ſey, hält die Geſchichte feſt und müſſen ſelbſt im Gebiet der Künſte ihre Verächter durch die Mängel, die der Anſpruch auf Seelentiefe ohne Formdurchbildung nach ſich zieht, wider Willen beſtätigen. Die Kunſtgeſchichte, und die Philoſophie der Schönheit, mehr und mehr erkennend, daß ſie

beide nur in voller Wechſelbeziehung ihre Vollendung finden, geſtehen der Plaſtik des Griechengeiſtes den Werth der eigentlichſten Darſtellung einer Totalhälfte der Schöpfung und Geſetzeswelt zu, mit der ſie es zu thun haben. Und was man auch von der Zukunft erwarten möge, ſo kann es nicht zufällig erſcheinen, daß die Geiſter, deren Antheil an der letztvergangenen Blüthe unſerer Literatur der thätigſte und wirkſamſte war, ſich die Antike, die Weltanſchauung, welche ſie ſpiegelt, und den Styl, den ſie lehrt, zu einer vorzüglichen Angelegenheit gemacht.

Wer denkt hier nicht an Leſſing, deſſen tapfere Kritik, als ſie dem Frühling der Geiſter vorherflog, ihre Aufſchlüſſe an den Normen griechiſcher Dichtung und Kunſt entwickelte, Winckelmann's Werk ſelbſt im Einzelnen zu vermehren, und durch Vergleichung die Geſetze der Poeſie und der Plaſtik zu erhellen bemüht war — ? Wer denkt nicht an Schiller und Goethe, die gerade auf der Höhe, wo ſie ſich zuſammenfinden mußten, als ſie zu den Horen, zum Almanach der Muſen und überhaupt zur freien Durchbildung ihres Dichterberufes ſich verbanden, für die ſchöne Natur der Griechen und ihr Symbol, die Antike, eine gleich große Begeiſterung hegten, in Gedichten und Lehrſchriften ſie ausſprachen, und bedeutende Einflüſſe ſolcher Ideale in den Vorwürfen, Maximen und Formen ihres eigenen Schaffens verriethen. Hinlänglich an ihren Dichtungen wäre der thatſächliche Zuſammenhang unſerer Bildung mit der Griechenplaſtik nachweisbar, zeugten auch nicht für dieſes Verhältniß bei Schiller ſeine äſthetiſchen Abhandlungen, bei Goethe die „Propyläen," die Arbeiten der „Weimarſchen Kunſtfreunde," das „Denkmal für Winckelmann," und die in „Kunſt und Alterthum" bis in den ſpäten Lebensabend fortgeſetzten Bekenntniſſe.

Läßt ſich nun überhaupt dieſes Verhältniß zur plaſtiſchen Cultur der Griechen in vielen Graden und Wendungen durch

den neueren Verlauf unſerer ſchönen Bildung verfolgen: ſo iſt bei keinem der Berufenen, die in die damalige Geiſtesentwicklung lebendig eingriffen, die Frage bedeutungslos, welches in dieſem beſonderen Bezuge ſeine Stellung und Erkenntniß geweſen. Und ſollte dieſe Unterſuchung ohne Ergebniß bei dem Manne bleiben, der in der Anbahnung jener ſchöpferiſchen Bewegung des vorigen Jahrhunderts neben Leſſing am thätigſten und einflußreichſten erſcheint, der bei ſeinem erſten Hervortritt Leſſing's und ſeiner Freunde Theilnahme und Winckelmann's Aufmerkſamkeit, ſo wie bald darauf die Verehrung des Archäologen Heyne gewann, der als junger Mann Diderot und Barthélemy in Paris beſuchte, in Deutſchland mit den meiſten gleichzeitigen Dichtern in Berührung ſtand, beſonders auf Goethe, den Jüngling, nachdrücklich wirkte; der von den Jahren 1771 bis 81 fünf Preiſe deutſcher Akademieen für Aufſätze davontrug, die zum größern Theil von äſthetiſcher Bedeutung waren; und der in Weimar 26 Jahre, neben Schiller und Göthe, wenn auch anders als ſie, höchſt eifrig und angeſehen das Herdfeuer der Muſen ſchürte? —

2. Wer ſich zunächſt an die Eindrücke hält, die von Herder's Bedeutung und Wirkungsart in das allgemeinere Gedächtniß der Nachgeborenen übergegangen ſind, wird vielleicht von der Frage, wie dieſer vielthätige Geiſt zur Aeſthetik der Antike und der bildenden Kunſt überhaupt ſich verhalten, nicht viel für ſeinen Charakter Bezeichnendes oder für den Gegenſtand Erhebliches erwarten. War denn nicht — wird er fragen — Herder's Verdienſt vielmehr das entgegengeſetzte, daß er unter den Erſten und am ausgedehnteſten den geſchichtlichen Horizont der Dichtung und Phantaſie nach allen Zeiten und Landen erweiterte und ſo die einſeitige Geltung der griechiſchen und römiſchen Vorbilder, die ihn umgab, herunterſtimmend berichtigte? Hat nicht Herder gleich in ſeinen erſten Schriften einige Neuere wegen mißverſtandener Nachahmung klaſſiſcher

Muſter getadelt, andere über ihre antiken Geiſtesverwandten geſetzt und in mehrfachen Rückſichten die ungehörige Anwendung klaſſiſcher Normen bekämpft? nicht noch in ſeinen letzten Aufſätzen wider Herüberpflanzung des griechiſchen Drama auf unſere Bühne treffende Einſprache gethan? Und mit welchem Feuer verband ſchon ſein jugendlicher Geiſt den Ausdruck unbedingter Bewunderung für Shakſpeare mit dem Erweiſe, daß die charakteriſtiſchreiche Natürlichkeit dieſes Dichters ebenſo die wahre Kunſt für unſer Weltalter, als die dramatiſche Kunſt der Griechen nur die Natur ihrer Sitte geweſen? — Wie unbefangen und offenſinnig hatte er ſchon damals in den ebräiſchen Urkunden das Poetiſche, das Volksthümliche, den eigenen Geiſt jener Zeiten und Himmelſtriche ergriffen und war vergleichend und forſchend mit Symbolen und Sagen anderer orientaliſchen Völker beſchäftigt! Mit welchem erregſamen Gefühl hörte er ſchon damals aus Oſſian, den Skalden, den altengliſchen Balladen jenen Grundton heraus, mit welchem alle wahre Poeſie in den Lebens- und Thatbedingniſſen der Heimat wurzelt und aus nothwendigen Gewöhnungen, erfahrungsmäßigen Einbildungen, Glaubensgeſtalten und geſelligen Träumen ihr Wachsthum und ihre Blüthen zieht, Blüthen, deren friſchen Saft aus lebendigem Boden Herder der gelehrten, dem vaterländiſchen Zuſammenhang entfremdeten Schönliteratur, der „vom Himmel geregneten klaſſiſchen Dichtung und Bildung" entgegenſetzte! Wie frühe, wie fortgeſetzt, und unabgehalten durch ſeine reiche Bekanntſchaft mit der neueuropäiſchen poetiſchen und moraliſchen Literatur, hat Herder die ſo wenig noch gangbaren Wege gefunden hin zu den Ueberreſten altdeutſcher Geſänge, zu Minneliedern, zu verſchollenen Volks- und Provinzialliedern unſerer ſpäteren Mittelzeit, zu angelſächſiſchen und ſchottiſchen, altfranzöſiſchen und ſpaniſchen, hochnordiſchen und ſüdlichen Volksliedern; gleich aufmerkſam auf die Gemüthslaute des Lappen, des Tartaren,

Morlaken und Eskimo, auf die Stimme des Kriegers oder Mönchs, Ritters oder Leibeigenen, Troubadours oder überseeischen Wilden, wie auf den Erguß jetzt des Gelehrten im vergessenen Buche, der in geerbter Kunstsprache Selbstempfindung ausdrückte, jetzt des Bettlers vor seiner Thür, der seine Noth mit schlichten, tiefgeholten Tönen sang! Wie groß war seine Umfassung, welche die alten Kirchenhymnen, wie nicht minder die Lieder der Reformatoren, die christlichen Legenden, wie nicht minder Fabeln und Bilder des Orients hervorrückte, den arabischen Reim, wie die nordische Alliteration, den Kunstvers eines Balde, wie den eines Petrarka beachtete! Wie frei war seine Umfassung, die einen Blüthentag der Menschheit heute in Sadi's Rosengarten durchwanderte, morgen in den Cid-Romanzen wieder heraufbeschwor, über die Phantasie nun der indischen Sakontala, nun der Edda-Mythologie, nun romanischer Mährchen nachsann, und der gefaßten Weisheit so gut in Bramanen-Gedanken oder chinesischen Blättern als in den Schriften abendländischer Wohlredenheit nachging!

In dieser Ausdehnung auf die Völkerpoesie, wie auch in seiner dichterisch-ethischen Naturanschauung, ist Herder — kann man mir einwenden — gerade der stärkste Vorgänger der oben berührten Romantik gewesen. Bei ihm schon hat der Rückgang dieser Schule auf romanische und altdeutsche Poesie, ihre Neigung zu morgenländischer Einbildung und Weisheit, ihre Naturbegeisterung, vor Allem die Begründung der Dichtung auf Volksthum und Volksglauben bei ihm schon ihren Anfang. Und so kann man in Herder den Stifter derjenigen Bewegung sehen, von der ich gerade die Gegenwirkung gegen die klassische Aesthetik der Neueren herleiten mußte. Allein, in dieser Wendung gefaßt, mit Unrecht. Allerdings haben die wirksamsten unter den theoretischen Wortführern der Romantik, die Schlegel, in mancher Beziehung an Herder's Vorgang angeknüpft.

In dieſer Anknüpfung aber und im ganzen Urſprunge der Bewegung iſt der beſchränkende Sinn jener Gegenwirkung noch keineswegs zu finden. Waren doch die Schlegel ſelbſt — Friedrich, eh er mit ſeiner Bekehrung die Weltanſicht änderte und in Rom die Stimme der neufrommen Kunſt annahm, Auguſt Wilhelm, eh er nach Indien, wo er auch die Wiege des Griechen-Geiſtes wähnte, ſich zurückzog — weit entfernt von Hintanſetzung der Antike und griechiſchen Bildungsform, der ſie vielmehr Forſchung und Kritik widmeten, ihr nachſannen und nachdichteten. Und von Herder's innerer Welt war das kunſtreiche, menſchlich ſchöne Alterthum jederzeit untrennbar. Griechenland blickt überall durch noch in ſeinen letzten kritiſchen und hiſtoriſchen Unternehmungen, wie in ſeinen erſten Schriften.

Schon in ſeinen erſten Schriften legt Herder die Schätzung der Sprache, Literatur und naturgleichen Bildung der Griechen in einem Sinne dar, der die gleichartige Beachtung ihrer bildenden Kunſt einſchließt und ausſpricht. Denn was er vor Allem an ihrer Entwicklung und ihren Werken hervorhebt, iſt das Wachsthum aus ſich, die organiſche Fülle, die Ruhe der Selbſtändigkeit und reinen Durchbildung, kurz das plaſtiſche Prinzip.

3. Als Herder im dreiundzwanzigſten Jahr ſeines Alters jene Fragmente zur deutſchen Literatur (1767) mit aller Wärme der Empfindung ſchrieb, war es ihm um die Blüthe unſerer Dichtung und Rede, die er vorfühlte, ſo ernſt, daß er das Gewächs in ſeinem Wurzelboden, den Schatz und Mangel der Sprache, Mittel und Hinderniſſe deutſchen Ausdrucks unterſuchte. Und allerdings hat er hier, im Abſehen auf ächte, naturwüchſige Redekunſt, ſich gegen das büchermäßig Zierliche und Regelrechte, gegen das „Klaſſiſche" zum Vortheile des volksmäßig Mundgerechten und Lebhaften, des Idiotiſtiſchen,

wie er es nannte, erklärt *). Er hat erinnert, daß wir keine Griechen, aber doch ein Volk ſelbſtändiger Sprache ſeyen, keinen Homer mehr haben können, aber doch noch Dichter, keine Dithyramben, aber doch Lieder ſingen können **). Inſoweit trat er der Nachahmung des Klaſſiſchen entgegen. Aber nur, weil ſein Begriff des Klaſſiſchen höher war, als daß er mit äußerer Nachahmung ſich vertrug; weil er darunter ein dem Inhalte und der Form nach Nationales verſtand, deſſen Ausdruck mit genauer Angemeſſenheit für den Gegenſtand die Bewahrung und Förderung des heimiſchen Sprachſchatzes verbinde ***). Und hiefür war gerade das Griechiſche ihm höchſtes Beiſpiel und Vorbild. Denn „von welcher Sprache — fragte er, ****) — haben wir ſo viele Urkunden, Nachrichten, Hilfsmittel? Welche hat ſich ſo urſprünglich und auf ihrem eignen Boden zur Literatur gebildet? Welche hat ſich ſo mancherlei Gattungen auf eine ihr eigene Art anſchmiegen gelernt? Welche iſt in allen Gattungen ſo vollkommen geworden? Und welche hat ihr Zeitalter ſo ruhig durchlebt, dem Wachsthum der Natur ſo viel Platz gelaſſen!“ Und ſo entwarf er eine Naturgeſchichte der Sprache und Literatur durchhin mit dem Augenmerk auf den Gang der griechiſchen.

Auch für die Nahrungsquellen der Dichtung ging allerdings Herder's Blick über die Claſſiker hinaus. Mit Hinweiſung auf den ſo reichen als nationalen Gebrauch, welchen in Italien und Spanien vom Zuſammenfluſſe morgenländiſcher Vorſtellungen und Sitten mit gothiſchen und katholiſchen ein Lope di Vega,

---

*) Herder's Werke zur ſchönen Literatur und Kunſt Bd. 1 S. 9 S. 99 f. S. 12 S. 127 f. der Duodez-Ausgabe, nach der auch alle folgenden Anführungen ſind.

**) Daſelbſt S. 62. 134. Bd. 2 S. 70. 87.

***) Daſ. 1 S. 130 (Vgl. Herder über Thomas Abbt's Schriften 1768 = Zur Philoſ. und Geſchichte 15 S. 33).

****) Daſ. S. 134.

Pulci, Arioſt und Taſſo gemacht, fordert er (Bd. 2 S. 6) auf, die Mythologie der alten Skalden und Barden nicht nur, ſondern auch der eigenen ehrlichen Landsleute zu durchwandern, die Fußtapfen der Vorfahren unter Slaven und Skandinaven zu verfolgen und ſich, jeder nach ſeinen Kräften, ſorgſam nach alten Nationalliedern zu erkundigen. Dies für die Nährſtoffe der Poeſie. Wenn es aber der Bildung des Sinnes für geformte Schönheit, der Kritik und Meiſterſchaft gilt, dann ſpricht er (daſ. S. 51): „Die Griechen, die Lieblinge der Minerva, haben ſowohl in der Kunſt als in den ſchönen Wiſſenſchaften mit ſolchem Glück gearbeitet, daß das Ideal ihrer Werke und der ſchönen Natur ſelbſt beinahe ein Bild ausmachen ſollen. Wie Thucydides die Stadt Athen das Muſeum und Prytaneum der Griechen nannte: ſo iſt aus Griechenland der Tempel und Hain der ſchönen Natur geworden, aus dem die meiſten Nationen Europens, die nicht Barbaren geblieben, Geſetze und Muſter bekommen haben. Hier floß der Pieriſche Quell, aus dem Homer trank" — und wie die begeiſterte Schilderung weiter lautet, die endlich ſchließt: „Ja! ſie ſind der Nachahmung werth, die Griechen mit ihrem feinen poetiſchen Sinne; ſie, deren ſchönes Ideal ein Abglanz der Natur iſt, wie die Sonne ſich im klaren Bache ſpiegelt; deren dichteriſcher Grundriß von der Göttin Eunomia gezeichnet und von ihrer Tochter, der himmliſchen Grazie, ausgemalet worden; deren Bilder ſich in den Glanz der Morgenröthe hüllen; deren Mund Melodie ſpricht, — ſie ſind der Nachahmung werth. Aber ehe wir ſie nachahmen, müſſen wir ſie erſt kennen." Und hier, wo eine Klage über das zerſtreute und zerſtreuende Arbeiten der Philologen am Platz war, erfahren wir auch, wer vor allen dem jungen Herder die begeiſterte Einſicht in den bleibenden Werth der Griechenſchöpfung eröffnet hatte. Schon im erſten Theil, als er diejenigen Deutſchen nannte, die ſeinem Schriftſteller-Ideal am meiſten entſprachen, war der Erſte, auf den er hinwies,

„Winckelmann, der Ruhm der Deutſchen ſelbſt unter römiſchem Himmel; den die Muſe des Alterthums und der Geſchichte, die unſterbliche Clio, hat laſſen geboren werden, um die Kunſt der Alten zu erklären. Ich führe es nicht an, wie er die beſten Blüthen jeder antiken Schönheit in ſeine Seele geſammelt; wie er hier unter Schriften, dort unter Denkmälern Auge und Geiſt gebildet; wie er ſeine Werke, ſo wie Rafael ſeine Gemälde, mit Feuer entwarf und mit einem glücklichen Phlegma vollendete; wie er eine ſyſtematiſche Geſchichte nnter Ruinen und Ueberbleibſeln liefern konnte; ſondern ich muß mich hier blos auf die Schreibart einſchränken. So wie die attiſchen Jünglinge an dem Altar der Pallas Aglauros ihrem Vaterlande den Eid der Liebe ſchwuren, ſo hat die Muſe auch auf ſeine Schriften geſchrieben: dem Vaterlande geweiht. Wenn ich mir zum Gebäude des Körpers die weiſe Einfalt des Sokrates, des Lehrers der Grazien, denke; wenn ich dieſem Körper das Gewand der Natur von Xenophon, und von dem andern Schüler des Sokrates, dem göttlichen Plato, die Flügel hoher Ideen gebe: ſo ſteht ein Bild vor mir, als wenn es die Muſe der Winckelmannſchen Schriften wäre. Einfältig im Vortrage, natürlich in der Ausführung, und erhaben in den Schilderungen, ſind ſie Werke der Unſterblichkeit würdig, und der Name unſres Jahrhunderts.“

Gemahnt hier ſogar der Ausdruck an die Sprache Winckelmann's und zeugt die warme Schilderung für innigen Einverſtand in ſeine Aufſchlüſſe, ſo ſpricht dieſer noch beſtimmter dort im zweiten Theil an jener Stelle ſich aus, wo Herder von Bildung durch griechiſche Dichter ſpricht. „Wo iſt — ruft er (S. 61) aus — noch ein deutſcher Winckelmann, der uns den Tempel der griechiſchen Weisheit und Dichtkunſt ſo eröffne, als er den Künſtlern das Geheimniß der Griechen von ferne gezeigt? Ein Winckelmann in Abſicht auf die Kunſt konnte blos in Rom aufblühen; aber ein Winckelmann in Al-

ſicht der Dichter kann in Deutſchland auch hervortreten, mit ſeinem römiſchen Vorgänger einen großen Weg zuſammenthun.“ Es folgt eine nähere Bezeichnung der Aufgabe, und wie ſie nicht auf Erzählung der Veränderungen ſich beſchränken dürfe, ſondern als Geſchichte zugleich ein Lehrgebäude zu liefern, die Gründe des Hervorganges und Vorzuges, die Mittel der Erhebung und Wirkung ſo zu entwickeln habe, daß ſie das Nachzubildende uns hervorſtelle, von Nachahmung des Beſondern uns entwöhne und uns zur Nachahmung unſer ſelbſt aufmuntere. Und hieran knüpfte Herder einen Verſuch über das Ideal der Griechen in jeder Dichtart. Ward im Weiteren von ihm die Vergleichung mehrer deutſchen Zeitgenoſſen mit griechiſchen Dichtern theils abgewieſen, theils beſchränkt, und ſchätzte er in patriotiſcher Freude Gleim über Tyrtäus und Gerſtenberg immerhin über Alciphron, ſo hatte er doch deutlich genug bezeichnet, wie wenig entbehrlich er die Schule des Alterthums achte, wie aufmerkſam er ſelbſt darin gewandelt, und gab dieſer Sammlung tüchtiger Jugendanſichten in der zweiten Ausgabe (1768) den Schluß: „Will ich jemand von Kenntniß der Alten abhalten oder ihn in ihrem Studium ermüden, der weiſe mein Buch in's Feuer.“

Alſo finden wir vorzugsweiſe bei Herder jene nachdrückliche Wirkung der Winckelmannſchen Kunſtgeſchichte auf Hebung des äſthetiſchen Bewußtſeyns, und die Anwendung der Geſetzmäßigkeit und Entwicklungsfolge, die Winckelmann für die bildende Kunſt geoffenbart, auf die Betrachtung der Poeſie und Literaturgeſchichte. Wie klar Herdern geworden, daß das plaſtiſche Prinzip, das die Antike vor Augen ſtellt, auch den Vorzug des griechiſchen Redeſtyls ausmache, ſagt eben ſo kurz als treffend in einer gleichzeitigen Schrift die ſchlichte Aeußerung: „Freilich iſt die Einfalt der Alten der erſte Vorzug ihres Styls, daß ſie nicht in Bildern reden, ſondern Bilder geben: jedes ſo

weit ausführen, als ſie es brauchen, und wenn ſie bei dieſem Bilde ſind, ganz in demſelben zu ſeyn wiſſen.“ *)

4. Gleich ſeine nächſtfolgende Arbeit, die Kritiſchen Wälder (1768) — worauf bezog ſich ihr erſter Theil? Auf Leſſing's Laokoon. Und worauf an dieſem zumeiſt? Auf ſein Verhältniß zu Winckelmann's Leiſtung. Herder'n war es verhaßt, das Manche den Kritiker zu würdigen glaubten, wenn ſie ihn auf Koſten Winckelmanns lobten. Trefflich ſonderte er den zerlegenden, vornehmlich der Dichtung zugewendeten, immer im Unterſcheiden, Entwickeln, Verfolgen begriffenen Forſcher von dem ſelbſt plaſtiſchen Darſteller griechiſcher Kunſtgeſchichte, dem Erbauer einer „hiſtoriſchen Metaphyſik des Schönen aus den Alten.“ Und nachdem er dieſe, einer Abmeſſung widerſtrebende, im Nebeneinanderbeſtehen nützliche, Ungleichheit von Beider Vorzug, Richtung und Styl dargethan, prüfte er Leſſing's Werk.

Er bewies gegen Leſſing das Recht Winckelmann's, den gehaltenen Schmerzausdruck im Laokoonbilde mit jenem im Philoktet des Sophokles zu vergleichen. Er that gegründete Einſprache gegen Leſſing's Auffaſſung dieſer Tragödie des Sophokles und gegen ähnliche etwas übertriebene oder ſpitzfindige Behauptungen über die homeriſche Heldenſchilderung. Er führte die vollere Menſchlichkeit, die, nach Leſſing, die griechiſchen Heroen auszeichnet, auf eine Sittenſtufe zurück, deren allgemein menſchliche Natürlichkeit er vorſtellte. Aber er vertheidigte mit gleicher Wärme Leſſing's Behauptung, daß die griechiſche Kunſt nur Schönes gebildet gegen Mißdeutungen und ſcheinbare Widerſprüche. Dabei mahnte er an die geziemende Betrachtung der griechiſchen Schönheit als einer werdenden.

*) Ueber Th. Abbt's Schriften 1768 = Zur Phil. und Geſch. 15 S. 44.

nach Zeiten verſchiedenen, aus erkennbaren Gründen geſteigerten. In der beſondern Beſchaffenheit und Nöthigung ihres Lebens und Staates müſſe es nachweisbar ſeyn, daß für ſie Schönheit wichtiger als für andere Völker, darum auch ihnen ſicherer verſtändlich und erreichbar geweſen. Dieſe Ableitung aus Gründen müſſe an die Stelle des Modegeſchwätzes treten, das nur immer von der feinen, ſchönen Empfindung der Griechen als einem Unnennbaren, einem „ſechsten Sinne für die Schönheit" rede *). — Ferner gab hier Herder nach mancherlei minder ausgiebig in's Einzelne getriebenen Bemerkungen zweckmäßige Nachträge zu Leſſing's entgegenſetzender Vergleichung der bildenden mit der dichtenden Kunſt, und ließ erkennen, wo ſie der Einſchränkung bedürfe, wo der Gegenſatz auf ungleichen Boden geſtellt, wo die Begründung lückenhaft ſey.

Zuletzt gedenkt er der Leſſingſchen Zugabe, die einige Fehler der Winckelmannſchen Schriften betraf, mit dem Wunſche, daß Leſſing's Aufmerkſamkeit auf das gange Gebiet ſeiner Geſchichte gefallen wäre. „Da ich Jahre her täglich zu den Alten, als zu der Erſtgeburt des menſchlichen Geiſtes, wallfahrte, und Winckelmann als einen würdigen Griechen betrachte, der aus der Aſche ſeines Volkes aufgelebt iſt, um unſer Jahrhundert zu erleuchten, ſo kann ich Winckelmann nicht anders leſen, als ich einen Homer, Plato und Baco leſe, und als er ſeinen Apollo ſieht. Indeſſen haben ſich bei einem ſiebenmaligen Leſen freilich auch Zweifel bei mir zu Papier gefunden, die, was inſonderheit ſein Geſchichtsgebäude aus den Materialien der griechiſchen Literatur anbetrifft, die Alten ſelbſt zu Zeugen, zu Gewährsleuten haben dürften. Da ich das Glück hatte, von Winckelmann einen ermunternden Blick des Beifalls zu erhalten, ſo war ich beſchäftigt, mit mir ſelbſt

*) B. ſch. L. und K. 13 S. 87.

mehrmals über ſein Werk zu ſprechen, um alsdann in dem würdigen Tone vor ihn zu treten, in dem ſich ſein Geiſt offenbaret. Wie erhebend wäre der Gedanke geweſen, von ihm dem Griechen unſerer Zeit gebilligt zu werden, zur Vollkommenheit ſeiner unſterblichen Werke etwas beizutragen! — Und ach! Winckelmann iſt nicht mehr! durch die Hand eines Mörders, auf die entſetzlichſte Weiſe, der Welt, Rom und ſeinem Deutſchland entriſſen! O wenn Du, Göttlicher, noch wie ein ſeeliger Dämon umherwandelſt, ſo ſieh die Beſtürzung, mit der mich die Nachricht von Deinem Verluſte traf, die ungläubige Unruhe, die Dich noch immer lebend ſah, und endlich die Thränen der Wehmuth, die ich Deinem Tode ſchenkte!" —

Zu dieſem Nachruf im friſchen Schmerz war vor Andern Der berechtigt, der die vorhergehende Vertheidigung Winckelmann's gegen Leſſing's Bemerkungen und mehr noch gegen fremden Mißbrauch derſelben eben geſchrieben, als jener gewaltſame Tod den Verehrten ereilte. Zur Verbreitung und Wirkung ſeines unvergänglichen Werks trug ohne Zweifel die wiederholt ſo lebhaft ausgeſprochene Anerkennung von Seiten des feurigen, raſch bemerkten jungen Schriftſtellers das Ihrige bei. Dieſe Liebe Herder's zu Winckelmann muß man auch bei Beurtheilung des zweiten und dritten der kritiſchen Wäldchen in Anſchlag bringen. Geiſelte er einige Schriften von Klotz mit mehr Heftigkeit als nöthig und mehr Ausführlichkeit als lohnend war, ſo hatte ihn nicht zum wenigſten der Tadel gereizt, den Klotz gegen Winckelmann, trotz oder neben einſeitiger Benutzung ſeiner Sätze, ſich herausgenommen *). Dabei bleibt dieſe Kritik theils als Zeugniß von Herder's fortwährender Beſchäftigung mit archäologiſchen Dingen, theils durch die Schützung Homer's gegen Verkleinerung, und die Billigung eines bedingten Gebrauches griechiſcher Mythologie in der neue-

*) Vergl. das 1. Wäldchen. Z. ſchönen Lit. u. K. 13 S. 25.

ren Dichtung, immer bezeichnend für das Verhältniß, das uns beſchäftigt. *)

5. Nun trat Herder (1769) im 25. Jahr die Reiſe nach Frankreich an, die in ſeinem reizbaren Sinne, ſeinem unglaublich beleſenen Kopfe, ſeinem ahnungsvollen Willen ſo viele Gedankenkeime und Vorſätze aufregte. Unter Planen der Selbſtbildung, weit ausſehenden literariſchen und pädagogiſchen Entwürfen, inmitten neuer Bekanntſchaften und Sehenswürdigkeiten, entwich die Idee der alten Kunſt und griechiſchen Schönheit nicht aus ſeiner Seele. Im November 69, im Antikengarten zu Verſailles faßte er den Gedanken ſeiner „Plaſtik.“ **) Den Eindruck der Statuen brachte er mit Bemerkungen in Verknüpfung, welche Diderot und Cheſelden nach Beobachtungen an Blinden über den Umfang der Sinne gemacht. Wahrſcheinlich war auch Berkeley's durch die letzteren beſtätigte „Theorie des Sehens“ (Theory of vision 1709) bereits ein Gegenſtand des Nachdenkens für ihn geworden. ***) Und einige Anwendungen ſolcher Thatſachen auf bildende Kunſt mag er, angeregt noch kürzlich von anderer Seite, aber nicht befriedigt, durch Falconet's „Re-

*) Auch ſpäterhin blieb, Winckelmann's Ehrengedächtniſſe zu dienen, Herder'n angelegen. Er gab eine Schilderung ſeines Charakters und Schriftſtellerwerthes 1781 in den deutſchen Merkur (S. Phil. u. Geſch. 15 S. 119); wie er in derſelben Zeitſchrift im ſelben Jahr, dem Todesjahr Leſſing's, auch dieſem eine Ehrenrede widmete (daſ. S. 137). Und über Winckelmann ſchrieb er mit Wärme noch in ſeinem letzten Lebensjahre (1803) im 11. Stück der Adraſtea (S. ſchön. Lit. u. K. 19 S. 138).

**) Erinnerungen aus d. Leben J. G. v. Herder's v. M. Carol. v. Herder. Th. 1, S. 128, Anm. 2.

***) Vergl. Herder's Metakritik (1799). S. Phil. u. Geſch. 16. S. 250 (208–234); Kalligone (1800) daſ. 18. S. 41; Nachleſe zur Adraſtea. S. ſch. Lit. u. K. 18. S. 226.

ſterionen," aufgezeichnet haben. *) Seine erſten Entwürfe zu jener erſt 9 Jahre ſpäter herausgegebenen Schrift waren nun: „Ueber die Bildhauerei für's Gefühl" und „Ueber die ſchöne Kunſt des Gefühls" (2. Dec. 1769). Die Ausarbeitung wurde durch ſchon eröffnete neue Lebensbeziehungen und einen Wechſel der Verhältniſſe unterbrochen, der erſt im andern Jahr darauf mit dem Amtsantritt in Bückeburg (Mai 1771) zu einiger Ruhe kam. **)

Doch kehrten unter dieſen Zerſtreuungen Herder's Gedanken immer wieder auf jenen Vorwurf zurück, und auch am neuen Beſtimmungsorte hielt er ihn feſt; ***) obgleich wäh-

---

*) Bemerk. d. Herausgeb. z. Plaſtik „geſchrieben größtentheils in den Jahren 1768—70." B. ſchön. Lit. u. K. 19. S. 24. Vergl. daſ. S. 39 u. 56 mit den Anm.

**) Schon im Nov. 1769 Anträge des Hofes von Holſtein-Eutin — im Juni 1770 Ernennung zum Reiſebegleiter des Prinzen; Reiſe zu ihm durch Belgien, Holland, Hamburg, Kiel — Abreiſe mit ihm im Juli 1770 über Hannover, Caſſel, Darmſtadt bis Straßburg — Trennung von ihm in Straßburg im September, und Aufenthalt daſelbſt wegen Operation der Thränenfiſtel — Abfaſſung hier der Preisſchrift über den Urſprung der Sprache, und Verbindung mit Goethe, woher dann die „Blätter von deutſcher Art und Kunſt" — Abreiſe im April 1771 nach Bückeburg zur geiſtlichen Stelle.

***) 1770 Herder's Fragen an eine Blindgeborene, um in Elheſelden's Wegen fortzugehen (ſ. Plaſtik S. 114). Auch mit dem Prinzen unterhielt er ſich über ſeine Idee. Dieſer frägt in einem ſpätern Briefe: „Was macht Ihre Plaſtik? Da bin ich auch ehemals ſchuld geweſen, daß Sie ſie nicht vollendet haben." Herder ſelbſt klagte im Sept. 1770 brieflich einem Freunde das Abbrechen ſeiner Plaſtik im dritten Abſchnitt wegen Mangel an Muße (Erinnerungen aus d. Leb. 1, 153, 160). Im ſelben Jahre ſchrieb er das Gedicht „an ſeinen Landsmann Winckelmann," den er anruft, ihm aus ſeiner Götterruhe Eingebung zuzulispeln, wenn er „Traum der Vollkommenheit fernher zu taſten wage" (B. ſchön. Lit. u. K. 3. S. 168). Das Gedicht „Laokoons Haupte" (daſ. S. 116) iſt vielleicht ſchon älter. Aus der

rend der vollen 6 Jahre, die er hier zubrachte, der größte Theil ſeiner ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit ſich in Arbeiten ergoß, die mit Theologie und Homiletik in näherer oder entfernterer Beziehung ſtanden. Nur die 1773 gekrönte Preisſchrift: „Urſachen des geſunkenen Geſchmacks bei den verſchiedenen Völkern u. ſ. w.," und die „Philoſophie der Geſchichte" (1774) näherten ihn wenigſtens dem Gebiete jener Betrachtungen wieder.

Was Herder in der erſteren über die Kunſt der Griechen ſagt, beſchränkt ſich indeſſen auf die Erinnerung an ihren Zuſammenhang mit Verfaſſung und Sittengeſchichte des Volks. In der letzteren Abhandlung, wo er den Gang der Völkercultur nach Analogie der menſchlichen Lebensalter betrachtet, theilt er den Griechen hinter der Knabenzucht und Schulordnung ägyptiſcher Bildung das fröhliche Jünglingsalter der Menſchheit zu *), und überblickt ausführlicher die Umſtände und Mittel, die in dieſer Blüthezeit Freiheit und ſchöne Kunſt an's Licht gefördert.

Erſt im andern Jahre nach ſeiner Ueberſiedlung nach Weimar, erſt 1778 kam die Plaſtik heraus, gleichzeitig mit dem erſten Theil der „Volkslieder", den „Liedern der Liebe" und dem Aufſatze „vom Erkennen und Empfinden". Der Letztere ſteht mit der „Plaſtik" in einigem Zuſammenhange. Wie nämlich in dieſer vom Taſtſinne, als der natürlichen Maßgabe für

---

erſten Zeit ſeines Aufenthaltes in Bückeburg ſchreibt Herder (Juli 1771): „Ich kann jetzt gar nichts zuſammenhängend arbeiten — Shakſpeare und Plaſtik und Moſes liegt noch u. ſ. w." (Erinnerungen u. ſ. w. I, 207).

*) Eine Anſicht, die noch einmal, doch beſonders von der Kehrſeite, ſkizzirt iſt in Herder's Abhandlung: „Ueber die Wirkung der Dichtkunſt auf die Sitten der Völker (B. ſchön. Lit. u. K. 16. S. 206). Dieſe ward 1778, eine andere 1781, von der baieriſchen Akademie gekrönt, die übrigen Preisſchriften von der Berliner.

die Bildnerkunſt, ausgegangen wird, ſo ſpricht jener Herder's Abſicht aus, die Empfindungsart der einzelnen Sinne zu unterſcheiden, den Beitrag zu unterſuchen, den jeder Sinn der Seele liefere, und zu ermeſſen, wie deren verſchiedenes Gradverhältniß gegen einander in einzelnen Menſchen oder Menſchenſtämmen Einbildung und Denkkraft, Gemüthsart und Ausdrucksfähigkeit verſchieden beſtimmen müſſe *). Eine ſolche Theorie der Sinne würde manche Anwendung auf das Verſtändniß der Künſte und auf Kritik geſchichtlicher Kunſtſitten geſtattet haben. Ein Theil derſelben war in der „Plaſtik" enthalten, die wir nun näher betrachten.

6. Es werden in dieſer Schrift Erfahrungen von der Auffaſſungsweiſe Blindgeborener und von den Veränderungen, welche die Auffaſſung ſehend gewordener Blinden erlitt, zu Grund gelegt, um den Beweis zu entwickeln, daß wir überhaupt Körperlichkeit, Form, Raumfüllung und Raumtiefe nur durch den Sinn des Gefühls kennen lernen. In das Auge fallen blos flache Lichtbilder, die an ſich Abſtände, Maſſen und Formen der Körper nicht mittheilen, ſondern ſie nur auf dem Grunde ſchon gemachter Vergleichung mit Gefühlserfahrungen durch gewohnt gewordenes Urtheil in's Bewußtſeyn bringen können. So iſt Gefühl das erſte „ſolide" Erkennen, ſein Ertaſten und „Begreifen" Anfang der Begriffe, wie die Geſichtsbilder erſte Ideen ſind. Von ſchönen Formen giebt das Gefühl die Wahrheit, das Geſicht nur den Traum. Eine Theorie ſchöner Formen aus Geſetzen der Optik ſteht auf falſchem Boden. Ein Vogelauge, ganz Schnabel, ganz Blick, ganz Fittig und Klaue kann ſchöne Formen niemals, es kann ſie allein ein Geſchöpf, das Hand hat, kennen lernen, und die bildende Kunſt, die ſie in taſtbarer Wahrheit darſtellt, kann unmöglich das Geſicht zur Mutter haben, welches vielmehr ihre Innigkeit, Fülle,

*) S. Phl. u. Geſch. 9. S. 31, 33.

allſeitige Rundung in Fläche, Winkel und Ecke verwandelt. Die Bildſäule hat keinen Geſichtspunkt, ſie will umwandelt, umfühlt, in Arm und Seele gefaßt ſeyn. Die Phantaſie des Bildners muß nicht eine ſehende, ſondern eine taſtend andringende, fühlend eindringende ſeyn. Phidias mußte den Donnergott, den er bildete, in Majeſtät und Liebe umfangen; Apollonius, der den Herkules machte, den Rieſenbezwinger in Bruſt, in Hüften, in Armen, im ganzen Körper fühlen; Agaſias, als er den Fechter ſchuf, in allen Sehnen ihn taſten, in allen Kräften ihn (wie ſein Motiv iſt) hingeben. Dieſe Kunſt beruht in dem Sinne, der uns in die nächſte, leibhafteſte Einheit mit dem lebendigen Körper ſetzt.

Hiermit nun ſonderte Herder, im Gegenſatze gegen die herkömmliche Unterordnung aller bildenden Künſte unter das Geſicht, in der That die reine Wurzel der Plaſtik heraus. Dieſe bleibt der Gefühlſinn. Wenn ihn Herder mehrmals gleichbedeutend mit Taſtſinn ſetzte, ſo geht doch ſeine eigene Erläuterung und Anwendung über dieſen zu engen Namen hinaus. Sie ſchließt alle die Empfindung ein, die wir, außer dem Betaſten und Umfühlen von Körperform, bei jeder Anſpannung ſowohl als Abſpannung unſerer Muskeln nicht allein im Greifen und Umfangen, im Tragen und Heben von andern Körpern, ſondern auch in unſerem Stehen oder Gehen, Ringen oder Ruhen, im Strecken und Nachlaſſen der Glieder, Schwellen und Sinken des Athems und des Blutumlaufes, vom eigenen Körper, von ſeiner Schwere und ſeinem Schwunge, ſeiner Bewegtheit und Haltung, ſeiner Füllung oder Lockerung, inneren Stärke oder Ermattung unmittelbar haben. Der ſinnliche Quell der Plaſtik iſt alſo — deutlicher geſagt — unſer Gefühl der dichten und ſchweren Form anderer Körper nach dem organiſchen Gefühl unſerer eigenen Leiblichkeit. Das Letztere fällt in ſeinem ganzen Umfange der immerhin blos formenden Plaſtik darum zu, weil unſere Thätigkeiten und

Zuſtände immer zugleich Formveränderungen ſind. Denn auch Luſt und Schmerz, Gefühl der Wärme und Kälte, der Affekte, Begierden, der geiſtigen Aufregung oder Genüge, iſt immer zugleich Muskelreiz, Moment der Ausdehnung oder Zuſammenziehung, Gewichtverhältniß der Glieder im Ganzen und Beſondern; was Alles die Geſammtform des Leibes minder und mehr verändert, an ihr ſich charakteriſirt und wahrgenommen wird.

Hatte Leſſing den Unterſchied bildender Künſte von der dichtenden unterſucht, ſo geht nun Herder fort zu einer kritiſchen Abgrenzung jener gegen einander. Der Sinn, aus welchem und durch welchen allein eine Kunſt wirkt, muß maßgebend für ihre Gegenſtände und deren Schönheit ſeyn, die Kunſt eines andern Sinnes andere Geſetze haben. Die des Geſichtes, die Malerei, giebt den Anſchein der Dinge als ein Nebeneinander; die des Gefühles, die Bildnerkunſt, giebt körperliche Darſtellung, ein Ineinander. Hieraus folgen ungleiche Freiheiten, ungleiche Beſchränkungen. Keine Erſcheinung, wie formlos und leicht ſie ſey, kein Geſichtskreis, wie weit und mannichfaltig, darf darum der Malerei unterſagt werden, da er es ja ihrem Organe nicht iſt. Man legt ihr alſo eine falſche Beſchränkung auf, wenn man als einzigen oder auch nur als ihren edelſten Gegenſtand den Menſchen bezeichnet mit Ausſchließung oder Herabſetzung der übrigen ſichtbar ſchönen Natur, namentlich der Landſchaft. Und man verlangt ein Unmögliches, wenn man die Schönheit antiker Statuen vom Maler begehrt, der nur geben kann, was im Auge ſchwimmt, nicht was in körperlicher Vollendung das Gefühl erfüllt. Der Bildnerkunſt dagegen iſt, was unkörperlich, was formlos, was nur im Anſchein zuſammenhängend iſt, nothwendig verſagt, weil ihrem Organe ſelbſt. Und da ſie für dieſes ein Ineinander, ein Geformtes und ſich ſelbſt Darſtellendes hervorzubringen hat, iſt alles nur Flüchtige und

Elementariſche ihr verwehrt, und was für ſich daſteht, das Lebende, das Bedeutende ihre Aufgabe. Sie iſt, nach Herder, auf Seele im Körper, auf Götter, Menſchen, edle Thiere angewieſen.

7. Wem dieſe Sätze nahe Wahrheiten ſcheinen, überſehe nicht, wie ſehr damals gerade ſie beizubringen an der Zeit, und eine ſo richtiggefühlte Vertheidigung derſelben ungewöhnlich war. Die Selbſtändigkeitserklärung der Landſchaftsmalerei konnte nicht überflüſſig ſeyn, nachdem noch Leſſing ihr einen blos untergeordneten Werth zuerkannt hatte, und auch der geſunkene Betrieb dieſes Kunſtzweiges eine Beſchränkung des Zeitſinnes nach dieſer Seite beurkundete. Das Hauptſächlichſte aber, die grundſätzliche Abgrenzung der Bildnerkunſt gegen die des Malers verdiente doppeltes Lob in einer Zeit, wo beide Künſte faſt ſchienen ihr Gebiet mit einander vertauſchen zu wollen. Denn während die Plaſtik zu maleriſch betrieben wurde, zog in die Malerei ein falſcher Gebrauch plaſtiſcher Ideale ein.

In der Bildnerei rühmten ſich die Franzoſen, deren Sculpturgeſchmack auch in Deutſchland vorherrſchte, die maleriſche Gruppirung der Statuen erfunden zu haben; ihre Bildner nahmen überhaupt von beliebten Malern, wie einſt Vorzeichnung und Befehl, ſo noch immer Manieren und Grazien an; und Falconet ſchrieb für eine vermeintlich reichere und lebensvollere Plaſtik gegen Mengs und Winckelmann und die Antike. Der Italiäner aber, der nun bald gegenüber von Jenen und ſeinen eigenen berniniesken Landsleuten als Wiederherſteller des Styls geprieſen wurde, der damals eben aufblühende Canova — wie viel zu ſehr war doch auch ſeine Auffaſſung und Behandlung plaſtiſcher Werke noch maleriſch und ſtatt durchgefühlter Gediegenheit in verſchwimmenden und verblaſenen Formen befangen!

Inzwiſchen waren ſeltſamer Weiſe die Maler mehr als

die Bildhauer von Winckelmann's Verherrlichung der alten Plastik beregt. Sie ergriffen nicht nur mit Vorliebe antike Gegenstände und Bilder klassischer Dichtung, sondern ihre Zeichnung verrieth in Formen und Motiven, mitunter bis in die Einzelnheit der Gestalt den Einfluß antiker Sculptur. Wie verschieden auch dieser meist einseitige Einfluß gedieh und mit sonst vorschwebenden Eigenschaften älterer Maler, dazu mit anderwärts gefundener oder auch mangelnder Farbentechnik versetzt wurde, kann doch als Gemeinsames ein Aufnehmen plastischer Theilwirkungen bezeichnet werden. Hier ein zu isolirtes Streben nach Formenschönheit oder bildnerischen Attitüden, wie bei einigen Nachfolgern von Mengs und in Lord Hamilton's Kreisen, dort, wie bei Heinrich Füßly und andern Michelangesken, ein Trachten nach Bedeutung durch gespannte Bewegung, gesteigerten Muskelausdruck und greifbare Mienen. Und schon trat auch Canova's Gegenbild, der feurige David auf, mit seinen durch plastische Eindrücke bedingten Gemälden, seinen derben und doch abstrakten Körpern, einfach geordneten, aber an Charakter überladenen Gestalten, angestrengten Motiven und vordringenden Effekten.

Zu einer Zeit also, wo neben so mancher Verirrung der Plastik in malerische Weichheit so manches Gemälde mit steinernen Gestalten und statuarischen, von Schlaglicht angeprallten Gruppen entstand und noch bevorstand, war die Unterscheidung, die Herder aufstellte und begründete, nicht alltäglich. Verkannt von Kennern und Künstlern, that ihre Hervorhebung Noth. Und so war es auch zweckmäßig und dankenswerth, wenn Herder diesen Unterschied beider Künste nun in Rücksicht auf Gewandung und Umhüllung, Färbung und Anwurf, Ideal und Charakter ferner verfolgte.

8. Bildnerei, sagt Herder (Abschnitt 2. §. 1), kann eigentlich gar nicht bekleiden, Malerei kleidet immer. — Da das Kleid weder an sich ein Solidum und Völliges, noch

dem organiſchen Zuſammenhang des Körpers angehörig iſt, tritt es als Fremdes zwiſchen die Lebensform und das Gefühl, welches dieſe ſucht. Vollends in Stein und Erz gebildet, wird es drückender Fels und unförmlicher Klumpen. Darum konnte nur in der ſchönen Sitte der Griechen, nicht bei den verhüllenden Orientalen, noch in der ſchweren Tracht des Mittelalters oder unter unſerem Kleiderſchnitt voll Lappen, Spitzen und Ecken die Plaſtik gedeihen. Und ihr gemäß gingen die Griechen, in reiner Darſtellung des organiſchen Körpers, ſelbſt über die Sitte ihres Lebens hinaus, wenn ſie den Apoll, obwohl er bei'm Drachenkampfe nicht unbekleidet zu denken war, doch im Kunſtbilde enthüllten, den Laokoon, obwohl er als Prieſter umkam, ohne Opfergewand und Binde darſtellten. Wo ſie aber aus beſondern Rückſichten gleichwohl bekleideten, machten ſie die Gewänder ſelbſt, als durchſcheinende und naſſe (wie ſie dieſelben keineswegs im Leben trugen) immer noch zu Ausdrücken der organiſchen Form.

Der Malerei hingegen ſolche naſſe Gewänder und daneben nur nackte Fleiſchmaſſen aufdringen (wie damals Theorie und Praxis nicht ſelten verſuchten), iſt falſch, weil ihr Sinn weder ausſchließend, noch vorzugsweiſe auf die lebendige Form geht; weil in ihrem Scheine das Kleid nie unverſtändlich fremd, ſondern, als ein Flächenreichthum für Lichtblüthe und Brechung des Lichtes, zum Reizmittel des ihr eigenen Farbenzaubers, Ausdrucksmittel mannichfaltiger und zart bewegter Erſcheinung und Hülfsmittel umfaſſender Harmonie wird. Das Nackte ſelbſt, obwohl nicht ausgeſchloſſen von der Kunſt des Malers, hat in ihr eine andere Bedeutung als in der Plaſtik. Die reine Selbſtändigkeit, in der die Statue ganz daſteht, kann es auf der Malertafel nicht behaupten, wo es in täuſchende Scheinbarkeit geſetzt, aufgenommen in einen Lichtgrund, und einem Standpunkte zugeeignet, ein immer ſchon beziehungsweiſes Wirken erhält, einer Umgebung und be-

ſchauenden Phantaſie zufällt; weßhalb Herder mit Recht urtheilt, daß im Reiz der Malerei das Nackte verführeriſcher und bisweilen unzüchtiger ſeyn könne als jemals in ächter Plaſtik. Fordert daher die Plaſtik eine Jugendunſchuld und Jugendtüchtigkeit der Sitte, die in unentſtellten Geſtalten, fröhlichen Tänzen, nervigen Kampfübungen, kräftiger Liebe dem Künſtler die Wahrheit und Fülle, Selbſtändigkeit und Gefügigkeit, das ganze beſeelte Leben des Leibes zu durchfühlen gewähre, ſo kann die Malerei auch jenſeits dieſem Kreiſe noch mit bedeutenden Bezügen und reizenden Träumen ihrem Sinne genügen.

Die ſtets anwendende und vergleichende Weiſe, aus der man bei Herder dieſe Sätze herausleſen muß, indem ſie theilweiſe dieſelben etwas verdunkelt, konnte auf der andern Seite auf Das gerade aufmerkſam machen, was damals überſehen wurde. Man meinte, antikplaſtiſchen Styl in die Malerkunſt bringen zu ſollen und zu können: Herder erklärt, daß unſere Sitte dem Plaſtiſchen ungünſtiger als dem Maleriſchen, und die Malerei nach ihrer Natur vorzugsweiſe dem modernen Charakter angemeſſen ſey. Mit Recht hebt er die Unverträglichkeit unſerer Tracht und nicht ſofort wegzuſchaffenden Anſtandsbegriffe mit Erforderniſſen der Plaſtik hervor. Mit Recht erinnert er, daß unſere Bildner, wenn ſie nackte Schönheit ſchon bilden dürfen, darum noch nicht auch können, weil ihnen unſer Leben nicht, wie das griechiſche, dieſe unbefangene und tiefe Vertrautheit mit dem That- und Lebensgefühl des Körpers giebt. Dieſe aber bleibt Grundbedingung der Plaſtik, nicht nur wo ſie in lauteren Geſtalten, auch wo ſie durch Gewandung wirkt. Allerdings mißt Herder zu eng, wenn er die letztere auf naſſe und durchſcheinende beſchränken will. Indeſſen gibt er zu, daß einen Philoſophen z. B., der als ſolcher nur Kopf- und Bruſtbild ſey, immerhin der Mantel decken möge, eine Niobe, in deren Schoos die Kinder flüchten,

und deren Seele im gewendeten Haupte ſchon ſich ausdrücke, füglich gewandet ſey, eine Juno vermöge ihrer Würde ſeyn müſſe. In Wahrheit iſt Gewandung, nicht nur naſſe, auch weit umhüllende, maſſig getheilte, in Falten fallende, ein eigentliches Mittel der Plaſtik. Sie dient dem Leben und Ausdruck nicht allein durch den Contraſt, da die hervorquellenden und aus ihr befreiten Formen deſto lebendiger das Gefühl anſprechen, ſondern auch indem ſie die bedeutende Form und das beſondere Motiv, das ſie umgiebt, hier vereinfachend großartiger und ruhiger, dort erweiternd und verſtärkend mächtiger und lebhafter, da in der Wirkung vervielfachend beredter und gleichſam witziger macht. Immer aber — und das meinte Herder — darf ſie nur die Rhetorik der organiſchen beſeelten Geſtalt und Bewegung ſeyn. Und darum ſprach er gegen jene, durch keine Vertheidigung Falconet's geſchützte Statuengewänder, die an ſich etwas ſeyn und unabhängig vom Körper und Motiv auf und neben ihm wogen, flattern und flammen wollten.

Indem aber Herder die Urſache dieſer Ausartung moderner Plaſtik in der Entfernung unſerer Sitte und Cultur von einem lebensvollen Körpergebrauch und freudigen Körpergefühl erkannte, ſah er zugleich, daß ohne ſolche Begründung in lebender Sitte weder das Abſtreifen der Hüllen in der Kunſt, noch das Vorbild der Antike hinreichen möge, uns eine blühende Plaſtik zu ſchaffen, ſo wenig als die damals öfter empfohlene Aufſtellung nackter Statuen auf Weg und Steg des bezweckten Eindruckes auf unſere Geſchlechter verſichert wäre. Als doppelte Verirrung darum begriff und rügte er's, daß man dieſes auf unmittelbarem und nächſtem Weg Unerreichte auf einem Umwege durch die Malerei einführen, von der Malerei pures Formgefühl gewinnen wollte. Man zog ſie damit ab von ihrem eigenen Vermögen, ihrem Berufe, der beziehungsreichen Anſchauung moderner Sinnesart zu genügen, und

dennoch konnte sie mit ihren fremden Mitteln statt der nackten Unschuld der Antike nur eine durch willkürliche Beleuchtung isolirte Form, statt jener Gefühlswärme und Lebendigkeit nur kalte, steife Gestaltung geben. Das Mißgefühl hiervon mußte sie leicht — wie Herder ebenfalls andeutet — aus dem Formen-Purismus in das der Antike Fremdeste, das Verführerische und Gefallsüchtige hinüber treiben. In der That verlor sich bald die David'sche Schule in Coquetterie und endlich der Meister selbst in buhlerische Farben unbedeutender Bilder.

9. Von minder praktischem Interesse zu jener Zeit, als wenigstens vor Kurzem in unsern Tagen, war die nächstfolgende Erörterung Herder's (Cap. 2) über die Unzulässigkeit der Farbe an plastischen Werken. Versuche zwar, durch Zusammensetzung verschiedener Marmorarten eine Farbenwirkung in der Sculptur hervorzubringen, kamen damals vereinzelt noch vor, fanden aber wenig Beifall. Im Allgemeinen war darüber, daß der Plastik Bemalung fremd sey, die Theorie sehr einig. Nur ihre gewöhnliche Erklärung, weil dann die Bildwerke der Natur zu ähnlich würden, fand Herder ungenügend. Nach dem Grundsatze, den er ergriffen, daß für die Bildnerkunst das Gefühl maßgebend sey, konnte kein Zweifel stattfinden. Entweder ist für das Gefühl die Farbe nicht merkbar, also zwecklos, oder sie ist, wenn merkbar, ein todter Anwurf, der ihm die beseelte Form deckend entzieht. Sehr richtig bringt Herder die Widrigkeit von Anstrich und Bemalung an Statuen in eine Reihe mit der störenden Wirkung, die an ihnen (nach damals nicht mangelnden Beispielen) losgearbeitete Haare, ausgeführte Brauen, Adern, Pupillen machen. Denn wie solche auf- oder eingesetzte Theile für das Gefühl, welches dem organischen Gebilde folgt, Beulen und Löcher, Striemen und Scharten werden, die den Zusammenhang der Form unterbrechen, so ist auch die Tünche Sandkorn zwischen ihr und dem Gefühl, die sondernde und abstu-

fende Bemalung Unterbrechung und Zerſetzung deſſen, was als Form Eins iſt und was Eins bleiben muß, um Fühlbarkeit der einen Seele zu ſeyn. Nicht der An- und Abſchein des Lebens, nur ſein reiner Bau iſt Aufgabe der Plaſtik, nur die geſchloſſene, aus ſich volle Geſtalt, wie ſie als Welle des Lebens überall in ſich ſelber zurückfließt.

Iſt ſo die Plaſtik auf organiſche Form als ihre wahre Sprache beſchränkt, ſo kann ihr auch Vollkommenheit der Form, wenn ſchon eine nach Weſenarten und Charakteren verſchiedene Vollkommenheit der Form, niemals erlaſſen werden. Inſofern ſchließt ſich alſo ganz natürlich Herder's nächſte Betrachtung an, die dem verſchiedenen Verhältniß des Häßlichen in beiden Künſten (Cap. 3 des 2ten Abſchnittes) gilt.

Als Zerſtörung oder Verkümmerung der Form iſt das Häßliche entſchieden der Plaſtik feindlich; nur daß mit ihm (erinnert Herder gegen Klotz) das blos im Leben Widrige, wie etwa die unheimliche Schlüpfrigkeit der Eidechſen und Schlangen, oder das Entſetzliche reiſſender Thiere nicht verwechſelt werde; welches Alles, ſofern es faßlich organiſche oder gar mächtige Bildung hat, der Plaſtik gerecht und ſchön ſeyn kann. Nothwendig aber geht ſie auf möglichſtvolle Entwicklung und reine Selbſtändigkeit der Geſtalt, da ja dieſe ihr Eins und Alles iſt. Nicht ſo die Malerei. Da ihr Ganzes über die einzelne Geſtalt und über Geſtalten hinausgreift, ihre Einheit nicht in der Form beruht, ſondern im Standpunkt und Lichte der Betrachtung, kann ſie in den beſondern Geſtalten, die ſie aufnimmt, Unvollkommenheit der Form und an ſich häßliche Bildung nicht nur vertragen, ſondern beziehungsweiſe erfordern. Ein herrſchendes Geſtaltenideal iſt daher der Freiheit ihres Prinzips und der Umfaſſung ihrer Aufgaben zuwider; und in der That Herder's Ergießung gegen ſolche Gemälde, worin ein mattes Einerlei langſchenkliger, geradnäſiger ſogenannter griechiſcher Figuren, ſtatt zu handeln, paradire,

fand nachmals ihre Rechtfertigung in dem ſeichten Ende, welches die vermeintlich klaſſiſche Zeichnung und Idealmalerei des vorigen Jahrhunderts in Deutſchland und England genommen hat. Und ſein Unwillen über die Schöngeiſterei, die das Geſchichtliche, lebendig Einzelne unſerer Zeit aus der Kunſt hinweg antikiſire und zu einer andern Zeit, unter einem andern Volk und Himmelſtrich leben wolle, traf ſpäter, als Erfahrung und allgemeines Urtheil, die damals beliebten Bildniſſe in griechiſchem Koſtüm, die einſeitig vorgezogenen mythologiſchen, antiktragiſchen, antikidylliſchen Kompoſitionen, und die Einkleidungen des franzöſiſchen Heroismus in griechiſche und römiſche Heldenbilder.

10. Alle dieſe Beſtrebungen wollten die Malerei von Seiten der Form idealiſiren und ſie an eine Sphäre typiſcher Schönheit binden, was doch nach Zweck und Mittel ihr viel weniger als der Plaſtik gemäß iſt. Denſelben Gegenſatz nun, obwohl in ſtärkerem Ausdruck, wiederholt die folgende Theſis Herder's (S. 4 des 2ten Abſchnitts) von der „Ewigkeit der Sculpturformen, die ſo einförmig ſeyen als die einfache, reine Menſchennatur, und dagegen der Wandelbarkeit maleriſcher Geſtalten, die mit Geſchichte, Menſchenart und Zeiten wechſeln.“ So gefaßt zwar geht die Entgegenſetzung zu weit; wie ſchon daran erhellt, daß die Werke der Bildnerkunſt durch ihre verſchiedene Geſtaltung, Charakter- und Geiſtes-Faſſung auch die Unterſchiede ſowohl der Völker als der Zeiten, welchen ſie angehören, kenntlich mitausdrücken. Nur, weil doch dieſe Kunſt zu ihrem wahren Gegenſtande die Ganzheit der beſeelten Geſtalt, dieſe aber als thieriſche ſchon von Natur überall einen Typus ihrer Zweckmäßigkeit, und der menſchliche Körper ein ebenſo an ihm ſelbſt gegebenes Verhältnißgeſetz für den Ausdruck ſeines Selbſtzweckes und ſeiner Beſeelung hat, ſind es freilich feſte Normen, die nicht nur alle zeitliche Bewegung und Charakteriſtik ächter Bildnerkunſt ein-

ſchränken, ſondern auf deren Erfüllung ſelber und Ausarbeitung in beſtimmten unterſcheidbaren Richtungen und Abſchlüſſen die Plaſtik vom eigenen Grund aus hinwirkt und hinbildet. Inſofern iſt die Bildſäule wirklich — wie es Herder ausdrückt — „Muſter der Wohlform," wenn ſchon die einzelne nicht einer jeglichen, und Polyklet's Kanon „bleibendes Geſetz," wenn ſchon für eine bewegliche Anwendung. Und inſofern konnte und mußte bei dem Volke, „dem Gott Raum und Zeit und Muße gab, in ſeiner Jugend- und Lebensfreude das Werk, das aus ſeiner Hand kam, ganz und rein und ſchön zu bilden," ein plaſtiſcher „Sternkreis von Göttern und Menſchen" ſich ausprägen, „den die ſchreitende Sonne jahrab, jahrein durchwandert." So ſtehen dieſe Denkmale „im ſtürmiſchen Meer der Zeiten als Leuchtthürme da, und der Schiffer, der nach ihnen ſteuert, wird nie verſchlungen." Aber desgleichen hat auch die Malerei, wo ſie, als religiöſe, an menſchlicher Erſcheinung göttlichen Geiſt darſtellte, mit gleichſehr in der Natur gegebenen Normen ſich vereinigen müſſen, die ebenfalls ein Verfolgen und Ausbeuten typiſcher Richtungen ihr an die Hand gaben. Auch ſie erzeugte auf ſolchem Wege einen begränzten Kreis bedeutender Geſtaltenbilder, deren zeitliche Abwandlung ſelbſt nicht minder als dort bei der Plaſtik ihre Abhängigkeit von einem ewigen Geſetze der Erſcheinungsverhältniſſe des Geiſtes mit offenbaren mußte. Darin alſo fällt Herder in Einſeitigkeit, daß er bei ihr nur den Wechſel, bei der Sculptur nur die Einförmigkeit der Vorſtellung hervorhebt. Aber einen höheren Grad der Wandelbarkeit des maleriſchen Vorſtellens werden wir ihm zugeben müſſen.

Iſt die Malerei um eben ſo viel weiter und mannichfaltiger denn die Plaſtik, als die Sichtbarkeit der Natur und Welt weiter und mannichfaltiger denn die Fühlbarkeit beſeelter Körper iſt, ſo vermag ſie auch das verſchiedene Völkerleben und die wechſelnden Sittenzuſtände mit größerer Ausdehnung

im Ganzen, mit reicherem Umfang im Beſondern, und im Einzelnen mit einer ausführlichern Scheinbarkeit zu ſpiegeln. Nicht nur geht in das Auge Vieles ein und ſchwebt ihm vor, was körperlich ſich nicht geſtalten läßt, ſondern es iſt ihm auch das Letztere nicht minder als das förmlich Faßbare ſelbſt und als Beides in allerlei Verbindung durch die Wählbarkeit des Standpunktes und den Beleuchtungswechſel in vielfache Anſichten und Stimmungen zu ſondern und zu verſchmelzen möglich. Mit Grund bezeichnet daher Herder Helldunkel und Haltung, in deren Vollkommenheit ja auch die ſcheinbare Plaſtik der Malerei (die als Farbenſtimmung erſcheinende Formbeziehung) mit enthalten iſt, als das zuletzt einzige Einheitsmittel der Malerkunſt, deſſen Beſtimmbarkeit natürlich reicher und zarter, ſomit auch wandelbarer iſt als die körperlich abſchließende der Bildnerkunſt.

Auch dieſe Ergießung Herder's über das Wunderlicht der Malerei, unmittelbar nach der begeiſterten Anerkennung des Kanons der Antike, war von praktiſcher Bedeutung zu jener Zeit. Denn der Hinblick auf den griechiſchen Kanon verurſachte bei manchen Malern eine Vernachläſſigung des warmen Mittels ihrer Kunſt über zeichnenden Formſtudien; wie denn damals auch Sepia-Blätter nach Gyps und nach der Natur, als wäre ſie Gyps, manche Hände faſt ausſchließlich beſchäftigten.

11. Die ziemlich entgegengeſetzten Verirrungen, die nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts der Sculptur und der Malerei widerfuhren, hatten zum gleichen Grundmangel den eingeriſſenen äſthetiſchen Formalismus. Anläſſe dazu wollte man in einigen idealiſtiſchen Sätzen Winckelmann's und in ſeines Freundes Mengs eklektiſchen Lehren finden, ſo ſehr jener ein wahrer Seher, dieſer ein Kunſtverſtändiger von ernſtem Streben war. Die Haupturſache, älter als Beider Einflüſſe, lag in der Beſchaffenheit des geſammten Culturübergan-

ges; wie denn damals die Philoſophie ſelber formaliſtiſch wurde und alle Wiſſenſchaft Kritik werden ſollte. In der Kunſt, ſeit ihr ſittengemäßer Werth durch Veränderung des Glaubens und Untergang des geſchloſſenen Städtegeiſtes vermindert, ihre praktiſche Tradition geſchwächt und unter den Einfluß der Abſtraktion, des akademiſchen Unterrichtes, der neuen Wiſſenſchaft Aeſthetik getreten war, ſollte nun Geſchmack und Geſchmackslehre die Begeiſterung, das Zuſammengreifen abgezogener Mittel den Zweck erſetzen. Man dachte ſich die Schönheit ſelbſt als einen ſolchen Mittelauszug. Nur in dieſem Wahne konnte man ſich verſprechen, die Handzüge des Alterthums und den Reiz und Ausdruck ſeiner Geſtalten mit Erfolg den eigenen ſo weit abſtehenden Begriffen aufzuheften. Nur in dieſem Wahne konnte ein Reifenſtein, der als nachgebliebener Freund von Winckelmann und Mengs für den Erben ihrer Kunſtweisheit, und in Rom als Mittler zwiſchen Fremden und Kunſtſchätzen, Künſtlern und vornehmen Beſtellern für einen Mentor galt, den Malern ſeine Stufenmethode empfehlen; dieſe Studienfolge, die bei den Caracci beginnen, zu Rafael fortſchreiten und emporſteigend zur Antike, nach dem Fechter, dem Laokoon, dem Torſo, zuletzt den Apoll als das Ideal der Schönheit durch wiederholtes Abzeichnen der Einbildung und Hand einprägen ſollte. Wenn wirklich von ſo wechſelndem Abſehen ein Mittleres zurückblieb, was konnte es Anderes ſeyn als leerer Formbegriff und gleichgültige Zeichnungsfertigkeit? — Wie aber dürfte ſolche Oberflächlichkeit der Kunſtauffaſſung uns befremden in einem Zeitalter, wo ſchon die Zergliederung der Schönheit (**Analysis of beauty** 1753) einen ſo charaktervollen Zeichner wie Hogarth in ihrem letzten Ergebniß auf die bloſe Grenze der Form, auf die Linie hinausgeführt hatte. Dieſe Wellen-, Schlangen- oder Schönheitslinie iſt das wahre Symbol des damaligen Formalismus. Sie galt für das Geheimniß der griechiſchen Kunſt, für das Künſtlerbekenntniß des Michelangelo, ihrer Entlehnung

aus des Letztern Beispiel und der Antike sollte Rafael seine Anmuth und obenein Peter von Cortona die schöne Manier seiner Gewänder verdankt haben. Solche Ansichten waren verbreitet, als Herder seine „Plastik" schrieb. Ja, noch vierzehn Jahre später machte der Freiherr von Racknitz (gewissermaßen Dresdens Reifenstein) in seinen Briefen über die Kunst, nach mehreren Capiteln über die Aesthetik der geraden und krummen Linien, der Winkel und Zirkel, jene Schönheit der Schlangenlinie, als der zugleich einfachsten und manichfaltigsten, zum Schlußsteine einer Kunsttheorie, deren höchsten und reizendsten Ausdruck er in der Tanzfigur des Menuets zu finden gestand.

Dieser gehaltvergessenen Aesthetik nun gilt der nächste (dritte) Abschnitt in Herder's Aufsatz. Hatte Herder vorher die Malerei gegen das bloße Dringen auf Formenschönheit verwahrt, so spricht er jetzt für Form als bedeutende im Gegensatze sowohl der blos abstrakten Farbe als der elementarischen Linie.

Nachdem er an die Leerheit eines Farbenspiels ohne Gestaltbezüge mit Hinweisung auf Kastell's Farbenklavier erinnert hat, bemerkt er, daß auch Hogarth's und jede Schönheits-Linie Dies nur seyn könne als Bezug erfüllter Form und eines Etwas, das an dieser Grenze dem Gefühle bestimmt wird, als der Saum des Lebens und Berührungsweg der Seele, niemals als Linie für sich. Ihm dient das Beispiel der damals so beliebten, auch zu physiognomischen Versuchen und Spielen gebrauchten Silhouette zu der gedoppelten Nachweisung, wie sehr unsere Einbildung auch die lichtloseste, einseitigste Formbegrenzung sich in erfüllte Gestalt und beseeltes Ganze zu übersetzen geneigt, und wie beschränkt auf der andern Seite die Fähigkeit der bloßen Linie für vollen Ausdruck des Begriffes sey. Sofort wendet er sich zu dem Unternehmen, den menschlichen Körper vom Schädel bis zur Fußplatte, von den Theilen und Flächen des Antlitzes durch Bau und Glieder

hin, als zweckvoll im Großen und Kleinen, verhältnißvoll und wohlgemeſſen in der Bildung, bedeutungsvoll für Seele, Charakter und Geiſt in jeder weſentlichen Form und ihren verſchiedenen Spielarten abzuſchildern. Dies Capitel iſt reich an darſtellendem Witz, es verräth Vertrautheit mit Winckelmann's Charakteriſtik der Kunſtformen und den Eindrücken der Antike, und viel eigene Empfindung des Reizenden und Bedeutenden natürlicher und ſittlicher Menſchengeſtalt. Im raſchen Zuge ſeiner Vorſtellung gibt Herder plaſtiſche Skizzen edler und gemeiner, ſcharfer oder völliger Bildung, und malt nebeneinanderhin die ſinnverſchiedenen Abwandlungen ſprechender Züge und Formen treffend und in warm contraſtirter Vergleichung.

Hiervon ſpricht der vierte Abſchnitt das Ergebniß dahin aus, daß die Form der Schönheit Ausdruck der Geſundheit und des kräftigen Lebens, die Schönheit ſelbſt Bedeutung innerer Vollkommenheit ſei. „Kein Abſtraktum alſo aus den Wolken," „keine Compoſition gelehrter Regeln" könne die Wohlgeſtalt des Menſchen ausmachen, und nur „innere Sympathie, Gefühl und Verſetzung unſeres ganzen Ich in die Geſtalt ſey Lehrerin und Handhabe der Schönheit"; ein Satz, der allerdings für die Kunſt, anſtatt akademiſcher Quinteſſenzen, poſitive Quellen fodert.

Dies Geſetz, daß die Schönheit ausgedrückte Bedeutung des Ganzen ſey, wendet Herder über Geſtalt und Form hinaus nun weiter auf das Motiv an. Auch deſſen Urſprung und Schönheit ſey darin, daß die Glieder, die der Bedeutung des Ganzen beſonders dienen, jedesmal vortreten, vorwiegen, dem Gefühl entgegenkommen: So das geſenkte Haupt und die zuerſt ſich darbietende Stirn einer ſinnenden Geſtalt oder der vorausgehende Blick einer gebietenden; ſo die wehenden Nüſtern, die gehobene Bruſt, die in ſchwunghaftem Schreiten vorbewegten Schenkel einer mit Selbſtgefühl zürnenden und

wiederum der ſanft vorgebeugte Mund einer nur flehenden, verlangenden, wünſchenden.

Indem aber Alles dies natürliche Sprache der Seele iſt, dieſe alſo ſelbſt in der beſondern Form, ſelbſt in der einzelnen Bewegung als Ganzes ſeyn muß, findet nothwendig ein Füreinander der Geſtalt nnd des Motivs, der Handlung und des Charakters, des Moments und der Seele ſtatt; und dies führt Herdern (wieder im Gegenſatz gegen ein formal allgemeines Schönheitsideal) auf die konkrete Individualität des Schönen. Er erkennt ſie in der Götterplaſtik der Griechen, wie in der Heroendarſtellung des Homer und im Liebesbild des Anakreon. Ohne Zweifel ſey es dies außerordentlich Beſtimmte in Motiv und Charakter, was den Griechen zu der Kunſthöhe geholfen, die ſeit der Zeit nicht mehr auf der Erde erſchienen. In dieſer Sicherheit ſpreche die Statue, „weil ſie Menſch und ganz durchlebter Körper ſey, als That zu uns," eine Statik oder Dynamik menſchlicher Seele ſey in ſie gegoſſen, jeder Biegung, Senkung, Weiche, Härte, wie auf einer Wage zugewogen, in ihr lebend mit der Gewalt, unſere Seele in die nämliche ſympathetiſche Stellung zu verſetzen. „Stumm und unbegreiflich geht ſie in uns hinüber; wir werden mit der Statue gleichſam verkörpert oder dieſe mit uns beſeelet."

12. In der nächſten Anwendung, die Herder von dieſem Hinweis auf die konkrete Natur des Schönen macht, werden wieder die praktiſchen Eindrücke und Abſichten bemerklich, die überall ſeinen Gedankengang beſtimmen. Dem Formalismus der Theorie, dem er entgegentrat, entſprach als praktiſche Seite das Vorherrſchen der akademiſchen Zeichnung. Denn die Zeichnung iſt, wie einerſeits ein Aufnehmen, ſo andrerſeits ein Abſehen von der Geſtalt, ein nur abſtraktes Faſſen, das, ſobald die energiſche Einheit der Anſchauung gegen die Uebung zurücktritt, in Seichtigkeit und Leerheit ſich verliert. Dieſer

Schwäche der Abſtraktion hält Herder das plaſtiſche Prinzip der Griechen in ſeinem ganzen Umfang entgegen.

„Je mehr wir — ſagt er — alle Dinge als Schatten, Gemälde, vorüberſtreichende Gruppen anſehen, um ſo ferner bleiben wir immer jener körperlichen Wahrheit. Auch hier komme uns geiſtig das Gefühl und die dunkle Nacht zu Hilfe, die mit ihrem Schwamme alle Farben der Dinge auslöſcht und uns an das Haben und Halten einer Sache heftet. Die Griechen wußten wenig, aber das Wenige ganz und gut. Sie erfaßten's und konnten's geben, daß es zu ewigen Zeiten lebe. So wie das Profil ihres Angeſichtes gebildet und nicht gemalt iſt, ſo ſind's auch ihre Werke. Wie weit wir da hinter ihnen ſtehen, mag eine zukünftige Zeit richten. Was iſt ſeltener in unſern Tagen, als einen menſchlichen Charakter zu erfaſſen, wie er iſt, ihn treu und ganz zu halten und fortzuführen? Da muß uns immer die liebe Vernunft und Moral, wie das Licht und die Farbe, zu Hilfe kommen, weil er auf ſeinen Füßen nicht ſtehen will und ſich von Seite zu Seite, wie ein Geſpenſt, verändert. Das macht, wir ſehen ſo viel, daß wir gar nichts ſehen, und wiſſen ſo viel, daß gar nichts mehr unſer, d. i. etwas iſt, was wir nicht gelernt haben konnten, was mit Tugenden und Fehlern aus unſerm Ich entſprang. Heilige Nacht, Mutter der Götter und Menſchen, komm über uns, uns zu erquicken und zu ſammeln! Non multa, sed multum!“

Wenn ſchon dieſe Klage zugleich den Zuſammenhang andeutet, in welchem bei uns das Vorherrſchen der Malerei über die Plaſtik mit dem abſtrakten Charakter der Bildung ſteht, ſo gibt doch Herder in ſeinem unmittelbar angeſchloſſenen Preiſe des tiefen Verſtandes und ſtillen Durchgefühls eines Rafael oder Domenichino zu verſtehen, daß er nicht wider Malerkunſt rede, ſondern wider das überall unſerem Kulturzuſtand nahe liegende Vorſchlagen der Anſichten und Beziehungen gegen Er-

fahrung und Ueberzeugung, der Reize und Stimmungen gegen Entſchluß und Geſinnung, des Abhängens gegen das Selbſtgefühl, Wiſſens und Träumens gegen das Können und Seyn. Daher denn auch in der Kunſt der Mangel an ſeelenvoller Größe, an einfacher Gediegenheit.

Jene tiefer liegenden Urſachen — erinnert Herder — kann keine Unterrichtsmethode wegheben, und wenn ſie ſchon ſtatt des Zeichnenſtiftes dem Zögling zuerſt Wachs und Thon zum Bilden in die Hand gäbe. Was hilft es, da die Erſcheinungen, womit die Sitte ihn umſtellt und ihn hineingewöhnt, unſere Kleider und Gehabungen, unſere Stände und unſer Lebensmechanismus, an ſich unplaſtiſch ſind? da jenes bürgerliche Gleichgewicht, jene Selbſtändigkeit des Bewußtſeyns — die Wiege und die Muttermilch plaſtiſchen Sinnes — unſerer Geſellſchaft, unſerem Staate fremd ſind? — „Griechiſche Spiele, griechiſche Tänze, griechiſche Feſte, griechiſche Offenheit, Jugend und Freude, wo ſind ſie? wo können ſie ſeyn? und wenn auch ſogleich ein Serenissimus regens, etwa der Stifter eines neuen Griechenlands (ſo wie die fünfte Loge oben Paradies heißt) durch Edikte, ſchwarz auf weiß, und gar bei Trommelſchlag ſie allergnädigſt anbeföhle? Stellet griechiſche Statuen hin, daß jeder Hund an ſie piſſet, und ihr könnt dem Sklaven, der ſie täglich vorbeigeht, dem Eſel, der ſeine Bürde ſchleppt, kein Gefühl geben, zu merken, daß ſie da ſey und er ihr gleich werde. So habt ihr alſo doch einen Zaunpfahl, an den er ſich lehne und etwa ſeinen geſchundenen Rücken reibe! An einem berühmten Orte Deutſchlands iſt der Paradeplatz mit Statuen umgeben, griechiſche Helden mit neuem ſpitzem Knie und der Trommel; ich weiß nicht, warum die Gamaſchen und die Grenadiermütze und das präſentirte Gewehr und der Kommißrock fehlen. Sonſt halte ich's für trefflich, jeder Schildwache Statuen vorzuſetzen: das Geſchöpf hat Zeit, an ihnen Jupiter und Apollo zu werden. — O des erſtickenden edlen

Dampfes, den manche neue Griechenländer ihren kargen Besoldern darbringen! Als ob's nicht mit Händen zu faſſen wäre, daß in niemand der Geiſt des andern übergehen kann, der mit ihm nichts Gemeinſchaftliches hat — "*). Herder wußte es wohl, daß Bäume und Künſte nur von unten herauf wachſen, nicht, wie Theatervorhänge, von oben herunter fallen können. Da aber den Eleven der Akademie dieſen ſtatiſchen Halt und der Kunſt dieſen organiſchen Grund zu ſchaffen, in ſeiner Macht nicht lag, kehrt er zurück zur Schlangenlinie, um zu zeigen, daß auch ſie ihre Schönheit nicht an ſich, ſondern als Ausdruck der Statik organiſchen Bau's und organiſcher Bewegung habe.

Die grade Linie iſt in der Natur Ausdruck ſicherer Stellung, gleicher Lage, feſter Richtung, der Kreis geſchloſſener Völligkeit. Ein Mittleres zwiſchen jener Richte und dieſer Völligkeit iſt, wie die Ellipſe der Planeten, ſo die wallende Form des organiſchen Leibes, deſſen Fülle durch den richtigen Zweckbau beſchränkt und getheilt, deſſen richtiger Zweckbau durch die Fülle geſchwellt und verbunden iſt. So trägt er ſchon im allſeitigen Umriß den Wechſel von Stand und Fall, Strebung und Halt, Uebergewicht und Gleichgewicht an ſich, den er in ſeiner Thätigkeit, der Bewegung entwickelt. Gleichwie das Verſchmelzen der Zweckmäßigkeit mit der Völligkeit die Schönheit des Körpers, ſo macht die der Bewegung das abgewogene Verhältniß zwiſchen Spannung und Beruhigung. Dies plaſtiſche Erforderniß des Wohlmaßes entſpricht dem ſittlichen der Beſonnenheit. Und ſo iſt im Stand und Fall des menſchlichen Körpers, in Gang und Auftritt, im Vortreten

*) Hierzu kann verglichen werden Herder's 1779 von der Berliner Akademie gekrönte Preisſchrift „Vom Einfluß der Regierungen auf die Wiſſenſchaften" B. Phil. u. Geſch. 14. S. 207 ff., beſonders S. 217, 225, 232.

oder Ruhen der Züge und Glieder ein Spielkreis der Charakteroffenbarung gegeben, deren Figuren ſich innerhalb der ſchönen Symmetrie des ſinneverbindenden Angeſichts, des lebenumſchließenden Torſes, der That- und Bewegungsglieder reich und manichfaltig hin und her bewegen.

13. Der fünfte und letzte Abſchnitt enthält nächſt einer kurzen Zuſammenfaſſung des Vorhergehenden nur einige nachträgliche Wendungen und Anwendungen deſſelben. Der Blick auf die geſchichtliche Entwicklungsfolge des Bildnerſtyls iſt flüchtig, die Erklärung, warum koloſſales Maß der Plaſtik eigener ſey als der Malerei, nicht erſchöpfend. Zeitgemäßer war die Frage nach dem Verhältniß der Allegorie zur Bildnerkunſt und treffend gleich das Urtheil, daß jede Kunſt ihre eigene Allegorie haben müſſe. Die Plaſtik, ſagt Herder, iſt inſofern beſtändige Allegorie, als ſie Seele durch Körper, Geiſt und Charakter durch alle Glieder hin ausſpricht; woraus er ableitet, daß eine Regel, welche in ihr das Verhältniß (die Proportion) zur Hauptſache, ſtatt zur bloſen Bedingung mache und ſein Maß ein- für allemal feſtſetzen wolle, der Tod des Seelenausdrucks und der Charakteriſtik ſey. Am beſtimmteſten und unveränderlichſten ſey das Verhältniß für die Glieder und Theile, die am wenigſten Antheil an Geiſt und beſeelter Bewegung haben; am mindeſten unterliegen äußerlicher Maßvorſchrift die regſamſten und bewegſamſten. Gegenüber der Allegorie im engeren Sinn, die durch eine witzige Gedankenbeziehung ein Allgemeines in das Beſondere einkleidet, bringt Herder auf die Ganzheit und Wahrheit plaſtiſcher Darſtellung. Abſtrahiren und Bilden ſind einander entgegengeſetzt. Die Plaſtik bildet keinen Begriff der Liebe, ſondern eine beſtimmte Göttin der Liebe, keine Weisheit, ſondern ein Individuum Minerva. Auch die Attribute der griechiſchen Gottheiten waren keine allegoriſchen, ſondern individuelle, hiſtoriſche, lokale Kennzeichen. Herder geht zwar zu weit, wenn er ſie alle „aus Umſtänden

der Geſchichte" herleiten will. Daß ſie aber für die Künſtler großentheils geſchichtlich und örtlich gegeben, im Glauben angenommen, nicht figurirte Redensarten waren, durfte er behaupten. Und daß für bloſe Tropen die Statue ein zu großes Mittel, wohl aber das Schmuckrelief, die Münze, die Gemme ein ſchicklicher Spielplatz ſey, erinnert er mit Recht. Von den ſteinernen Tugenden der monumentalen Plaſtik ſeiner Zeit erkennt er, daß ſie über dem Streben nach einem unerreichbaren Inbegriff die doch unvermeidliche Einzelheit der vorgeſtellten Perſon genügend zu beſeelen verſäume. Gegen die Vertheilung eines Gedankens in ſtatuariſche Compoſition, daß die Plaſtik eigentlich gar nicht gruppiren könne. Und dieſer paradox klingende Satz erhält, ſobald von einem Nebeneinanderſtellen der Statuen zu gleichen Maßen und gleichen Rechten, ohne Verſchlingung in Eins, ohne die Herrſchaft eines gemeinſamen Schwerpunktes oder einer architektoniſchen Einſchränkung die Rede iſt, ſeine volle Beſtätigung. Die körperliche und ſchwere Kunſt bedarf eines körperlich fühlbaren, ſtatiſchen Bandes; eine den Geſtalten als ſolchen äußerliche Einheit, ſey es des vorausgeſetzten Anlaſſes, ſey es der bloſen Umrißlinie für's Auge, ſey es der Beziehung für den Verſtand, iſt gar keine für die plaſtiſche Wirkung. An ſich iſt das geſchloſſene Mittel dieſer Kunſt, der organiſche Körper, ein einziges Ganze und vollkommenes Einzelne, das durch ein Nebengeſtelltes nicht zur bloſen Beziehung auf dieſes oder ein gedachtes Dritte werden kann. Dies vergaßen allerdings die damaligen Bildner, die ihrer maleriſchen Gruppirung ſich rühmten, deren allegoriſche Einheitsgedanken, wie Herder mit Wahrheit ſagt, im müſſigen Kopf des Künſtlers blieben, während die Steine, die ſie ausdrücken ſollten, auseinander fielen. Auch ſeine Abmahnung von einer Allegorie, welche das Gemälde, die Zaubertafel hiſtoriſcher Wahrheit, zu Schatten verſcheuche, war nicht überflüſſig in einer Zeit, wo, Auswärtiger zu ge-

ſchweigen, der ſeine Oeſer in Leipzig, der überfleißige Rode in Berlin und viele Andere anderer Orten Dinge zeichneten und malten, welche ſich beſſer zu Gleichniſſen einer Rede oder Metaphern eines Epigramms als für Formen und Farben eigneten.

14. Das umgekehrte Verhältniß, deſſen die Griechen ſich zu erfreuen hatten, daß nämlich die Bilder, die ihre Kunſt darbot, ihren Sinngedichten und poetiſchen Allegorieen Geſtalt und Gepräge mittheilten, fand Herder ſpäter Gelegenheit hervorzuheben in jenen mit den „Blumen aus der griechiſchen Anthologie" herausgegebenen Anmerkungen über die Anthologie der Griechen, beſonders über das griechiſche Epigramm. Sie erſchienen 1785 und 86 in der erſten und zweiten Sammlung der „zerſtreuten Blätter", die nach einer mannichfaltigen Folge anderer Schriften ſeine Muſe zuerſt wieder auf helleniſchem Boden zeigten. Indem er darin die Entſtehung des griechiſchen Epigramms, ſeiner Schönheiten und Arten erörterte, wies er unter Anderem auf die vielen durch Kunſtwerke hervorgerufenen Epigramme hin, in welchen der griechiſche Dichter mit dem Künſtler zu wetteifern ſcheine oder ihm nur nachgehe und mit dem Scharfſinne der Empfindung die Bedeutung ſeines Werkes erreiche; eine Berührung der Plaſtik und Poeſie, zu der vornehmlich die zarte, einfache Vorſtellung der Gemme geeignet erſcheine. *) Auch das Verhältniß der Malerei, wie der Muſik, zur Poeſie, die er die Lehrerin und die Schülerin beider Künſte nannte, beſprach Herder in derſelben Sammlung („Ob Malerei oder Tonkunſt eine größere Wirkung gewähre" **). Die Einkleidung der letzteren Unterſuchung in ein Göttergeſpräch, die „Paramythien" in denſelben Blättern, freie Dichtungen aus der griechiſchen Fabel in allego-

*) B. ſchön. Lit. u. K. 10. S. 148 f. S. auch S. 179 f.

**) B. ſchön. Lit. u. K. 20. S. 68.

riſchem Sinn,*) und die Auswahl einer ebendaſelbſt mitgetheilten Sammlung kleiner griechiſcher Gedichte,**) beurkunden, daß Herder's Betrachtung damals lebhaft mit der in Mythe, Dichtung und Künſten ſich bewegenden Wechſelbeziehung von Begriff und Bild beſchäftigt war, die er hierauf im dritten Bande „Zerſtreuter Blätter" (1787) in dem Aufſatze: „Ueber Bild, Dichtung und Fabel"***) an ſich zu erläutern trachtete. Noch in jenem zweiten Bande aber widmete er zweien allegoriſchplaſtiſchen Geſtalten der griechiſchen Phantaſie eine gelehrte Behandlung, der Nemeſis und dem Todesgenius.****)

Sahen wir bisher ſein Verſtändniß der Antike ſich in Rückſicht auf Kunſttheorie und Kunſtkritik entwickeln, ſo finden wir es hier im Beſondern thätig zur Erweiterung und Berichtigung des archäologiſchen Wiſſens.

Die Abhandlung, wie die Alten den Tod gebildet, anknüpfend an die gleichnamige von Leſſing, war im Entwurfe ſchon früher in einer Zeitſchrift gegeben. Ihre Ausarbeitung nun, obgleich einzelne Ergebniſſe, durch die damalige Beſchränkung der Denkmälerkunde, falſche Angaben oder Mangel der Vergleichung bedingt, künftiger Berichtigung nicht entgehen konnten, iſt heute noch leſenswerth. Sie hat auch dem neueren ausführlichen Bearbeiter deſſelben Gegenſtandes, Raoul-Rochette, gute Dienſte gethan. Mit richtiger Unterſcheidung hat Herder die Vorſtellungsmomente des Todes in der mythiſchen und dichteriſchen Phantaſie der Griechen von einander ge-

---

*) B. ſchön. Lit u. K. 6. S. 221.

**) B. ſchön. Lit. u. K. 10. S. 207.

***) B. ſchön. Lit. u. K. 20. Ueber Mythe kann verglichen werden „Journal meiner Reiſe im Jahr 1769" in den „Erinnerungen" u. ſ. w. B. Ph. u. Geſch. 21. S. 182—191.

****) B. ſchön. Lit. u. K. 19. S. 154 u. S. 191 ff.

ſondert, das Sinnbild des fackelſenkenden Knaben mit den verwandten Darſtellungen des Schlafes, des Eros und Komos in Verbindung gebracht, und in der Deutung des mannichfaltigen plaſtiſchen Gräberſchmuckes der Alten bei offenem Sinne eine Mäßigung beobachtet, über welche der Reiz der Symbolik uns leicht hinausgerathen läßt. — *)

Noch weniger, und nur Unweſentliches, iſt auszumerzen an dem anderen archäologiſchen Aufſatze, der muſterhaft genannt werden kann. Hier verfolgt Herder mit einer gegen die häufige Breite der Archäologen vortheilhaft abſtechenden bündigen Kürze den Gebrauch der Nemeſis von Homer und Heſiod an durch Pindar und die Tragiker bis zur philoſophiſchen Beſtimmung bei Ariſtoteles. Er giebt dann die Ueberlieferung vom attiſchen Kunſtbilde der Nemeſis aus der Schule des Phidias, von den mythiſchen Vorſtellungen, die dort an dieſe Göttin — und den patriotiſchen und kunſtgeſchichtlichen Fabeln, die an ihre Statue geknüpft waren, in einer ſehr wohl verſtandenen Auslegung. Nachdem er noch von der ſmyrnäiſchen Nemeſis und ihrem Typus auf Münzen, von andern Kunſtdarſtellungen, die er theils anreiht, theils mit Grund bezweifelt oder beſeitigt, geredet und durch Epigramme und den Hymnus des Meſomedes die Vorſtellung vervollſtändigt hat, entwickelt er abſchließend ihren Begriff, unterſcheidet ihn von ſolchen verwandter Dämoninnen und zeigt ſeine oft verkannten Grenzen, ſeine Uebergänge und Anwendung mit Beleſenheit und treffendem Urtheil. Dann giebt er die Begründung der Form und Stufen dieſes Begriffs in der allgemein-menſchlichen Sittlichkeit und im Zuſammenhang der griechiſchen Moral mit weiteren Belegen. Der Schluß endlich zeichnet die wohlthätige Durchgängigkeit dieſes Begriffs durch die ganze griechiſche Bildung mit der praktiſchen Anwen-

*) Vergl. auch das Gedicht: „Der Tod. Ein Geſpräch an Leſſing's Grabe" unter den Paramythien.

dung aus, die wir davon, wie überhaupt von der ſittlichen Plaſtik der Griechen, machen ſollten. Denn „wir haben — ſtatt des menſchlichen Maßes, in welches die Nemeſis den Griechen wies — ſo gern das Unendliche im Sinn und glauben, daß die Vorſehung immer nur dazu mit uns beſchäftigt ſeyn müſſe, um uns aus unſern Grenzen zu rücken. Unſere Metaphyſik und Wortphiloſophie, unſer Jagen nach Kenntniſſen und Gefühlen, die über die menſchliche Natur hinaus ſind, kennt keine Schranken und ſo ſinken wir, nachdem wir uns in jungen Jahren vergeblich aufgezehrt haben, im Alter wie Aſche zuſammen, ohne Form des Geiſtes und Herzens, vielmehr alſo ohne ſchöne Form der Menſchheit, die wir doch wirklich erreichen könnten.“

Gleichwie alſo in ſeinen früheren Schriften Herder unſerer Dichtung und Literatur die griechiſche und unſerer Kunſt die antike nicht ſchlechthin als Muſter und Kanon der Nachahmung, ſondern als Mittel der Sinnesbildung und Anſchauungsläuterung vorgeſtellt wiſſen wollte, ſo zeigte er an dem vorſtehenden Beiſpiel, wie uns überhaupt die Antike in ihrer Idee gefaßt, ein Mittel ſittlicher Selbſtverſtändigung werden möge. In dieſem Sinne pries er in derſelben Abhandlung den reinen Muſenblick der Griechen für „das poco piu und poco meno der menſchlichen Geſelligkeit“, den „feinen Umriß in der Geſtalt und Kunſt des Lebens, der auch in ihrer Philoſophie, ihren kürzeſten Lehrſprüchen, ihren leichteſten Symbolen“ ſich bewähre. „Keine Nation hat ſie hierin erreicht, geſchweige übertroffen; ſo daß man es als einen wahren Verluſt für die Menſchheit anſehen müßte, wenn ihre Philoſophie und Symbolik, ihre Dichtkunſt und Sprache von der Erde vertrieben und inſonderheit von den Augen der Jugend verbannt würde. Ich ſehe nicht, womit ſie zu erſetzen wäre“ — eine engere praktiſche Erinnerung, die wir, wo nicht für unſer Geſchlecht, für jenes an der Zeit finden müſſen, dem Baſedow und andere Pädagogen mit rea-

listisch-philanthropinen Angriffen auf die Alten und ihren Gebrauch zur Jugendbildung zusetzten *).

Alles endlich, was Herder in den bisherigen Werken über die Bedeutung griechischer Kunst, über ihren Zusammenhang mit Glauben und Sitte, Landschaft und Staatsentwicklung gesagt und angedeutet hatte, faßte er in beredter Ausführung zusammen im dritten Theil seiner Ideen zur Geschichte der Menschheit, der, 1787 herausgegeben, Griechenlands äußere und innere Geschichte schilderte und mit Grund ihren Culturgang als den einfachsten und klarsten Ausdruck der Hauptgesetze menschlicher Geschichte darstellte.

15. Das Jahr 1788, ein für Herder in manchem Betracht glückliches, führte ihn um Sommers Ende nach Italien. Gleich zu Verona hatte er die Freude, in den Grabsteinen und Bildwerken der Maffeischen Sammlung Gestalten der von ihm übersetzten und bearbeiteten Epigramme, in Figuren des Fackelsenkers und Reliefbildern des Todtengedächtnisses die Gegenstände seiner archäologischen Betrachtung, wie alte Freunde zu begrüßen. In Rom, wo er vom 18. September bis zu Neujahr, und wieder vom 20. Februar bis 15. Mai 89 weilte, war ihm für Manches, was sein Behagen störte, oder seine gelehrten Absichten vereitelte, die Erinnerung des Alterthums und Anschauung antiker Kunst ein besonderer Trost. Noch zeugen davon die Briefe an seine Söhne mit den

*) Vergl. auch die 1781 von der Münchner Akademie gekrönte Preisschrift: „Ueber den Einfluß der schönen in die höheren Wissenschaften" B. schön. Lit. u. K. 16. S. 199; die Schulreden: „Von Schulübungen" 1781 B. Ph. u. Gesch. 10. S. 35 f. und „Vom Begriff der schönen Wissenschaften insonderheit für die Jugend" 1782. das. S. 45: „Vom ächten Begriff der schönen Wissenschaften und von ihrem Umfang unter den Schulstudien" 1788, das. S. 99; ferner „Briefe, das Studium der Theologie betreffend," geschrieben 1780 2. Ausg. 1785, Th. 4. Br. 41 B. Relig. u. Theol. 14. S. 184.

Schilderungen Tiburs und der Gegenstände der horazischen Muse, mit der Beschreibung eines Ganges durch den Vatikan und seine fackelbeleuchteten Götterbilder, mit der Umschau auf Roms Forum, die Ruinen umher und Gedächtnißhügel, und endlich der heiteren Musterung antiker Thierbilder des vatikanischen Saals *). Die Empfindung, mit welcher Herder die Gebilde alter Sculptur betrachtete, setzte sie ihm in Beziehung zu den Liebsten seiner Mitlebenden, so daß er unter Kaiser- und Götterbüsten das Angesicht seines Freundes Knebel, und zwischen Elektra und Ariadne die Züge seiner Gattin fand. Die Eindrücke, die einzelne Statuen und Gruppen in seiner Seele machten, geben Gedichte, wie das zarte „Amor und Psyche", das treffende Epigramm „die tragische Muse" und andere wieder, die theils in Rom selbst, theils aus der Erinnerung entstanden **). Diese Genüsse erhöhte die Begegnung mit den Kunstgelehrten Moriz, Meyer, Hirt und den Künstlern Rehberg, Trippel, der Herder's Büste machte, und Angelika Kaufmann, die sein Bild malte, seine innige Freundin ward, von ihm in ihrer ganzen Zartheit und Liebenswürdigkeit geschätzt wurde ***). Zwischen diesem Aufenthalt in Rom machte Herder in Begleitung der geistvollen Herzogin Amalie die Reise nach Neapel, dessen Klima und Zauberwelt ihn unter den angenehmsten, weichsten Gefühlen wiegte;

*) Erinnerungen a. d. Leb. J. G. v. H. Th. 2. S. 290 ff.

**) Gedichte I S. 216; II S. 30. 29. — „Musengespräch in der vatikanischen Rotonda" Adrastea St. 3 (B. Lit. u. K. 17. S. 15), vergl. Erinnerungen u. s. w. Th. 2. S. 296.

***) So pries er sie mit verwandtem Geiste in dem Gedichte: „Die Farbengebung," zu welchem er von einem ihrer Gemälde den Anlaß nahm (die Malerei, den Pinsel in der Iris Farben tauchend, zu Füßen Blumen und ein Chamäleon); Gedichte II S. 16. Auch über zwei Gemälde von Heinrich Meyer finden sich Gedichte von Herder I S. 53.

wo er denn auch die Küſten und Buſen virgiliſcher Erinnerung und die Kunſtwelt der verſchütteten Städte ſah. Endlich erquickte und bereicherte noch auf dem Rückwege beſonders Florenz ſeine Anſchauung.

Dieſe Eindrücke gleich nach der Reiſe in heiterer Sammlung aufzuzeichnen, war Herdern nicht vergönnt. Er fand Dinge zu überlegen, deren Entſcheidung ihm ſchwer ward, ſodann Mißſtimmungen zu überwinden, und war von Krankheiten in dieſem Winter und den zwei nächſten heimgeſucht. Dieſe Störungen, und eine mannichfaltige Vertheilung ſeiner Muße auf orientaliſche Gegenſtände, ältere deutſche Poeſie, Geſchichte der Mittelzeit, theologiſche Arbeiten, lyriſche Blumenleſen, ließen ihn erſt fünf Jahre nach der Reiſe ſeine Gedanken über Griechenbildung und Griechenkunſt wieder aufnehmen in den Briefen zur Beförderung der Humanität (1793—97). Die Richtung, in der er ſie hier anſah, knüpft ſich an die Moral ſeiner „Nemeſis.“ Denn nachdem er von einigen Dichtern und Schriftſtellern der Alten und von der Faſſung des griechiſchen Geiſtes überhaupt bemerkt hat, inwiefern darin Grundſätze edler Menſchlichkeit leuchten, betrachtet er gleichfalls die griechiſche Kunſt als eine Schule der Humanität.*)

Er geht aus von der vollkommenen Organiſation des Menſchen, in der die Natur der Erde ſich gipfelt und ihr Bewußtſeyn und ſelbſtthätiges Weſen findet. Der Menſch iſt ſo ganz Kunſt der Natur, daß er von Natur Künſtler und Kunſt der wahrſte Ausdruck der Menſchlichkeit iſt. Ihre reinen Gebilde ſind daher „ewige Charaktere“ der letzteren, die ſich zu einer „ſichtbaren Logik unſeres Geſchlechts in ſeinen vornehmſten Ge-

*) Ideen zur Geſch. u. Kritik der Poeſie und bildenden Künſte, 1794. 1796, aus den Briefen zur Beförd. der Humanität, der 3. Sammlung St. 16 ff. B. Lit. u. K. 15. S. 158—220.

ſtalten nach Alter, Sinnesarten, Neigungen und Trieben" verbinden. So hat die Kunſt der Griechen, die Gedanken ihrer Dichter und Weiſen zu Tag ſtellend, anſchauliche Kategorieen der Menſchheit gegründet.

Aus dieſem „hellen Zodiakus der ſichtbar gewordenen bedeutenden Menſchheit" hebt Herder zuerſt das griechiſche Ideal des Kindes hervor, welches er weniger in der vereinzelten Darſtellung des an Juno's Bruſt gelegten Herkules *), als in all den mit Früchten, Vögeln und ſolchem leichten Naturreiz in Spielen begriffenen plaſtiſchen Kindergeſtalten der alten Kunſt findet. Dieſe Auffaſſung der Kindheit in ihrem wahren Sinn und Leben ſteigert ſich von ſelbſt zu der des Eros, wie ja alle Kinder Darſtellungen eines Moments der Liebe ſind, in dem ſie ihr Weſen empfingen. Und ſo gehen die Bilder kindlichen Vergnügens und Muthwillens über in ſolche der Tändeleien und Neckereien der Liebe, die ſich wieder zur Fabel von Amor und Pſyche ſteigern. Indem ihre Vorſtellungen in der Kunſt ſich verhältnißmäßig beſchränkten, untergeordneten Räumen, kleinen Geſchenken und Amuleten einzuſchmiegen pflegen, erſcheinen ſie hier ebenſo, wie im großen Leben der Menſchheit die Begegnungen der Liebe, als heimliches Glück oder anmuthige Epiſode, zarte Einſchleichung, verſchwiegene Botſchaft. In ſeiner vollen Bedeutung aber iſt Amor kein Kind, ſondern ein ſchöner Genius und führt ſo hinüber auf das Ideal der Jünglingſchaft, dieſe Kunſtgeſtalten, die den Dichterpreis griechiſcher Jünglinge rechtfertigen, dieſe unbefleckten „Blüthen der Menſchheit", einfältig, in ſich gekehrt, zufrieden im leiſeſten Selbſtgenuß, als ob keine Welt um ſie wäre, da ihnen das Leben ſelbſt nur wie ein Traum der Morgenröthe vorſchwebet. Sie haben ihr Gegenbild an Nymphen, Grazien,

*) Vergl. Goethe im Aufſatze „Myrons Kuh," Werke in 12. Bd. 39 S. 287 f.

Horen, Erſcheinungen jungfräulicher Jugendſchönheit, die in den heiligen Muſen, ihrer Hoheit, ihrem Anſtande den bedeutſamen Ernſt reiner Weſen, in den Grazien-Reigen bald den fröhlichen Leichtſinn, bald die Schüchternheit und Spröde, und den noch ungebändigten Stolz weiblicher Jugend entfalten. Auch die zuſammengefaßte Herrlichkeit ſchöner Familienblüthe, zugleich mit dem tragiſchen Schickſal, das über Familien ſchwebt oder ſie ergreift, hat die griechiſche Kunſt in der Niobe mit ihren Kindern in einem heiligen Style ausgeſprochen. Dazu gehören die Gruppen der Geſchwiſter-, Gatten-, Freundes-Liebe, wie Admet und Alceſte, Elektra und Oreſt, Oreſt und Pylades, da ſie im beſondern Bilde den weſentlichen Ausdruck des menſchlich ſchönen Verhältniſſes geben. Durch ihre Reinheit erheben dieſe Formen der Menſchheit ſich zu heroiſchen Typen, die ſich nach Unterſchieden darſtellen in einem Achill, Ulyſſ, Ajas u. a., von welchen indeſſen ſelbſt die Bildniſſe der Dichter, Dichterinnen, Weiſen, wegen Ausbildung der rein bedeutenden Züge, meiſt nur gradweiſe verſchieden ſind. In den Heroen engeren Sinns verkörpern ſich die Hauptbegriffe ſelbſtändiger Menſchheit, im Herkules unbezwingbare Stärke in geſchloſſener Derbheit *), in Laokoon edles Martyrthum, kraftfrohe Heldenſchönheit in den Dioskuren und Amazonen; Begriffe, deren engere Abſtufungen die griechiſche Kunſt mit Ueberwindung der Materie, Läuterung der Charaktere, Abwägung des Ausdrucks durch alle Spielarten von Form und Motiv entwickelt hat.

16. Ihre Gottheit ſelbſt, fährt Herder fort, hat die Kunſt der Griechen humaniſirt und ſo in Götterformen die Menſchheit deificirt. So iſt eine Verewigung ſchöner Jugend-

*) Vergl. Goethe, „Philoſtrat's Gemälde" IV. (Herkules), „Betrachtung," Werke in 12. Bd. 39 S. 58.

fröhlichkeit die Geſtalt des Erretters Dionyſos, des ſüßen Beglückers der Götter und Menſchen, dem die gerettete, dankvolle, beſeeligte Ariadne ſich geſellt; ſo iſt das höchſte Symbol aller Heldenjugend der kühne, raſche, ſieghafte, muſenthätige Apoll, dem die keuſchjungfräuliche, munterthätige Jägerin verſchwiſtert iſt, Diana-Luna, die ſelbſt ihre Liebe zu Endymion im verſchwiegenen Blick innehält. So ſteht an der Pforte des Olymps, als Inbegriff ſchlauer Beredſamkeit und jugendlich behender Betriebſamkeit, der Seelengeleiter und Götterbote Merkur. Die himmliſche Aphrodite iſt Ideal des weiblichen Liebreizes, den nichts als die Schaam, die ſeine Schönheit vollendet, einhüllt; während neben ihr die verſchleierte Veſta die Heiligkeit Herd- und Tugendhütender Jungfrau-Matronen darſtellt. Alle ſind ſie „Menſchenclaſſen nach Natureigenſchaften" in ſcharf und groß unterſchiedenen Formen, Muſter „ſittlicher Compoſition", erſchöpfender Auffaſſung und begriffstreuer Abgrenzung. In ſolcher Abwägung des Charakters wußten die Griechen die an ſich zu unbeſtimmte Vorſtellung des Kriegers als ſolchen, des Mars, durch Ruhe, durch Amor und Venus zu mildern, die des werkthätigen Vulkan begriffsmäßig zu beſchränken und zu beſchäftigen, woneben der Menſchenbildner Prometheus, der Minerva geſellt, höheren Adel erhielt. Als Hausmutter der ganzen Erde erſchien Demeter, die, wenn ſie die verlorene Tochter ſucht, das tiefſte Leid der Menſchheit, wie die traurig thronende Tochter Proſerpina ihre mildeſte Wehmuth vorſtellt. Aber die volle Macht des Verſtandes zugleich und Muthes iſt der ſichtbar gewordene Schreckgedanke des Jupiter, Pallas, die bewaffnete Jungfrau, Städtebeſchützerin und Vorſteherin des Hausfleißes, zuletzt aller Weisheit Göttin. Stolze Größe und Majeſtät wohnt in der Himmelskönigin Juno; das Urbild mächtiger Güte und gnädiger Weisheit iſt der Göttervater, welches in niedrigeren Reichen Neptun in der Unruhe des Meeres, Pluto in der Düſterkeit des Tod-

tengrundes wiederholen. Dieſe Götterwelt kann dem Mythologen ein geſchichtliches, dem Ausleger ein antiquariſches, dem Kunſtfreund ein kritiſches Studium bleiben, der Freund der Menſchheit aber darf und wird ſich vor Allem an ihre reine Idee und unvergängliche Bedeutung halten.

Nicht nur jene erhabenen Typen griechiſcher Plaſtik, auch ihre Satyrn und Bacchen, ihre Pane, Silene, Centauren ſind Denkmale humaner Weisheit. Ein unedler, darum doch nicht ſo ganz verwerflicher Theil unſeres Weſens, aufgeweckt und ſcherzhaft, luſtig und lüſtern, begeht mit roh unſchuldiger Ausgelaſſenheit und Neugier jugendliche und ländliche Spiele, hier Trauben koſtend mit unendlichem Appetit, dort Nymphen belauſchend und haſchend, da Flöte blaſend mit kindiſcher Freude oder in argloſem Taumel hüpfend. Auch dieſen ihren Anfang und Austritt ſoll der Menſchlichkeit die Kunſt vorhalten, nur daß ſie zugleich dieſe Stufe ſondernd charakteriſire. Mit der Auszeichnung durch ſprießende Hörnchen, Spitzohren, Schweifchen, die ſie dem Ausdruck des lüſternen Blicks und der gaukelnden Fröhlichkeit geſellte, rückte in der Darſtellung der Satyrn die Griechenkunſt dieſen Spielkreis der Menſchlichkeit, wohin er gehört, an die Grenze der Thierheit und ließ mit den üppigen Scherzen, die ſie nur dieſen Bildungen einräumte, die reine Menſchheit unentweiht. Deßgleichen waren in maskenhaften Silenen und Centauren die derben und wilden Züge menſchlicher Natur beſſer beherbergt und abgeſchloſſen, als wenn bei uns Hogarthſche Karrikaturen das Menſchenbild ſelbſt entadeln und verzerren. Und wie ſchön verſinnlicht ein Centaur Chiron, der den Achill unterweiſt, die aus kraftvoller, gemäßigter Wildheit erzogene Cultur und Muſenkunſt des Menſchengeſchlechts *). Bei uns laufen Me-

*) Vergl. Goethe, „Wilhelm Tiſchbein's Idyllen" VIII, Werke in 12. Bd. 39 S. 197 ff.

duſen und Sirenen, Scylla und Charybdis, Titanen und Cyklopen durch alle Formen und Gebiete; die Griechen hatten ſie an ihre Plätze geordnet und gebunden.

Haben nun aber die Griechen mit ihrer plaſtiſchen Entfaltung der Menſchlichkeit uns Alles verweggenommen?

Noch iſt Raum zwiſchen dieſen Sonnenſyſtemen zu neuen Syſtemen. Bei den Alten ſelbſt theilte die Reinheit vollendeter Ideen nachbarlichen Begriffen Klarheit mit; wie mit einer leiſen Aenderung die beſcheidene Aphrodite zur bedeutenden Nemeſis, Nymphen zu Ortsgenien, Typen von Gottheiten zu Sinnbildern von Tugenden wurden. Und ohne Hilfe griechiſcher Muſen hat die chriſtliche Kunſt aus Andacht und Liebe die Morgenſterne des neuen Weltalters emporgehoben. Die Gebenedeite des engliſchen Grußes, die Magd des Herrn, wie ſie in ihrer Demuth ſich nannte, ward zum Bilde der ſeeligen Mutter und heiligen Jungfrau, deſſen menſchliche Tiefe ſich zu den anmuthigſten Vorſtellungen keuſcher Reinheit, mütterlicher Liebe, demuthsvoller Hoheit, chriſtlicher Unbefangenheit entfaltete. Im Bilde des Gottmenſchen war es ſchon dem Begriffe nach die Menſchheit, die ihre höchſte Verklärung finden ſollte. Schwieriger waren der Kunſt übermenſchliche Glaubensbilder, wie der ewige Vater oder der gefallene Engel. Aber für den eigentlichen Kreis menſchlicher Geſtalten und Compoſitionen fanden die größten chriſtlichen Maler eingeſtandenermaßen Erweckung und Förderung an der Kunſt der Alten; und noch iſt ihr Saame nicht ausgeſtorben.

Auch das — hofft Herder in der Zeit der Zöpfe und Steifröcke — kann die Anſchauung griechiſcher Kunſt bewirken, daß wir unſerer unmenſchlichen Kleidungsart, einer Erfindung der Penia, vollendet von einer Megära des Luxus, uns endlich ſchämen und entſchlagen, an die Stelle des ſteifen Anſtandes und Auftrittes unſerer Geſellſchaft die ruhige Gehabung einer nüchternen Innigkeit ſetzen und jenes Gefühl für ſitt-

liche Grazie uns aneignen, das ſo oft aus griechiſchen Gruppen in hoher Reinheit ſpricht. Herder preiſt daſſelbe auch an Rafael's Gemälden, an Mengs' Jupiter und Ganymed, und in den zarten Kompoſitionen ſeiner Freundin Angelika. Er verbreitet ſich hierauf über den Begriff der Schönheit als der Form des Wahren und Guten, den griechiſchen Begriff der Tugend als des ſittlich Schönen. Dann weiſt er von den vorhin durchgegangenen Kunſtidealen die entſprechenden Darſtellungen in Epigrammen der Griechen, lyriſchen und dramatiſchen Gedichten auf und bemerkt, wie ſehr mit den Götter- und Heroenbildern der Plaſtik im Einklange die That- und Tugend-ſchildernden Hymnen auf Helden und Götter eine „Virtuoſität" athmen, die geiſtermunternd wirken müſſe.

17. Dieſer Aufſatz errinnert an die verwandte und verſchiedene Auffaſſung der Antike von Schiller und Goethe. Schiller hatte ſchon vorher in dem gedankenreichen Gedichte „Die Künſtler" (1789) als den eigenſten Charakter des Menſchen die Kunſt, ihre Spiele und Räthſel als die Knospen ſeiner Tugend und Weisheit, ihr Wirken als die Entſtehung ſeiner geiſtigen Welt, ſeiner Freiheit geſchildert und in dieſem Zuſammenhang die Kunſtgeſtalten der griechiſchen Götter und Heroen als Ideale der Menſchheit ſelbſt vorgeſtellt. Auch er gedachte der Anknüpfung humaner Bildung der Modernen an die wiedererweckten griechiſchen Denkmale, bezeichnete den Uebergang des Schönen in Wahrheit und Sittlichkeit und foderte vom Dichter und Künſtler, die Würde der Menſchheit, die in ihre Hand gegeben, zu bewahren. In die Zeit jenes Herderſchen Aufſatzes, oder dicht darum, fallen die meiſten der Gedichte, in welchen Schiller den rein menſchlichen Sinn griechiſcher Fabeln verklärte, in dieſelben Jahre die bedeutendſten ſeiner äſthetiſchen Abhandlungen, die im Einzelnen und in Grundzügen die totale Menſchlichkeit griechiſcher Formen freier Betrachtung zueigneten; zumal jene „über die äſthetiſche Er-

ten, die ſeine früheren Schriften enthielten, keine neuen hinzufügte.

18. In den drei letzten Lebensjahren Herder's (1800—1803) nahm ſein kränkliches Befinden in ernſtlicher, ſeine Thätigkeit drückender Weiſe zu. Und doch vermochte er, außer der Uebertragung des Cid, dieſem ſchönen Geſchenk ſeines Abends an die deutſche Nation, ſich in eine Fluth von Büchern zu ſtürzen, um in ſeiner Adraſtea Beurtheilungen der Hauptereigniſſe und Charaktere, Literaturbeſtrebungen und Culturphaſen des achtzehnten Jahrhunderts zu geben. Noch unter dieſe flocht er Rückblicke auf Poeſie und Kunſt der Alten — über Homer, Pindar, Horaz — „über Bilder und Allegorieen,“ *) über „Herkulanum,“ Winkelmann's Kunſtgeſchichte und Charakter, **) auch das poetiſche Fragment „Pygmalion,“ ***) worin er ſeine antiken Kunſtideale in unmittelbare Berührung mit chriſtlichen ſetzte. Bei dem Blick auf den Zuſtand der ſchönen Künſte, den in Frankreich Ludwig XIV. hinterließ, auf das ſchnelle Sinken der einſt ſo lebhaften Bewunderung eines le Brun, le Moine, Puget, Girardon, gedenkt Herder des traurigen Loſes der Künſte, wo ſie an dem Willen, der Luſt und vollends dem gebietenden Geſchmack eines Einzelnen hängen, und ſetzt der beſchränkten Decenz, die ſie dann, wie dort in Frankreich, erreichen mögen, die allgemeine Begründung und hohe Reinheit des griechiſchen Genius entgegen. ****) In der Beilage dazu ſtellt er ſich noch einmal die ſchon in der „Plaſtik“ erhobene Frage, ob es „feſte Formen des Schönen gebe, die allen Völkern und Zeiten gemein ſind,“ und nähert ſich mehr als dort der Entſchei-

*) Adraſtea 3. St. B. ſch. Lit. u. K. 17. S. 134 f. 156.

**) Adraſtea 11. St. B. ſch. Lit. u. K. 19. S. 138 ff.

***) Adraſtea 4. u. 9. St. B. ſch. Lit. u. K. 19. S. 1 ff.

****) Adraſtea 1, 7. B. Phil. u. Geſch. 11. S. 67 ff.

dung, daß wenigſtens die organiſchen und geiſtigen Geſetze der Kunſt allgemein und unverrückbar ſeyen. *) In der Schilderung von Englands geiſtigen Zuſtänden verweilt er bei Shaftesbury's Bildung aus den Alten und ſeinem darauf geſtützten Verſuche, das Gute auf das Schöne zurückzuführen. **) Nach Sachſens Anſprüchen auf Polen gedenkt er der Kunſtſammlungen Dresdens und ſtellt dieſe Verſetzung italiſcher Kunſtreichthümer, im Gegenſatze mit andern bedauernswerthen Entführungen, als natürlich begründet in dem alten und dauernden geſchichtlichen und geiſtigen Verkehre Deutſchlands mit Italien, und durch edle Früchte, wie ſie dieſelben in Winckelmann und Mengs erweckt, gerechtfertigt dar. ***) An die Charakteriſtik Peter's des Großen ſchließt er eine Kritik ſeiner Equeſterſtatue von Falconet und bemerkt den Abſtand zwiſchen den Anſprüchen des Künſtlers und der Natur ſolcher Kunſtaufgabe. ****) Und als er zu Preußens Bernſteinlande kommt, ſetzt er die poetiſche Fabel der Griechen von den Elektronthränen der Phaethonſchweſtern und den göttergeliebten Hyperboreern am Goldſtrome in anmuthige Verbindung mit dem milden Charakter des am Oſtſeeſtrand einheimiſchen Volkes und ſeinen idylliſchen, melodiſchen Liedern. †)

Noch mit ſeiner letzten Dichtung, dem Prolog und Epilog zu „Admetus Haus" (Auguſt 1803) ſchloß Herder ſeine Empfindungen an griechiſche Ideale an, wie früher andere Lieblingsgedanken an ſo manche Geſtalten der Griechen-Muſe. ††)

---

*) Adraſtea 1, 7. B. Phil. u. Geſch. 11. S. 74 ff.

**) Daſ. S. 155 ff.

***) Daſ. S. 301 ff.

****) Daſ. S. 325 ff.

†) Daſ. S. 342 ff.

††) Erinnerungen u. ſ. w. 3. S. 230. B. ſch. L. u. K. 6. S. 95 ff. S. am letztern Ort auch „Ariadne-Libera," „der entfeſſelte Prometheus," „Philoktetes," dramatiſirte Seitenſtücke zur mythologiſch-

Als geiſtvoller Kenner und zart fühlender Freund der alten claſſiſchen Literatur, welche ſeit ihrer Wiedererweckung die den Menſchen bildenden Wiſſenſchaften vorzüglich unterſtützt hat, kann wohl Herder mit Recht Humaniſt genannt werden. Da aber die griechiſchen und römiſchen Schriften und Kunſtwerke von ihm hauptſächlich als Denkmäler der Humanität geliebt, gepflegt und empfohlen wurden: ſo mußte unſere, wenn auch kurze, Hinweiſung auf ſeine Verdienſte um die humaniſtiſchen Studien, d. h. um würdigſte Benutzung der griechiſchen und römiſchen Literatur von ſeinen ſinnreichen Aeußerungen über Humanität ausgehen. Hierbei ſchien unſere Abſicht, eine kleine Gabe zu dem den Manen des verewigten Herder, auch als verdienſtvollen Aufſehers des Gymnaſiums zu Weimar, gewidmeten Album darzubieten, am geeignetſten erreicht zu werden, wenn ſeine Anſichten ſo viel möglich mit ſeinen Worten angeführet würden, damit dieſe kleine Blumenleſe aus ſeinen jenem ernſten und ſchönen Zwecke dienenden Schriften zugleich einen nicht werthloſen Beitrag zur Charakteriſtik dieſes würdigen Mannes enthalten möchten. Dieſe Schriften finden ſich hauptſächlich theils in dem 10., 11. und 12. Bande der zur Philoſophie und Geſchichte gehörenden Abtheilung ſeiner ſämmtlichen Werke nach der Tübinger Ausgabe, theils in mehreren die ſchöne Literatur und Kunſt betreffenden Bänden.

„Humanität (ſagt Herder z. Philoſ. u. Geſch. 11. S. 4.) iſt der Charakter unſers Geſchlechts; er iſt uns aber nur in Anlagen angeboren, und muß uns eigentlich angebildet werden. Wir bringen ihn nicht fertig auf die Welt mit; auf der Welt aber ſoll er das Ziel unſres Beſtrebens, die Summe unſrer Uebungen, unſer Werth ſeyn.“ — „Das Göttliche in unſerm Geſchlecht iſt alſo Bildung zur Humanität; alle großen und guten Menſchen, Geſetzgeber, Erfinder, Philoſophen, Dichter, Künſtler, jeder edle Menſch in ſeinem Stande, bei der Erziehung ſeiner Kinder, bei der Beobachtung ſeiner Pflichten, durch Beiſpiel, Werk, Inſtitut und Lehre hat dazu mitgeholfen. Humanität iſt der Schatz und die Ausbeute aller menſchlichen Bemühungen, gleichſam die Kunſt unſres Geſchlechtes. Die Bildung zu ihr iſt ein Werk, das unabläſſig fortgeſetzt werden muß; oder wir ſinken, höhere und niedere Stände, zur rohen Thierheit, zur Brutalität zurück.“ Geleitet von dem Grundſatz (z. ſch. Lit. u. K. 7, 418): „allenthalben das Gute zu erkennen, das nur im großen Gange der Zeiten und Völker fortſchreitend bewirkt werden konnte,“ befolgte er die Methode „jede Blume an ihrem Ort zu laſſen und dort, ganz wie ſie iſt, nach Zeiten und Art, von der Wurzel bis zur Krone zu betrachten.“ In dieſem Gange fehlte, erkannte und deutete er in den durch Schrift oder That verewigten Denkmälern der Weiſeſten, die irgendwo und irgendwann gelebt, das edel Menſchliche heraus, betrachtet im Lichte der Poeſie, Philoſophie und Geſchichte. (Z. Philoſ. u. Geſch. 10, 397.) „Poeſie erhebt den Menſchen durch eine angenehme, ſinnliche Gegenwart der Dinge über alle jene Trennungen und Einſeitigkeiten,“ d. h. wie Herder ſich kurz vorher ausdrückt, über jedes Vorurtheil von Staatsverfaſſung, angeborner Religion, Rang und Ständen. „Philoſophie giebt ihm feſte, bleibende Grundſätze darüber und wenn es ihm nöthig iſt, wird ihm die Geſchichte nähere Data

men nicht verſagen.“ Ebendaſ. 11, 324. „Die Tendenz der Menſchennatur faſſet ein Univerſum in ſich, deſſen Aufſchrift iſt: „Keiner für ſich allein, jeder für Alle; ſo ſeyd ihr alle euch einander werth und glücklich. Eine unendliche Verſchiedenheit, zu einer Einheit ſtrebend, die in allen liegt, die alle fordert. Sie heißt Verſtand, Billigkeit, Güte, Gefühl der Menſchheit.“ — „Das Chriſtenthum gebietet die reinſte Humanität auf dem reinſten Wege. Menſchlich und für jedermann faßlich; demüthig, nicht ſtolz-autonomiſch; ſelbſt nicht als Geſetz, ſondern als Evangelium zur Glückſeligkeit Aller gebietet und giebt es verzeihende Duldung, eine das Böſe mit Gutem überwindende thätige Liebe.“

Hinblickend auf das griechiſche Alterthum findet Herder die Humanität in der Form des Wahren und Guten, in der Schönheit. „Je reiner ſie erſcheint, je lebendiger in ihr Erkenntniß und Güte ausgedrückt ſind, deſto mehr behauptet ſie ihren Namen und übt ihre Kraft auf menſchliche Gemüther und Organe.“ (Z. ſch. Lit. u. K. 7, 215.) — „Die Griechen haben ihren höchſten Grundſatz der Sprache nach ſchön ausgebildet. So verſchieden ihre Philoſophen ſich ausdrückten: ſo war ihnen allen Tugend das höchſte Geziemende der Menſchheit in Geſinnungen, Handlungen und der ganzen Lebensweiſe, kurz das ſittlich-Schöne.“ — „Und mich dünkt, dies höchſte Anſtändige der Menſchheit (honestum) enthalte ſowohl die ſchärfſte Beſtimmung als den innigſten Reiz der Tugend.“ — Z. Philoſ. u. Geſch. 12, 81. „Die Griechen nannten das, was wir ſchöne Wiſſenſchaften heißen, Künſte der Muſen, und verbanden damit den Begriff, den die Römer nachher durch das Wort literae humaniores oder studia humanitatis, wie mich dünkt, ſehr glücklich ausdrückten. Sie verſtanden dadurch Alles, was den Menſchen zum Menſchen macht, was die Gabe der Sprache, der Vernunft, der Geſelligkeit, der Theilnehmung an andern, der Wirkung auf

andere zum Nutzen der geſammten Menſchheit, kurz alles, was uns über das Thier erhebt, und die ſeyn lehrt, die wir ſeyn ſollen, ausbildet und befördert." — Und z. ſch. Lit. u. K. 7, 71. „Von Homer bis auf Plutarch und Longin iſt ihren beſten Schriften bei einer großen Beſtimmtheit der Begriffe eine ſo reizende Cultur der Seele eingepräget, daß, wie ſich an ihnen die Römer bildeten, ſie auch uns kaum ungebildet laſſen mögen." — „Jetzt bemerke ich nur, daß, wenn in ſpätern Zeiten bei irgend einem Schriftſteller, er ſey Geſchäftsmann, Arzt, Theolog oder Rechtslehrer, eine feinere, ich möchte ſagen, claſſiſche Bildung ſich äußerte, dieſe meiſtens auch auf claſſiſchem Boden, in der Schule der Griechen und Römer erworben, der Sprößling ihres Geiſtes geweſen." — Ebendaſ. S. 73. „So lange ſie uns nicht geraubt ſind, wird wahre Humanität nie von der Erde vertilgt werden. Immer wird mir wohl, wenn ich auch in unſern Zeiten einen reinen Nachklang der Weisheit griechiſcher und römiſcher Muſen höre. Eine Ausgabe, eine Ueberſetzung, eine wahre Erläuterung dieſes oder jenes Dichters, Philoſophen und Geſchichtſchreibers halte ich für ein Bruchſtück des großen Gebäudes der Bildung unſres Geſchlechts für unſere und die zukünftigen Zeiten. Eine verſtändige Stimme, die über unſre jetzige Weltlage aus alter Erfahrung ſpricht, iſt mir mehr, als ob ein Barde weiſſagte."

In der geiſtreichen Schrift über die Sprache ſagt er (z. ſch. Lit. u. K. 1, 8.): „Nicht als Werkzeug der Literatur allein muß man die Sprache anſehen, ſondern auch als Behältniß und Inbegriff; ja gar als eine Form, nach welcher ſich die Wiſſenſchaften geſtalten; — und nutzt man dieſe drei Geſichtspunkte recht, ſo wird uns ein philoſophiſches Sprachenſtudium gleichſam ein Vorhof ſcheinen, ſich dem Tempel der Literatur zu nähern." Und ebendaſ. S. 146 u. ff. verweilt er mit Liebe bei dem Jünglingsalter der griechiſchen Sprache,

dann bei ihrem männlichen Alter, ſo wie in dem Aufſatze: „Von der griechiſchen Literatur in Deutſchland.“ (Z. ſch. Lit. u. K. 2, 57 f.) — und in der Abhandlung: „Wiederauflebung der Alten.“ (Z. ſch. Lit. 7, 342.): „Wer im Homer und Pindar, im Herodot, Plato, Cicero, Livius und Horaz dieſe Schicklichkeit und Congruenz der Theile zur Eurythmie des Ganzen weder zu finden, noch anſchaulich zu machen weiß, der iſt des Geiſtes, in dem ſie arbeiteten und dachten, nicht inne geworden. — Einfalt und Würde, Bedeutſamkeit und Wohlordnung haben wir von den Alten zu lernen, um unſerer Denkart und Sprache im Kleinſten und Größeſten eine ſolche Geſtalt zu geben.“ Ueber die unwürdige Behandlung der würdigſten Schriften ſpricht er nicht ohne Ironie ebendaſ. S. 338: „Die Worte des Autors werden uns werther, wenn wir uns über die Waſſer der Sündfluth, die unten den Text überſchwemmet hat, zum Gipfel emporheben und da den friedlichen Oelzweig finden.“ — „Da der Geiſt, den wir aus den Schriften der Alten ziehen ſollen, geſunder Verſtand und ein geſundes Herz, die wahre Philoſophie und Richtung des Lebens, bona mens und Humanität iſt: ſo iſt die Einführung dieſer Gottheiten für uns und unſre Nachkommen ein Werk von fortdauerder, wachſender Wirkung. Zuerſt mußten dieſe Schriften gefunden, vervielfältigt, erklärt, erläutert, von Fehlern gereinigt, verſtanden werden, ehe ihr beſſerer, ihr weiſerer Gebrauch in jeder Anwendung ein Hauptzweck werden konnte. Hie und da iſt er es ſchon geworden; er wird's noch mehr werden. Die Zeit der Solipsorum geht zu Ende; zu Einem gemeinen Beſten arbeiten wir Alle.“ — „Aber wie Jemand iſt, ſo thut er; wie wir ſelbſt denken, ſo nutzen wir die Alten.“ — Ebendaſ. S. 340 f., wo er auf die Frage kommt: „wie wir, inſonderheit mit unſerer Jugend, die Alten leſen?“ „„Das Salz der Gelehrſamkeit, ſagt Ihr Apokryphus, iſt ein

gut Ding; wenn aber das Salz dumm wird, womit ſoll man ſalzen?““ — „Bloße Gelehrſamkeit zerſtreuet und ermüdet; alles macht ſie zu nacktem, vielleicht unnöthigem Wiſſen von Worten, Stellen und Gebräuchen; ſie wirft die Seele hin und her. Das Gemüth der Jugend will geſammelt, will auf den Kern gerichtet, will für's Leben gebildet und geſtärkt ſeyn. Ich begreife ſelbſt, was für eine ſchwere Aufgabe es iſt, ſo viele, ſo mannichfaltige Schriftſteller der Griechen und Römer, Dichter, Redner, Geſchichtſchreiber und Philoſophen mit unſrer Jugend nutzbar zu leſen; der Grundſatz indeſſen, nach welchem ſie geleſen werden müſſen, iſt außer Zweifel. Es iſt der Sinn der Alten ſelbſt, das Gefühl vom Wahren, Guten und Schönen, dieſe alle zu Einem Syſtem verbunden, in Eine Geſtalt geordnet. Man nenne dieſe Geſtalt das Anſtändige, das ſich Geziemende, honestum, decorum, καλὸν, πρέπον oder wie man wolle; ſie iſt ein unterſcheidender Zug der Compoſition und Denkart der Alten in ihren beſten Schriftſtellern und würdigſten Männern, auf welchen das Auge der Jugend ſich vorzüglich heften müßte.“ — Ebendaſ. S. 343: „Dies Gefühl moraliſcher Schicklichkeit, Würde und Grazie durch Leſung der Alten in uns zu wecken und zu erhalten, iſt um ſo nöthiger, da in der gegenwärtigen Welt eine Convenienz in niederträchtigen, frechen Meinungen, die für Grundſätze gelten und im offenen Gebrauch ſind, daſſelbe ganz zu erſticken drohen.“ — Und im Sophron oder z. Philoſ. u. Geſch. 12, 84., nachdem er „dieſe Altväter der menſchlichen Geiſtesbildung als ewige Meiſter des richtigen, guten und geübten Geſchmacks und der ſchönſten Fertigkeit im Gebrauch der Sprache“ dargeſtellt: „So wie der Künſtler, wenn er ſich den Apollo und Antinous, die Töchter der Niobe und den Laokoon ſchwerlich zu erreichen getrauet, dennoch mit unverrücktem Fleiß dieſe Meiſterwerke der alten Kunſt nachzeichnet, nachformet und ſtudiret, weil er an ihnen die höchſten Regeln der Kunſt mahr-

nimmt: ſo ſollen auch wir die Muſter der alten Denkart, und an ihnen ihre Einfalt und Würde, ihre beſtimmte Genauigkeit und Wahrheit, ihren Wohlklang, ihre ſchöne Ründe und Harmonie, ihre Kürze mit ihrem Reichthum zum Vorbilde unſrer Gedankenweiſe und unſres Vortrages, inſonderheit in frühen Jahren unabläſſig ſtudiren.“ Von einem durch das ernſte Studium der alten griechiſchen und römiſchen Muſter Gebildeten ſagt er ebendaſ. S. 83: „Der Sinn der Humanität, d. i. der ächten Menſchenvernunft, des wahren Menſchenverſtandes, der reinen menſchlichen Empfindung iſt ihm aufgeſchloſſen, und ſo lernt er Richtigkeit und Wahrheit, Genauigkeit und innere Güte über alles ſchätzen und lieben: er ſucht nach dieſen Grazien der menſchlichen Denkart und Lebensweiſe allenthalben; und freuet ſich über ſie, wo er ſie finde: er wird ſie in ſeinen Umgang, in ſeine Geſchäfte, von welcher Art dieſe auch ſeyn mögen, einzuführen ſuchen und ihre Tugenden auch in ſeinen Sitten ausdrücken lernen: kurz, er wird ein gebildeter Menſch ſeyn, und ſich als einen ſolchen im kleinſten und größeſten zeigen.“ — Ebendaſ. S. 89: „Da nun der Menſch für alle Geſchäfte des Lebens nichts beſſeres lernen kann, als Aufmerkſamkeit, zu ſehen: was da iſt, woraus es entſpringt und was auf ihn folgt: ſo muß billig, wie Pythagoras an ſeinen Lehrſaal ſchrieb: „„Niemand komme ohne Geometrie herein!““ an die Thür der obern Claſſen eines Gymnasii geſchrieben werden: Niemand gehe ohne Geometrie heraus; und ſo wären denn, wenn wir alles zuſammen nehmen, Sprachen, Schreibart und Vortrag, Geſchichte, Philoſophie und Mathematik, die ſchönen Wiſſenſchaften, die die Jugend bilden, alſo im edeln Sinn der Alten die humaniora. Sie geben unſerm Verſtande Richtigkeit und Gewißheit, unſern Sitten Grundſätze, unſerm Gedächtniß einen nützlichen Vorrath von Kenntniſſen und Erfahrungen; unſrer Einbildungskraft verſchaffen ſie einen edlen Flug über den trägen Gang

des gemeinen Lebens, und geben zugleich unſrer Sprache Sicherheit und Anſtand, eine gefällige Harmonie und Geſchicklichkeit, über jeden Gegenſtand, über jedes Geſchäft des Lebens zu ſagen und zu ſchreiben, was für ihn gehöret.“ —

„Auch die griechiſche Kunſt (z. ſch. Lit. u. Kunſt 7, 162.) iſt eine Schule der Humanität; unglücklich iſt, wer ſie anders betrachtet.“ — „Denn da die Natur des Menſchen gleichſam die höchſte Kunſt der großen Natur iſt, die in ihm nach der höchſten Wirkung ſtrebt: ſo mußte dieſe ſich in der Menſchheit offenbaren. Der Bildner unſrer Gedanken, unſrer Sitten, unſrer Verfaſſung iſt ein Künſtler, ſollte alſo, da Kunſt der Inbegriff und Zweck unſrer Natur iſt, die Kunſt, die ſich mit dem Gebilde des Menſchen und allen ihm einwohnenden Kräften darſtellend beſchäftigt, für die Menſchheit von keinem Werthe ſeyn? Von einem ſehr hohen Werthe. Sie hat nicht nur Gedanken, ſondern Gedankenformen, ewige Charaktere ſichtbar gemacht, die mit ſolcher Energie weder Sprache, noch Muſik, noch irgend eine andere Bemühung der Menſchen unterdrücken konnte. Dieſe Formen ordnete, reinigte ſie und ſtellte ſie ſelbſt in deutlichen ewigen Begriffen dem Auge jedes Sehenden für alle Zeiten dar, in welchen ſich Menſchheit in dieſen Formen genießt und fühlet, in welcher Menſchheit nach dieſen Formen wirket.“

Ebendaſ. S. 201: „Die Griechen erfanden und vollendeten Ideale; ſie ſchufen Claſſen der Menſchheit und trennten ab, was nicht zu ihr gehöret. — Jede reine Idee, die ein vollendetes Bild giebt, theilt nachbarlichen Ideen Klarheit mit; dies zeigt die griechiſche Kunſt in hohem Grade.“ — Ebendaſ. S. 206: „Die griechiſche Kunſt ſoll uns beſitzen, und zwar an Seele und Körper.“ — „Man betrachte einen griechiſchen Mann, er ſey Jüngling, Held oder Weiſer in ſeinem Gewande; und ſehe beſchämt auf ſich ſelber. Fühlten

beide Geſchlechter die Würde ihrer Körpergeſtalt, und hielten ihre Zwecke für Pflicht; hätten ſie ſich dieſen Feſſeln barbariſcher Dürftigkeit nicht längſt entwunden?" — Ebendaſ. S. 209: „Und doch iſt dieſe nüchterne Innigkeit die Grundlage aller wahren und ruhigen Beſinnung im Menſchen, ſo wie ſie das Kennzeichen einer reinen Unbefangenheit, eines richtigen Gefühls, eines tieferen Mitgefühls, kurz der einzigen und ächten Humanität iſt."

So den zartern Sinn und den tiefern Geiſt der alten, vorzüglich der griechiſchen Literatur und Kunſt erfaſſend, beſchäftigte ſich Herder gern damit, die ſein Gemüth vor allen anſprechenden kleinern Gedichte der griechiſchen Anthologie deutſch nachzubilden, ohne ſich mühſam anſchmiegend durch den Ausdruck des Originals beengen zu laſſen.

„Ich habe mich (z. ſch. Lit. u. K. 10, S. 3.) an der griechiſchen Einfalt ſehr ergötzt und mir that es wohl, ohne alle Kritik, ob dies kleine Geſchöpf ein Epigramm oder eine Elegie, oder gar ein Sittenſpruch ſey, den Ausdruck des Witzes, der Wahrheit und der Empfindung in ihnen zu genießen." — Zwiſchen Arbeiten, auf Spaziergängen gefiel mir dieſe griechiſche Aue ſo wohl, daß ich, was mir gefiel, meiner Sprache eigen zu machen ſuchte und nur immer bedauerte, es nicht beſſer thun zu können. Manches der kleinen Dinge ward zwei-, dreimal verſucht." — Daher in acht Büchern (ebendaſ. S. 14. ff.) „Blumen aus der griechiſchen Anthologie geſammelt," und die „Anmerkungen über die Anthologie der Griechen, beſonders über das griechiſche Epigramm." Ebendaſ. S. 143—214. Herder hat die früher geltende, aber einſeitige Beſtimmung des Epigramms von der erkünſtelten Pointe des ſatyriſchen Sinngedichts auf einen Hauptbegriff, welcher in ſieben vor ihm geſchiedenen Gattungen erſcheint, zurückgerufen (S. 197), „daß das Epigramm ein gegenwärtiges Object zu einem einzelnen

feſtbeſtimmten Punkt der Lehre oder der Empfindung poetiſch darſtelle oder wende und deute; mithin iſt der Name Sinngedicht, zumal für die ſchönſten Gattungen, ſehr glücklich.“ Herdern war es daher zu danken, daß dieſe kleinen Gemälde durch die reiche Fülle poetiſchen Lebens, die in ihnen herrſcht, durch die Zartheit ſchöner Gefühle, die fröhliche Heiterkeit, die humane Denkungsart, die aus ihnen hervorleuchtet, die Gemüther unbefangener Leſer anzog und mit Bewunderung erfüllte.

Auch an den pindariſchen Siegsgeſängen hat Herder ſeine jugendliche Kraft verſucht, um eine lesbare Ueberſetzung zu liefern. Dieſe Verſuche, die ſich unter ſeinen Papieren gefunden haben, ſind außer einer von ihm ſelbſt neu umgearbeiteten (z. ſch. Lit. S. 218.) von dem Herausgeber mit Auswahl, auch mit kleinen hier und da gemachten Veränderungen, eben ſo ſelbſt im 10. Bande aufgenommen worden. „Die herderſche Ueberſetzung (ſagt der Herausg. in der Vorrede S. X. nähert ſich dem Versbau nur von weitem, ſo wie auch die nachgebildete lyriſche Sprache. Ihm kam es auf den Geiſt der pindariſchen Ode, den eignen Schwung der Begeiſterung an, der durch einen angemeſſenen kräftigen Ausdruck gehalten ſeyn will.“ Herder ſelbſt aber ſpricht ſich in dem Aufſatz: „Pindar, ein Bote der Götter,“ (z. ſch. Lit. 10, 429.) unter Anderem ſo aus: „Prieſter der Adraſtea! lehrender Bote der Götter, Pindar, wie erquicken deine Geſänge! wie ermuntern und erheben ſie den Jüngling! Entriſſen fühlt er ſich in dir ſeiner namenloſen, trägen Zeit, ſeinem götter- und heldenleeren Stamm entriſſen, unter Jünglinge verſetzt, die ein Vaterland, die ein Gefühl der Ehre hatten, die auf der Bahn eines großen, ja göttlichen Ruhms, nach dem Muſter großer Vorbilder oder Vorfahren, Körper und Geiſt tonmäßig zuſammenübten. In Dir ſiehet er ihre ſchönen Glieder, hört ihre hohen Geſinnungen von dir, edler

Herold, die du ihm, bald als einen güldenen Becher voll ſtärkenden Weins, bald als eine heilſame, obgleich bittere Arznei darreicheſt. Dem Müden wird deine Lehre ein erquickendes Bad, da er in deinen Geſchichten zwiſchen Bildſäulen und Bildern wie in einem Königspallaſt wohnet. Und am Ende der Laufbahn ſtehen immer Herkules Säulen mit der Aufſchrift: Bis hieher! ſtrebe nicht weiter!"

Den Homer überſetzte Herder nicht. Denn er beklagt (z. ſch. Lit. 1, 151.) „die, ſo den Homer in einer Ueberſetzung leſen wollen, wenn es auch die richtigſte wäre. Ihr leſet nicht mehr Homer, ſondern etwas, was ohngefähr wiederholet, was Homer in ſeiner poetiſchen Sprache unnachahmlich ſagte." Und ebendaſ. S. 350: „Wenn ich den Homer leſe, ſo ſtehe ich im Geiſt in Griechenland auf einem verſammelten Markte und ſtelle mir vor, wie der Sänger Jo im Plato die Rhapſodien ſeines göttlichen Dichters mir vorſinget. „„Wie die Corybanten, von der Melodie des Gottes, der ſie begeiſtert, entzückt, ihre trunkene Freude in Worten und Geberden zeigen; ſo begeiſtert ihn Homer und macht ihn zum göttlichen Boten der Götter."" In dieſer Entzückung erfüllet die ganze Harmonie des Hexameters, und die ganze Pracht ſeiner Perioden mir Ohr und Seele; jede Verbindung und jedes Beiwort wird lebendig, und trägt zum Pomp des Ganzen bei." — „Homer, ein Günſtling der Zeit," (ein Aufſatz, dem Herder ſpäterhin mehre andere vortreffliche Einſichten in ſeiner Abhandlung: „Homer und das Epos" beifügte,) ſagt Heyne, als Vorredner des 10. Bandes z. ſch. Lit. S. XIV. im Jahre 1808, „iſt noch immer das Geſundeſte, Einſicht- und Geſchmackvollſte, was über Homer geſchrieben iſt: mag der Aufſatz andern in Beziehung auf Gelehrſamkeit und in mehrern andern Rückſichten nachſtehen, ſo viel man will. Die Anſicht geht nicht vom kleinen Einzelnen aus; es iſt der Ueberblick eines geniereichen Mannes, aus einem höhern

Standpunkte genommen, Gränzen, Umfang, Erleuchtung, helle, dunkle Partien, Absonderung und Unterscheidung, stellen sich auf einen Blick dar; und nun geht man mit dem Begriff vom Ganzen in die einzelnen Gefilde über; natürlicher Weise sieht man nun vieles ganz anders; in der Schrift selbst aber ist es bloß angedeutet." — Aus der inhaltreichen Schrift Herder's selbst aber sey es vergönnet, wenigstens folgende Stelle (z. sch. Lit. 10, 288.) über Homer hier anzuführen: „ein Bote der Vorwelt, der aber weise für seine Zeit war, und in allem die Umrisse traf, die, wohl gedacht, leicht übersehbar, geschlank und fröhlich, das Auge künftiger Geschlechter mit Anmuth und Würde ewig festhielten. Dazu half ihm sein Gesang, ein einfacher Strom, in den alle Belehrung floß, der in lyrische und dramatische Ströme, wie in bunte Mäander noch nicht vertheilt war. Gesang und Drama, Redekunst und Weisheit blühen in ihm noch auf Einem Stamme; erst spätere Zeiten kamen und pflanzten jede besonders." Ebendas. S. 290. über Homer: „Sein lebendiges Wort (ἔπος), das die Zeit auf ihren Flügeln umhergetragen, war zu Athen, im Tempel der Pallas, festliche, ewige Schrift worden, und tönt vom cecropischen Felsen noch fort in die Seelen der Menschen. Von ihm kann man sagen: er habe den Flug der Zeit durch Kunst der Rede gefesselt; willig nahm sie die Blumenfessel an und hat ihn dafür mit ewigem Ruhm gekränzet."

Mit inniger Liebe zu den horazischen Oden, von denen er einige Uebersetzungen, sowie von Sermonen hinterlassen hat, sprach er sich in Briefen an einen jungen Freund „über das Lesen des Horaz" aus (z. sch. Lit. 15, 65. ff.): „Horaz lehrt und übt (S. 77.) die wahre Philosophie, den Genuß und Gebrauch des Lebens auf die lieblichste Weise; er singet sie uns ein. — Er macht die Seele frei von jedem Vorurtheil, von jeder Bürde und Afferei des Lebens." — „Im Lobe Cäsar Augusts zeigt sich die Anmuth unsers Dichters auf

ihrem Gipfel." — „Eine anmuthigere Vergötterung (als in der zweiten Ode des erſten Buchs) iſt ſchwer zu denken; ihrer durfte ſich auch der republikaniſche Horaz nicht ſchämen. Eingeleitet war mit ihr alles fernere Lob Auguſtus." (S. 88.) — „Welcher römiſche Dichter hat edler gereiſt, als Horaz? Wer hat ſich und allen Zeiten einen ſchönern Kranz gewunden? Auch in der Zuſammenſetzung der Gedichte, wie verſchiedener Blumen in Einen Strauß, iſt Horaz angenehm und lehrreich." — „Allen ſeinen ſogenannt-erhabenen Oden merkt man Mühe an; in der Zuſammenſetzung haben ſie Härten und Spalten. Dagegen die ſanfteren wie organiſche Gewächſe hervorſprießen; ſchöne Gebilde von der Wurzel an bis zur Blume." — „Daß wir in ihm und durch ihn faſt allein einen Garten der lyriſchen Grazie Griechenlands haben, macht ihn uns ſiebenfach werth, indem wir, da das Schickſal jene Denkmale vertilgt hat, ihn, wie Terenz, Catull, Properz, u. ſ. w. ſtatt der Griechen leſen." — In dem Aufſatze, welchen Herder ſchon im Jahre 1769 „über Horaz und über einige horaziſche Rettungen und Erläuterungen (z. ſch. Lit. 11, 101 ff.) ſchrieb, drückt er ſeine Unzufriedenheit mit der geſchmackloſen Erklärungsmethode lebhaft aus und S. 308. ſagt er: „Bei keinem Dichter des Alterthums wünſcht man ſich, wenn man Einmal durch einen guten Commentar oder Lehrer verſtehen gelernt, allen Commentar ſo gern weg als bei Horaz;" — doch aber auch ebendaſ. S. 188: „Die ſogenannte höhere Kritik iſt nur die geiſtigere, feine; ohne die wörtliche findet ſie nicht ſtatt, ohne den zeitmäßigen, örtlichen Verſtand der Worte gehet ſie gar in der Irre und träumet. Beide vereint ſind Seele und Körper." — Einige von Herder überſetzte Satyren des Perſius enthält der 11. B. z. ſch. Lit. S. 139 f.

„Ueber den Tacitus (z. Philoſ. u. Geſch. 11, S. 54.) änderte ſich mein Urtheil, als ich ihn in reifern Jahren las."

andere zum Nutzen der gesammten Menschheit, kurz alles, was uns über das Thier erhebt, und die seyn lehrt, die wir seyn sollen, ausbildet und befördert." — Und z. sch. Lit. u. K. 7, 71. „Von Homer bis auf Plutarch und Longin ist ihren besten Schriften bei einer großen Bestimmtheit der Begriffe eine so reizende Cultur der Seele eingepräget, daß, wie sich an ihnen die Römer bildeten, sie auch uns kaum ungebildet lassen mögen." — „Jetzt bemerke ich nur, daß, wenn in spätern Zeiten bei irgend einem Schriftsteller, er sey Geschäftsmann, Arzt, Theolog oder Rechtslehrer, eine feinere, ich möchte sagen, classische Bildung sich äußerte, diese meistens auch auf classischem Boden, in der Schule der Griechen und Römer erworben, der Sprößling ihres Geistes gewesen." — Ebendas. S. 73. „So lange sie uns nicht geraubt sind, wird wahre Humanität nie von der Erde vertilgt werden. Immer wird mir wohl, wenn ich auch in unsern Zeiten einen reinen Nachklang der Weisheit griechischer und römischer Musen höre. Eine Ausgabe, eine Uebersetzung, eine wahre Erläuterung dieses oder jenes Dichters, Philosophen und Geschichtschreibers halte ich für ein Bruchstück des großen Gebäudes der Bildung unsres Geschlechts für unsere und die zukünftigen Zeiten. Eine verständige Stimme, die über unsre jetzige Weltlage aus alter Erfahrung spricht, ist mir mehr, als ob ein Barde weissagte."

In der geistreichen Schrift über die Sprache sagt er (z. sch. Lit. u. K. 1, 8.): „Nicht als Werkzeug der Literatur allein muß man die Sprache ansehen, sondern auch als Behältniß und Inbegriff; ja gar als eine Form, nach welcher sich die Wissenschaften gestalten; — und nutzt man diese drei Gesichtspunkte recht, so wird uns ein philosophisches Sprachenstudium gleichsam ein Vorhof scheinen, sich dem Tempel der Literatur zu nähern." Und ebendas. S. 146 u. ff. verweilt er mit Liebe bei dem Jünglingsalter der griechischen Sprache,

dann bei ihrem männlichen Alter, so wie in dem Aufsatze: „Von der griechischen Literatur in Deutschland.“ (Z. sch. Lit. u. K. 2, 57 f.) — und in der Abhandlung: „Wiederauflebung der Alten.“ (Z. sch. Lit. 7, 342.): „Wer im Homer und Pindar, im Herodot, Plato, Cicero, Livius und Horaz diese Schicklichkeit und Congruenz der Theile zur Eurythmie des Ganzen weder zu finden, noch anschaulich zu machen weiß, der ist des Geistes, in dem sie arbeiteten und dachten, nicht inne geworden. — Einfalt und Würde, Bedeutsamkeit und Wohlordnung haben wir von den Alten zu lernen, um unserer Denkart und Sprache im Kleinsten und Größesten eine solche Gestalt zu geben.“ Ueber die unwürdige Behandlung der würdigsten Schriften spricht er nicht ohne Ironie ebendas. S. 338: „Die Worte des Autors werden uns werther, wenn wir uns über die Wasser der Sündfluth, die unten den Text überschwemmet hat, zum Gipfel emporheben und da den friedlichen Oelzweig finden.“ — „Da der Geist, den wir aus den Schriften der Alten ziehen sollen, gesunder Verstand und ein gesundes Herz, die wahre Philosophie und Richtung des Lebens, bona mens und Humanität ist: so ist die Einführung dieser Gottheiten für uns und unsre Nachkommen ein Werk von fortdauerder, wachsender Wirkung. Zuerst mußten diese Schriften gefunden, vervielfältigt, erklärt, erläutert, von Fehlern gereinigt, verstanden werden, ehe ihr besserer, ihr weiserer Gebrauch in jeder Anwendung ein Hauptzweck werden konnte. Hie und da ist er es schon geworden; er wird's noch mehr werden. Die Zeit der Solipsorum geht zu Ende; zu Einem gemeinen Besten arbeiten wir Alle.“ — „Aber wie Jemand ist, so thut er; wie wir selbst denken, so nutzen wir die Alten.“ — Ebendas. S. 340 f., wo er auf die Frage kommt: „wie wir, insonderheit mit unserer Jugend, die Alten lesen?“ „„Das Salz der Gelehrsamkeit, sagt Ihr Apokryphus, ist ein

gut Ding; wenn aber das Salz dumm wird, womit ſoll man ſalzen?““ — „Bloße Gelehrſamkeit zerſtreuet und ermüdet; alles macht ſie zu nacktem, vielleicht unnöthigem Wiſſen von Worten, Stellen und Gebräuchen; ſie wirft die Seele hin und her. Das Gemüth der Jugend will geſammelt, will auf den Kern gerichtet, will für's Leben gebildet und geſtärkt ſeyn. Ich begreife ſelbſt, was für eine ſchwere Aufgabe es iſt, ſo viele, ſo mannichfaltige Schriftſteller der Griechen und Römer, Dichter, Redner, Geſchichtſchreiber und Philoſophen mit unſrer Jugend nutzbar zu leſen; der Grundſatz indeſſen, nach welchem ſie geleſen werden müſſen, iſt außer Zweifel. Es iſt der Sinn der Alten ſelbſt, das Gefühl vom Wahren, Guten und Schönen, dieſe alle zu Einem Syſtem verbunden, in Eine Geſtalt geordnet. Man nenne dieſe Geſtalt das Anſtändige, das ſich Geziemende, honestum, decorum, καλὸν, πρέπον oder wie man wolle; ſie iſt ein unterſcheidender Zug der Compoſition und Denkart der Alten in ihren beſten Schriftſtellern und würdigſten Männern, auf welchen das Auge der Jugend ſich vorzüglich heften müßte.“ — Ebendaſ. S. 343: „Dies Gefühl moraliſcher Schicklichkeit, Würde und Grazie durch Leſung der Alten in uns zu wecken und zu erhalten, iſt um ſo nöthiger, da in der gegenwärtigen Welt eine Convenienz in niederträchtigen, frechen Meinungen, die für Grundſätze gelten und im offenen Gebrauch ſind, daſſelbe ganz zu erſticken drohen.“ — Und im Sophron oder z. Philoſ. u. Geſch. 12, 84., nachdem er „dieſe Altväter der menſchlichen Geiſtesbildung als ewige Meiſter des richtigen, guten und geübten Geſchmacks und der ſchönſten Fertigkeit im Gebrauch der Sprache“ dargeſtellt: „So wie der Künſtler, wenn er ſich den Apollo und Antinous, die Töchter der Niobe und den Laokoon ſchwerlich zu erreichen getrauet, dennoch mit unverrücktem Fleiß dieſe Meiſterwerke der alten Kunſt nachzeichnet, nachformet und ſtudiret, weil er an ihnen die höchſten Regeln der Kunſt wahr-

nimmt: ſo ſollen auch wir die Muſter der alten Denkart, und an ihnen ihre Einfalt und Würde, ihre beſtimmte Genauigkeit und Wahrheit, ihren Wohlklang, ihre ſchöne Ründe und Harmonie, ihre Kürze mit ihrem Reichthum zum Vorbilde unſrer Gedankenweiſe und unſres Vortrages, inſonderheit in frühen Jahren unabläſſig ſtudiren.“ Von einem durch das ernſte Studium der alten griechiſchen und römiſchen Muſter Gebildeten ſagt er ebendaſ. S. 83: „Der Sinn der Humanität, d. i. der ächten Menſchenvernunft, des wahren Menſchenverſtandes, der reinen menſchlichen Empfindung iſt ihm aufgeſchloſſen, und ſo lernt er Richtigkeit und Wahrheit, Genauigkeit und innere Güte über alles ſchätzen und lieben: er ſucht nach dieſen Grazien der menſchlichen Denkart und Lebensweiſe allenthalben; und freuet ſich über ſie, wo er ſie finde: er wird ſie in ſeinen Umgang, in ſeine Geſchäfte, von welcher Art dieſe auch ſeyn mögen, einzuführen ſuchen und ihre Tugenden auch in ſeinen Sitten ausdrücken lernen: kurz, er wird ein gebildeter Menſch ſeyn, und ſich als einen ſolchen im kleinſten und größeſten zeigen.“ — Ebendaſ. S. 89: „Da nun der Menſch für alle Geſchäfte des Lebens nichts beſſeres lernen kann, als Aufmerkſamkeit, zu ſehen: was da iſt, woraus es entſpringt und was auf ihn folgt: ſo muß billig, wie Pythagoras an ſeinen Lehrſaal ſchrieb: „„Niemand komme ohne Geometrie herein!““ an die Thür der obern Claſſen eines Gymnaſii geſchrieben werden: Niemand gehe ohne Geometrie heraus; und ſo wären denn, wenn wir alles zuſammen nehmen, Sprachen, Schreibart und Vortrag, Geſchichte, Philoſophie und Mathematik, die ſchönen Wiſſenſchaften, die die Jugend bilden, alſo im edeln Sinn der Alten die humaniora. Sie geben unſerm Verſtande Richtigkeit und Gewißheit, unſern Sitten Grundſätze, unſerm Gedächtniß einen nützlichen Vorrath von Kenntniſſen und Erfahrungen; unſrer Einbildungskraft verſchaffen ſie einen edlen Flug über den trägen Gang

des gemeinen Lebens, und geben zugleich unſrer Sprache Sicherheit und Anſtand, eine gefällige Harmonie und Geſchicklichkeit, über jeden Gegenſtand, über jedes Geſchäft des Lebens zu ſagen und zu ſchreiben, was für ihn gehöret.“ —

„Auch die griechiſche Kunſt (z. ſch. Lit. u. Kunſt 7, 162.) iſt eine Schule der Humanität; unglücklich iſt, wer ſie anders betrachtet.“ — „Denn da die Natur des Menſchen gleichſam die höchſte Kunſt der großen Natur iſt, die in ihm nach der höchſten Wirkung ſtrebt: ſo mußte dieſe ſich in der Menſchheit offenbaren. Der Bildner unſrer Gedanken, unſrer Sitten, unſrer Verfaſſung iſt ein Künſtler, ſollte alſo, da Kunſt der Inbegriff und Zweck unſrer Natur iſt, die Kunſt, die ſich mit dem Gebilde des Menſchen und allen ihm einwohnenden Kräften darſtellend beſchäftigt, für die Menſchheit von keinem Werthe ſeyn? Von einem ſehr hohen Werthe. Sie hat nicht nur Gedanken, ſondern Gedankenformen, ewige Charaktere ſichtbar gemacht, die mit ſolcher Energie weder Sprache, noch Muſik, noch irgend eine andere Bemühung der Menſchen unterdrücken konnte. Dieſe Formen ordnete, reinigte ſie und ſtellte ſie ſelbſt in deutlichen ewigen Begriffen dem Auge jedes Sehenden für alle Zeiten dar, in welchen ſich Menſchheit in dieſen Formen genießt und fühlet, in welcher Menſchheit nach dieſen Formen wirket.“

Ebendaſ. S. 201: „Die Griechen erfanden und vollendeten Ideale; ſie ſchufen Claſſen der Menſchheit und trennten ab, was nicht zu ihr gehöret. — Jede reine Idee, die ein vollendetes Bild giebt, theilt nachbarlichen Ideen Klarheit mit; dies zeigt die griechiſche Kunſt in hohem Grade.“ — Ebendaſ. S. 206: „Die griechiſche Kunſt ſoll uns beſitzen, und zwar an Seele und Körper.“ — „Man betrachte einen griechiſchen Mann, er ſey Jüngling, Held oder Weiſer in ſeinem Gewande; und ſehe beſchämt auf ſich ſelber. Fühlten

beide Geſchlechter die Würde ihrer Körpergeſtalt, und hielten ihre Zwecke für Pflicht; hätten ſie ſich dieſen Feſſeln barbariſcher Dürftigkeit nicht längſt entwunden?" — Ebendaſ. S. 209: „Und doch iſt dieſe nüchterne Innigkeit die Grundlage aller wahren und ruhigen Beſinnung im Menſchen, ſo wie ſie das Kennzeichen einer reinen Unbefangenheit, eines richtigen Gefühls, eines tieferen Mitgefühls, kurz der einzigen und ächten Humanität iſt."

So den zartern Sinn und den tiefern Geiſt der alten, vorzüglich der griechiſchen Literatur und Kunſt erfaſſend, beſchäftigte ſich Herder gern damit, die ſein Gemüth vor allen anſprechenden kleinern Gedichte der griechiſchen Anthologie deutſch nachzubilden, ohne ſich mühſam anſchmiegend durch den Ausdruck des Originals beengen zu laſſen.

„Ich habe mich (z. ſch. Lit. u. K. 10, S. 3.) an der griechiſchen Einfalt ſehr ergötzt und mir that es wohl, ohne alle Kritik, ob dies kleine Geſchöpf ein Epigramm oder eine Elegie, oder gar ein Sittenſpruch ſey, den Ausdruck des Witzes, der Wahrheit und der Empfindung in ihnen zu genießen." — Zwiſchen Arbeiten, auf Spaziergängen gefiel mir dieſe griechiſche Aue ſo wohl, daß ich, was mir gefiel, meiner Sprache eigen zu machen ſuchte und nur immer bedauerte, es nicht beſſer thun zu können. Manches der kleinen Dinge ward zwei-, dreimal verſucht." — Daher in acht Büchern (ebendaſ. S. 14. ff.) „Blumen aus der griechiſchen Anthologie geſammelt," und die „Anmerkungen über die Anthologie der Griechen, beſonders über das griechiſche Epigramm." Ebendaſ. S. 143—214. Herder hat die früher geltende, aber einſeitige Beſtimmung des Epigramms von der erkünſtelten Pointe des ſatyriſchen Sinngedichts auf einen Hauptbegriff, welcher in ſieben vor ihm geſchiedenen Gattungen erſcheint, zurückgerufen (S. 197), „daß das Epigramm ein gegenwärtiges Object zu einem einzelnen

festbestimmten Punkt der Lehre oder der Empfindung poetisch darstelle oder wende und deute; mithin ist der Name Sinngedicht, zumal für die schönsten Gattungen, sehr glücklich." Herdern war es daher zu danken, daß diese kleinen Gemälde durch die reiche Fülle poetischen Lebens, die in ihnen herrscht, durch die Zartheit schöner Gefühle, die fröhliche Heiterkeit, die humane Denkungsart, die aus ihnen hervorleuchtet, die Gemüther unbefangener Leser anzog und mit Bewunderung erfüllte.

Auch an den pindarischen Siegsgesängen hat Herder seine jugendliche Kraft versucht, um eine lesbare Uebersetzung zu liefern. Diese Versuche, die sich unter seinen Papieren gefunden haben, sind außer einer von ihm selbst neu umgearbeiteten (z. sch. Lit. S. 218.) von dem Herausgeber mit Auswahl, auch mit kleinen hier und da gemachten Veränderungen, eben so selbst im 10. Bande aufgenommen worden. „Die herdersche Uebersetzung (sagt der Herausg. in der Vorrede S. X. nähert sich dem Versbau nur von weitem, so wie auch die nachgebildete lyrische Sprache. Ihm kam es auf den Geist der pindarischen Ode, den eignen Schwung der Begeisterung an, der durch einen angemessenen kräftigen Ausdruck gehalten seyn will." Herder selbst aber spricht sich in dem Aufsatz: „Pindar, ein Bote der Götter," (z. sch. Lit. 10, 429.) unter Anderem so aus: „Priester der Adrastea! lehrender Bote der Götter, Pindar, wie erquicken deine Gesänge! wie ermuntern und erheben sie den Jüngling! Entrissen fühlt er sich in dir seiner namenlosen, trägen Zeit, seinem götter- und heldenleeren Stamm entrissen, unter Jünglinge versetzt, die ein Vaterland, die ein Gefühl der Ehre hatten, die auf der Bahn eines großen, ja göttlichen Ruhms, nach dem Muster großer Vorbilder oder Vorfahren, Körper und Geist tonmäßig zusammenübten. In Dir siehet er ihre schönen Glieder, hört ihre hohen Gesinnungen von dir, edler

Herold, die du ihm, bald als einen güldenen Becher voll ſtärkenden Weins, bald als eine heilſame, obgleich bittere Arznei darreicheſt. Dem Müden wird deine Lehre ein erquickendes Bad, da er in deinen Geſchichten zwiſchen Bildſäulen und Bildern wie in einem Königspallaſt wohnet. Und am Ende der Laufbahn ſtehen immer Herkules Säulen mit der Aufſchrift: Bis hieher! ſtrebe nicht weiter!"

Den Homer überſetzte Herder nicht. Denn er beklagt (z. ſch. Lit. 1, 151.) „die, ſo den Homer in einer Ueberſetzung leſen wollen, wenn es auch die richtigſte wäre. Ihr leſet nicht mehr Homer, ſondern etwas, was ohngefähr wiederholet, was Homer in ſeiner poetiſchen Sprache unnachahmlich ſagte." Und ebendaſ. S. 350: „Wenn ich den Homer leſe, ſo ſtehe ich im Geiſt in Griechenland auf einem verſammelten Markte und ſtelle mir vor, wie der Sänger Jo im Plato die Rhapſodien ſeines göttlichen Dichters mir vorſinget. „„Wie die Corybanten, von der Melodie des Gottes, der ſie begeiſtert, entzückt, ihre trunkene Freude in Worten und Geberden zeigen; ſo begeiſtert ihn Homer und macht ihn zum göttlichen Boten der Götter."" In dieſer Entzückung erfüllet die ganze Harmonie des Hexameters, und die ganze Pracht ſeiner Perioden mir Ohr und Seele; jede Verbindung und jedes Beiwort wird lebendig, und trägt zum Pomp des Ganzen bei." — „Homer, ein Günſtling der Zeit," (ein Aufſatz, dem Herder ſpäterhin mehre andere vortreffliche Einſichten in ſeiner Abhandlung: „Homer und das Epos" beifügte,) ſagt Heyne, als Vorredner des 10. Bandes z. ſch. Lit. S. XIV. im Jahre 1808, „iſt noch immer das Geſundeſte, Einſicht- und Geſchmackvollſte, was über Homer geſchrieben iſt: mag der Aufſatz andern in Beziehung auf Gelehrſamkeit und in mehrern andern Rückſichten nachſtehen, ſo viel man will. Die Anſicht geht nicht vom kleinen Einzelnen aus; es iſt der Ueberblick eines genievollen Mannes, aus einem höhern

Standpunkte genommen, Gränzen, Umfang, Erleuchtung, helle, dunkle Partien, Abſonderung und Unterſcheidung, ſtellen ſich auf einen Blick dar; und nun geht man mit dem Begriff vom Ganzen in die einzelnen Gefilde über; natürlicher Weiſe ſieht man nun vieles ganz anders; in der Schrift ſelbſt aber iſt es bloß angedeutet." — Aus der inhaltreichen Schrift Herder's ſelbſt aber ſey es vergönnet, wenigſtens folgende Stelle (z. ſch. Lit. 10, 288.) über Homer hier anzuführen: „ein Bote der Vorwelt, der aber weiſe für ſeine Zeit war, und in allem die Umriſſe traf, die, wohl gedacht, leicht überſehbar, geſchlank und fröhlich, das Auge künftiger Geſchlechter mit Anmuth und Würde ewig feſthielten. Dazu half ihm ſein Geſang, ein einfacher Strom, in den alle Belehrung floß, der in lyriſche und dramatiſche Ströme, wie in bunte Mäander noch nicht vertheilt war. Geſang und Drama, Redekunſt und Weisheit blühen in ihm noch auf Einem Stamme; erſt ſpätere Zeiten kamen und pflanzten jede beſonders." Ebendaſ. S. 290. über Homer: „Sein lebendiges Wort (ἔπος), das die Zeit auf ihren Flügeln umhergetragen, war zu Athen, im Tempel der Pallas, feſtliche, ewige Schrift worden, und tönt vom cecropiſchen Felſen noch fort in die Seelen der Menſchen. Von ihm kann man ſagen: er habe den Flug der Zeit durch Kunſt der Rede gefeſſelt; willig nahm ſie die Blumenfeſſel an und hat ihn dafür mit ewigem Ruhm gekränzet."

Mit inniger Liebe zu den horaziſchen Oden, von denen er einige Ueberſetzungen, ſowie von Sermonen hinterlaſſen hat, ſprach er ſich in Briefen an einen jungen Freund „über das Leſen des Horaz" aus (z. ſch. Lit. 15, 65. ff.): „Horaz lehrt und übt (S. 77.) die wahre Philoſophie, den Genuß und Gebrauch des Lebens auf die lieblichſte Weiſe; er ſinget ſie uns ein. — Er macht die Seele frei von jedem Vorurtheil, von jeder Bürde und Afferei des Lebens." — „Im Lobe Cäſar Auguſts zeigt ſich die Anmuth unſers Dichters auf

ihrem Gipfel." — „Eine anmuthigere Vergötterung (als in der zweiten Ode des ersten Buchs) ist schwer zu denken; ihrer durfte sich auch der republikanische Horaz nicht schämen. Eingeleitet war mit ihr alles fernere Lob Augustus." (S. 88.) — „Welcher römische Dichter hat edler gereift, als Horaz? Wer hat sich und allen Zeiten einen schönern Kranz gewunden? Auch in der Zusammensetzung der Gedichte, wie verschiedener Blumen in Einen Strauß, ist Horaz angenehm und lehrreich." — „Allen seinen sogenannt-erhabenen Oden merkt man Mühe an; in der Zusammensetzung haben sie Härten und Spalten. Dagegen die sanfteren wie organische Gewächse hervorsprießen; schöne Gebilde von der Wurzel an bis zur Blume." — „Daß wir in ihm und durch ihn fast allein einen Garten der lyrischen Grazie Griechenlands haben, macht ihn uns siebenfach werth, indem wir, da das Schicksal jene Denkmale vertilgt hat, ihn, wie Terenz, Catull, Properz, u. s. w. statt der Griechen lesen." — In dem Aufsatze, welchen Herder schon im Jahre 1769 „über Horaz und über einige horazische Rettungen und Erläuterungen (z. sch. Lit. 11, 101 ff.) schrieb, drückt er seine Unzufriedenheit mit der geschmacklosen Erklärungsmethode lebhaft aus und S. 308. sagt er: „Bei keinem Dichter des Alterthums wünscht man sich, wenn man Einmal durch einen guten Commentar oder Lehrer verstehen gelernt, allen Commentar so gern weg als bei Horaz;" — doch aber auch ebendas. S. 188: „Die sogenannte höhere Kritik ist nur die geistigere, feine; ohne die wörtliche findet sie nicht statt, ohne den zeitmäßigen, örtlichen Verstand der Worte gehet sie gar in der Irre und träumet. Beide vereint sind Seele und Körper." — Einige von Herder übersetzte Satyren des Persius enthält der 11. B. z. sch. Lit. S. 139 f.

„Ueber den Tacitus (z. Philos. u. Gesch. 11, S. 54.) änderte sich mein Urtheil, als ich ihn in reifern Jahren las."

S. 57: „O daß wir den Tacitus ganz hätten! Warum müſſen ſeine Jahrbücher gerade mit dem Tode des edlen Thraſea, ſeine Geſchichtbücher eben vor Veſpaſian aufhören? Seiner Germania wegen iſt Deutſchland ihm beſondern Dank ſchuldig; und vielleicht hat keine europäiſche Nation mehr Urſache als ſie, in Tacitus Manier ihre Geſchichte nach der vortrefflichen Grundlage, die er von Deutſchland ſelbſt gemacht, fortzuſchreiben.“

Herder in Beziehung auf Muſik

von

D. G. A. Keferſtein,
Pfarrer zu Wickerſtedt.

Vorbemerkung.

„Muſik war Herder'n nicht fremd und es wäre wohl intereſſant, aus deſſen Schriften nachzuweiſen, oder wenigſtens aus ſeinen ſonſtigen Grundſätzen abzuleiten, was nach ſeinen Meinungen über den chriſtlichen Kultus, ſeine Anſicht über die kirchliche Anwendung der Tonkunſt geweſen ſeyn möge!“ So ſchrieb dem Verfaſſer nachfolgender Abhandlung, ihn zu einem Beitrage für das vorliegende Album auffordernd, vor einigen Wochen einer der geehrten Herrn Unternehmer und Hauptbeförderer deſſelben. Wurde nun auch dabei die Auswahl und Behandlung anderweitiger Gegenſtände völlig freigelaſſen, ſo bot doch der in den angeführten Worten angedeutete ein zu intereſſantes und reiches Feld zur Ausbeutung dar, um nicht mit Luſt und Liebe ergriffen zu werden, um ſo mehr, je deutlicher es dem Verfaſſer von früherer Lectüre der Herder'ſchen Schriften her noch erinnerlich war, wie vielfach, wie geiſtvoll, wie lehrreich ſich nach faſt allen Beziehungen hin „der Platon der Deutſchen“, wie Friedrich Richter und Andere ihn nannten, auch über die Tonkunſt ausgeſprochen hat. Allein eben von dieſen ſo zahlreichen faſt den Geſammtkreis des menſchlichen Denkens, Wiſſens und Kunſtſchaffens theils tief durchdringenden theils geiſtreich berührenden Schriften des unvergleichlichen Mannes war eben nur ein Theil der theologiſchen dem Verfaſſer als Eigenthum zur Hand, während die übrigen erſt vor Kurzem durch beſondere,

ausgezeichnete Güte dargeliehen wurden, und ſo iſt es denn gekommen, daß einerſeits die Fülle des in aller Eile zuſammengerafften Stoffes den Verfaſſer über die oben angedeuteten engeren Grenzen hinaus drängte, andererſeits aber die Kürze der gegebenen Zeit es unmöglich machte, denſelben gehörig zu verarbeiten und ihn in abgerundeter organiſcher Geſtaltung darzubieten. Herder's unerſchöpflich reich ſtrömenden Geiſtesergüſſen nahe tretend, um daraus nur einzelne Strahlen aufzufangen, befand ſich der Verfaſſer in der Lage eines Wanderers, an vollſprudelnder Quelle hingeſtreckt, dem ſich Welle über Welle in die ſchöpfende Schaale hereindrängt, ſo daß er wohl leichter Ströme als einzelne Tropfen zu erfaſſen vermöchte. — Doch wie übel auch das Schöpfen aus ſo lebendig überſtrömenden Ergüſſen des Lichts in dem Nachfolgenden gerathen ſeyn und wie unwürdig auch das Gefäß, d. h. die Form erſcheinen mag, in welchem hier das Geſchöpfte geboten wird: der Verfaſſer achtete es doch noch für weit übler und unwürdiger, da zu ſchweigen, wo eben noch ſo viele und ſo arge Sünden des Schweigens, der Nichtbeachtung, der Gleichgültigkeit, der Undankbarkeit auszugleichen, wo noch ſo böſe Schulden des Neides und der Mißgunſt zu tilgen, noch ſo große unvergängliche Verdienſte hervorzuheben und anzuerkennen ſind. —

Geſchrieben im Auguſt 1844.

Wohl keiner unter Deutſchlands großen Geiſtern, die man vorzugsweiſe die muſikaliſchen nennt, hat in unſerem Volke und für unſer Volk, ja weit darüber hinaus, allſeitig anregender, bildender, edler, heilſamer, nachhaltiger und voll höherer, tiefer in die Zukunft dringender Inſpiration gewirkt, als Herder, bei welchem die verſchiedenartigſten Talente, wel-

che ſonſt ſchon vereinzelt Ruhm und Auszeichnung begründen, in ſo reicher Fülle, in ſo hoher Kraft, in ſo vollkommener Harmonie, in ſo wunderbarer Wechſelwirkung, in ſo hervorragender Originalität, in ſo unerſchöpflicher Ergiebigkeit zuſammentraten, wie ſolches in der That von Anbeginn nur bei äußerſt wenigen, außerordentlich bevorzugten Menſchen der Fall geweſen. Was ſein unerſättlicher Wiſſensdurſt mit der ſeltenſten Leichtigkeit und Gewandtheit in den Speichern ſeines Geiſtes zuſammenhäufte, das bewahrte ihm, ſtets dazu bereit, es zur rechten Zeit und am rechten Orte wieder hervortreten zu laſſen, treu und feſt ein neidenswerthes Gedächtniß, über deſſen faſt unermeßlich reiche Schätze ein Scharfblick und Scharfſinn, ein Beobachtungsgeiſt, eine Combinationsgabe, eine Kraft des klaren, geſunden Denkens, ein Vermögen lebensvoller Ideengeſtaltung gebot, wodurch er allein ſchon die Bewunderung der Mit- und Nachwelt auf ſich gezogen haben würde, wenn damit auch nicht die eminenteſte Lebhaftigkeit und Productivität der Phantaſie, die zarteſte und zugleich wärmſte und kräftigſte Empfänglichkeit für alles Schöne und Gute, der reinſte Eifer für Künſte und Wiſſenſchaften, die unbeſtechlichſte Wahrheitsliebe und Ueberzeugungstreue, die glühendſte Begeiſterung für ächte Religioſität und Sittlichkeit und der unermüdlichſte, kühnſte Eifer für ihre Verwirklichung im Leben in engſter Verbindung geſtanden hätte.

So wurde Herder ein Hoherprieſter der Muſik in jenem hohen, umfaſſenden Sinne des Wortes, in welchem es Platon*) gebrauchte und nach welchem die Muſik, als Muſenkunſt überhaupt alle γράμματα, alle Wiſſenſchaften und Künſte, ja ſelbſt die Philoſophie als die höchſte Muſik (φιλοσοφία μὲν οὖσα μεγίστη μουσική. Phaed.) in ſich begreift und als höchſte und vollkommenſte

*) Die Hauptſtellen finden ſich in Rep. Legg., im Phaed. u. Tim.

Menſchenbildung ſelbſt, zum reinſten Seelenadel, zur freien Geſetzlichkeit (εὐνομία) und Gottähnlichkeit führt.

Wie ein Bote Gottes, wie ein evangeliſcher Prophet — und oft ſo genannt von Joh. von Müller und andern ausgezeichneten Zeitgenoſſen, trat er, als Theolog, in einer Zeit hervor, in welcher die witzigflache Bibelſpötterei eines Voltaire und die antichriſtliche Richtung der franzöſiſchen Akademiker in Deutſchland ſo ſehr zum Modeton geworden war, daß es unter den ſogenannten gebildeten Ständen faſt als Schmach galt, ein Verehrer der h. Schrift, ein Chriſtusgläubiger zu heißen.

Mit dem kühnen Muthe eines Propheten bot er, obwohl ſelbſt freiſinnig und Freigeiſt im edelſten und ſchönſten Sinne des Worts, jenem vorherrſchenden Geiſte der Religions-Verachtung und Religions-Spötterei und des blaſirten, flauen Indifferentismus die Stirn. Mit der Kraft eines Propheten zog er den Verblendeten die Binde von den Augen und ſchärfte ihnen den Blick zu einer würdigeren, ſinnvolleren, belebenderen Betrachtungsweiſe der heiligen Urkunden der Religion. Mit der Begeiſterung eines Propheten erſchloß er dem wie mit Blindheit geſchlagenen umhertappenden Un-, Miß- und After-Verſtande der theologiſchen Zunftgenoſſen die Hüllen altteſtamentlicher Geſchichte und Dichtkunſt, und zuerſt durch ihn lernte man die Aeolsharfenklänge der Pſalmen recht fühlen und verſtehen. Mit der eifrigen Liebe eines Propheten, aber mit einer durch den Geiſt des Chriſtenthums geläuterten und verklärten, leitete er die theologiſche Jugend, die ſo vielfach irre geführte, auf den Pfad des ächten lichtwarmen religiöſen Forſchens, Denkens und Glaubens hin. Mit der Rednerkraft eines Propheten zog er Hohe und Niedrige in die verödeten, ausgeſtorbenen Tempel zurück und leuchtete als Theolog ſeiner Zeit, ja in vieler Hinſicht wohl allen Zeiten als Stern erſter Größe vor; und kann es auch nicht unſere Abſicht

ſeyn, Herder's unſterbliche Verdienſte um Theologie und Religion um Förderung einer erleuchteten evangeliſchen Frömmigkeit, hier ausführlicher zu ſchildern, ſo kann es doch auch nicht unbemerkt bleiben, daß ſie in unſerer Zeit bei weitem nicht überall in ihrem vollen Gewichte gewürdigt und anerkannt erſcheinen. Hat man neuerdings Schleiermacher vorzugsweiſe als den Mann genannt, der dem Verfall des evangeliſchen Chriſtenthums am kräftigſten entgegengetreten ſey und am entſchiedenſten für eine wiſſenſchaftlichere Geſtaltung der Theologie gewirkt habe, ſo ſollte man dabei Herder's früheres, vorwirkendes Verdienſt doch wenigſtens nicht in den Schatten ſtellen.

Oder wäre Herder etwa weniger, als jener hochgefeierte Theolog, im Stande geweſen, ſich dem Kreiſe der Hochgeſtellten, der Gelehrten, der Gebildeten zu empfehlen und in ihm geltend zu machen? — Vermochte jemals ein Gottesgelehrter durch Vielſeitigkeit und Tüchtigkeit ſeines Wiſſens, durch Großartigkeit ſeiner Weltanſchauung, durch Talent und wahres Genie zu imponiren, ſo war es doch wohl Herder, deſſen Ebenbürtigkeit, ja deſſen Obergewalt wenn nicht in allen, doch in den meiſten Stücken, auch die größten und tüchtigſten unter den Männern anerkannten und anerkennen mußten, welche ein Karl Auguſt um ſich her verſammelt hatte. Wer in ihm, wie manche Engherzige unter ſeinen Zeitgenoſſen, nicht den Theologen anerkennen wollte, den zwang er bald als geiſtvoller Philolog und Sprachforſcher, bald als Archäolog, bald als Hiſtoriker, bald als großer Kenner der Literaturgeſchichte, nicht blos der klaſſiſchen, ſondern auch der neueren europäiſchen und aſiatiſchen Völker, bald als Geograph und Förderer der Länder- und Völkerkunde, bald als Anthropolog, Phyſiker und Phyſiolog, bald als Mineralog, Botaniker und umſichtiger Naturforſcher, bald als Dichter, Aeſthetiker und Philoſoph zur Bewunderung, der in den verſchiedenartigſten wiſſenſchaftlichen

Fächern, auf welche ſein eminenter Genius ſich hinwandte, faſt immer die Tüchtigſten unter den Zeitgenoſſen überflügelte und wenn er in literariſche Wettkämpfe ſich einließ, ſtets der Siegerkrone gewiß war. Kaum eine oder die andere Kunſt und Wiſſenſchaft wüßten wir zu nennen, die nicht durch ihn mehr oder weniger bereichert worden wäre. Wo er nicht, wie es vielfach von ihm geſchehen iſt, neue Bahnen brach, neue Fundgruben des Wiſſens eröffnete oder alte verſchüttete auf's Neue zugänglich machte, wo er nicht mit der Kraft des Genius ſich emporſchwingend, im kühnen Adlerfluge, über Alles vor ihm Geleiſtete weit hinaus drang und wie z. B. in den „Ideen" Felder der Wiſſenſchaft eröffnete und durchmaß, deren Anbau in ſolcher Weiſe erſt durch ihn in's Leben treten ſollte; wo er nicht durch kühne, durchgreifende Läuterungsproceſſe einzelnen Wiſſenſchaften einen neuen Aufſchwung, eine höhere Richtung, eine würdigere geſchmackvollere Behandlungsweiſe verlieh; da überraſchte er wenigſtens durch einzelne geiſtreiche Gedanken, Anſichten und Bemerkungen, welche oft, wie Sonnenblicke, Licht in die Finſterniß brachten; da erfreute er wenigſtens durch lichtvollere und elegantere Darſtellung des von Anderen Gebotenen. Wie von einer Himelayahöhe herab das Gebiet der Wiſſenſchaften überſchauend, wußte er die verſchiedenartigſten Gegenſtände und Erſcheinungen in der Natur und im Menſchenleben zu erfaſſen, ſie in ihrer Nothwendigkeit und in ihrem inneren Zuſammenhange zu begreifen und die gewonnenen Reſultate meiſt in wenigen kurzen Ideenzügen zur Anſchauung zu ſtellen, die, wo ſie mehr als Ahnungen hervortraten, ſpäterhin durch einen Ritter, von Humboldt und andere Koryphäen der Naturwiſſenſchaften, der Erd- und Völkerkunde oft in wunderbarer Weiſe ihre Beſtätigung fanden. Sein energiſcher Scharfblick drang den Völkern der alten und neuen Zeit gleichſam durch Mark und Bein bis in den innerſten, tiefſten Lebenskern heran, und die klimatiſchen,

geognoſtiſchen, hydrographiſchen, botaniſchen und zoologiſchen Verhältniſſe ihrer Wohnſtätten, ihre anatomiſche und oſteologiſche Structur, ihre Phyſiognomie, ihre Religionen, ihre Sitten und Gebräuche, ihre Lebensweiſe, ihre Geſetze und politiſchen Einrichtungen und Verhältniſſe, ihre Künſte und Wiſſenſchaften, das Alles concentrirte ſich in dem Spiegelglobus ſeines poetiſch-philoſophiſchen (platoniſchen) Denkens zu klar umriſſenen, in ſich wohlvermittelten, wie aus einem Guſſe geformten Bildern, voll pragmatiſch-plaſtiſcher Deutlichkeit und Lebensfülle; das Alles ſchmolz im elektriſchen Centralfeuer ſeiner gewandten, kerngeſunden Dialektik zu fein geläutertem Golde zuſammen, um auf dem Bazar der Wiſſenſchaft Freunde und Feinde, Gönner und Neider reich zu machen.

Und dieß um ſo mehr, je edler und herrlicher das Gepräge, die Form, war, in welcher er ſeine reichen Schätze darbot. „Beſucht Herders Schöpfungen, wo griechiſche Lebensfriſche und indiſche Lebensmüde ſich ſonderbar begegnen: ſo geht ihr gleichſam in einem Mondſchein, in welchen ſchon Morgenröthe fällt, aber eine verborgene Sonne malt ja beide", ſagt Friedrich Richter im XIV. vom Stil und der Darſtellung handelnden Programm ſeiner Vorſchule der Aeſthetik und nennt ihn dort „einen chriſtlichen Platon im Darſtellen."

„Energie, Schwung und Empfindung war der hervorſtechende Charakter ſeiner früheren, Eleganz und Würde der ſeiner ſpätern Schreibart, der große und wohlthätige Einfluß, den Herder ſchon von Anfang ſeiner Schriftſtellerei bis an ſein Ende auf die deutſche Sprache hatte, iſt noch nicht unterſucht" ſchrieb J. G. Müller S. XX ſeiner Vorrede zu „Aelteſte Urkunde des Menſchengeſchlechts,"*) und in der That,

*) Tübingen 1806.

Herder's Darſtellungsweiſe war die reiche, volltönende, jeder Modulation fähige Lyra in Apollo's Hand ſelbſt. Sein Stil war geſchmeidig, friſch, immergrün und reichbelebt, eng ſich an die Gegenſtände anſchmiegend, ſie kräftig umſpinnend und ſich aus ihnen heraus nährend wie Epheu, mit deſſen Ranken bald der Sturmwind wie mit den Saiten rieſenhafter Aeolsharfen ſpielt, während zu anderer Zeit wieder bald in dem zarteren, weſtumhauchten Blätterwerk leichte Elfen umherſchlüpfen, bald das Mondlicht wohnt. Groß, gewaltig und ſchwungreich am Erhabenen, energiſch am Heroiſchen, mild und weich am Zarten, alterthümlich einfach am Antiken, elegant am Modernen, plaſtiſch klar am einfach zu Tage Liegenden, ahnungsvoll träumeriſch und orakelhaft am Dunkeln und Geheimnißvollen, und ſtets madonnenhaft züchtig, wie nicht leicht bei einem andern Autor, war und blieb ſeine Darſtellungsweiſe, in Poeſie wie in Proſa, von einem zauberiſchen Dufte durchweht, deſſen geiſtigen Hauch man am deutlichſten dann empfindet, wenn Herder, wie im „Cid", in den „Stimmen der Völker in Liedern", Blüthen aus den poetiſchen Blumengärten fremder Nationen gepflückt auf heimiſchen Boden verpflanzt.

Denken wir uns nun das Alles in ihm verbunden mit der wärmſten, glaubensvollſten und geläutertſten Chriſten-Frömmigkeit, mit der fleckenloſeſten Sittenreinheit, mit dem hochherzigſten Eifer für Menſchenwohl, mit dem glühendſten Zorne wider alles Niedrige und Gemeine, mit der zarteſten, hingebendſten Empfänglichkeit für Liebe und Freundſchaft,*) ſo mögen wir wohl behaupten, daß in ihm die μουσικη des

*) Wie verehrungswürdig erſcheint nicht Herder als Gatte und Vater in ſeinen auf der italieniſchen Reiſe geſchriebenen Briefen an ſeine Gattin und Kinder!

Platon in reinſter Vollendung, in reichſter Verklärung hervorgetreten ſey.*)

Doch wir haben, während wir dieß nachzuweiſen verſuchten, den eigentlichen Muſiker, im gewöhnlichen, engeren Sinne des Worts, der doch in Herder ſo tüchtig vertreten war, und ſomit die uns von der geehrten Redaction geſtellte beſondere Aufgabe, ganz aus dem Auge verloren. Indem wir uns anſchicken, dieß Verſäumniß gut zu machen, werden wir uns jedoch genöthigt ſehen, die angedeuteten engeren Grenzen zu überſchreiten. Des großen Mannes Andeutungen, Unterſuchungen und Ausſprüche über die Tonkunſt in's Beſondere ſind nämlich theils ſo zahlreich, theils, nach allen Hauptbeziehungen hin, ſo wichtig und auch für unſere Zeit noch ſo beachtungswerth, daß wir, wenn auch dem Buchſtaben, doch gewiß nicht dem Sinne und Geiſte der geehrten Redaction dieſes Album genügen würden, wenn wir uns in jenem, von derſelben angedeuteten engeren Kreiſe der Unterſuchung haltend, unſern Leſern, zumal den muſikaliſchen unter ihnen, den allgemeineren Ueberblick über Herder's Verdienſte um die Muſikwiſſenſchaft verſagen wollten, zumal da uns eine umfaſſendere Betrachtung derſelben zu einer für die Literaturgeſchichte keineswegs unerheblichen Entdeckung führen wird. Es wird ſich nämlich, indem wir lediglich durch Herder ſelbſt, d. h. durch Auszüge aus ſeinen Schriften jenen allgemeineren Ueberblick gewinnen laſſen, von ſelbſt ergeben, daß nicht, wie man gewöhnlich annimmt, der durch ſeine Gefangenſchaft zu Hohenasperg ſehr bekannt gewordene Muſiker, muſikaliſche Schrift-

---

*) Vergl. Jean Paul's ſämmtliche Werke. Berlin 1827. 43. Bd. S. 164 ff.

ſteller und Dichter Chriſt. Fried. Daniel Schubart († 1791), deſſen „Ideen zu einer Aeſthetik der Tonkunſt“ von L. Schubart erſt 1806 herausgegeben wurden, ſondern vielmehr Herder in ſeinen theils früher angeſtellten, theils ungleich tieferen und geiſtreicheren muſikaliſch-äſthetiſchen Unterſuchungen, als der eigentliche Begründer der muſikaliſchen Aeſthetik zu betrachten ſey. Daß Herder keine beſondere Schrift unter dieſem Titel herausgegeben hat, kann ſeinem Ruhme in dieſer Beziehung keinen Abbruch thun, denn wenn auch nicht der Name, ſo findet ſich doch in ſeinen Schriften, und zwar noch in einem weit größeren Bereiche, als wir es hier werden darlegen können, die Sache. Bei Erörterung ſeiner Verdienſte um dieſe ſelbſt wird uns aber Herder ſowohl als Muſikfreund wie als muſikaliſcher Hiſtoriker, Aeſthetiker, Kritiker und Dichter entgegentreten, wenn wir auch nicht immer im Stande ſeyn werden, in ihm den Einen von dem Anderen in ſtreng logiſcher Abſonderung getrennt zu betrachten, denn wir müßten ſonſt Vieles bei ihm aus Einem Guſſe Hervortretende unleidlich zerreißen und zerſplittern. Auch wolle man hier nicht eine vollſtändige, erſchöpfende, auf die tiefſten Fäden zurückgehende Löſung der Aufgabe von uns erwarten. Sie würde uns genöthigt haben, auch „die Metakritik“ in's Feld unſerer Betrachtung hereinzuziehen, und dazu würden wir wenigſtens ſo viel Monate als Wochen und den Raum eines Buches bedurft haben.

Um leicht möglichen Mißverſtändniſſen zu begegnen, wollen wir indeß im Voraus noch Folgendes bemerken:

1) Herder's muſikaliſch-hiſtoriſche und äſthetiſche Unterſuchungen, die wir in dem Nachfolgenden vorlegen, ſtammen größtentheils aus ſehr verſchiedenen Perioden ſeines Lebens her, und ſchon daraus erklären ſich manche, da und dort hervortretende Widerſprüche, während andere daher zu erklären ſind, daß er zuweilen eine einzelne iſolirte Idee mit Wärme verfol-

gend, ſie bis zur höchſten Spitze hinaustrieb, ein Punkt, der uns zu manchen Anmerkungen veranlaßt hat, welche indeß größtentheils durch ihn ſelbſt, d. h. durch andere äſthetiſche Unterſuchungen, welchen er ſich gelegentlich unterzog, ihre Erledigung finden.

2) Herder's Jugend fiel in eine Zeit, da die herrlichen Inſtrumentalwerke eines Seb. Bach faſt verſchollen waren, während ſie ſelbſt im Fache der Inſtrumentalmuſik faſt nur Makulatur hervorbrachte. In ſeinen reiferen Jahren aber waren Mozart's und Haydn's Meiſterwerke in jenem Fache noch wenig bekannt und noch weniger erkannt und mit Geiſt und Geſchick geübt. Daher Herder's nicht wohl zu verkennende Traurigkeit gegen die reine Inſtrumentalmuſik überhaupt. Allein ob er gleich auf dem Gebiete derſelben ungleich weniger heimiſch war, als auf dem der Geſangmuſik, ſo erkannte er doch ihr gutes Recht nicht nur an, ſondern gab auch für ſie Winke und Andeutungen, welche für die Kunſtjünger und Künſtler aller Zeiten in Gültigkeit bleiben müſſen.

3) Herder's muſik-hiſtoriſche Forſchungen ſind, wenn auch im Verhältniß zum gegenwärtigen Stande der Muſikgeſchichte, im Allgemeinen etwas in den Hintergrund getreten, dennoch inſofern von bleibendem Werthe, weil ſie theils ſelbſtſtändig waren, theils zu ganz eigenthümlichen, noch immer nicht gehörig beachteten und benutzten Reſultaten führten, theils eine ſo ächt wiſſenſchaftliche Pragmatik beurkunden, daß ſie in ihrer Art als faſt unübertreffliche, ſtets nachahmungswerthe Muſter ſich geltend machen.

Herder als Muſik-Freund und Praktiker.

Von ſeinem Vater Joh. Gottfr. Herder, Kantor und Mädchenſchullehrer zu Mohrungen im Königreiche Preußen,

wahrſcheinlich ſchon in ſeiner Knabenzeit vorläufig im Geſang und Klavierſpiel unterrichtet, wurde unſer Herder von früheſter Jugend auf mit der Tonkunſt innig befreundet, leider aber fand er nur wenig Gelegenheit, ſein muſikaliſches Talent praktiſch auszubilden. So heißt es in den nach ſeinem Tode von ſeiner verehrungswürdigen Gattin aufgezeichneten Erinnerungen: *)

„Muſik und Geſang waren ſchon in ſeiner Kindheit ſein fröhlichſter Genuß. Er lernte das Klavier in der Schule in Geſellſchaft einer Menge Schüler; und dieſe hatten ein einziges, kleines armſeliges Inſtrument, welches ſie jedesmal aus einer Schulſtube in die andere ſchleppen mußten. Wie wenig Unterricht konnte bei einer ſolchen Menge an den Einzelnen kommen! Und doch hatte er vom Generalbaß und der Harmonie gründliche Kenntniſſe. **) Vorzüglich liebte er die einfachen, erhabenen Töne der Kirchenmuſik, und wohl hatte auch hierin ſein von vielen ſo verkannter Rector das erſte Verdienſt, da er ſich, wahrſcheinlich aus Neigung und Liebhaberei, auch des Unterrichts im reinen Kirchengeſang bei ſeinen Schülern beſtens annahm und Herder's angebornes Gefühl für Muſik richtig lenkte. Immer bedauerte er aber den Mangel an einem beſſern Unterricht im Klavier und Zeichnen.“ —

„Ich liebe die Muſik unausſprechlich“, ſagt er ſelbſt in einem ſeiner Briefe „nur bin ich ſo ſehr verſäumt; ich bin früh in ſo ſchlechte Hände gefallen; ich bin bald in ſo viel verwickelnde Geſchäfte gerathen; und denn endlich, ich bin ſo flüchtig und ungeduldig bei allem, was viele lange mechaniſche

*) Tübingen 1820. 1. Th. S. 10.

**) Daß Herder wenigſtens das harmoniſche Weſen des Chorals klar erkannte und durchſchaute, erhellet unter Anderem aus ſeiner trefflichen Vorrede zum Rempt'ſchen Choralbuche, das unter ſeiner beſonderen Aufſicht und Mitwirkung verfaßt wurde.

Uebung fodert — daß ich bei der empfindlichſten Seele die ungeſchickteſten Hände zum Clavier habe. — Die Muſik iſt für empfindliche Herzen und feine Seelen ein ſo unentbehrliches Vergnügen; die Gedanken des bloßen Kopfes ermatten ſo leicht; die Sprache des bloßen Mundes wird hie und da ſo unkräftig, daß ein Saitenſpiel, mit einem Liede beſeelt, gewiß in die Oekonomie eines glücklichen Lebens, als tägliches Hausgeräth gehört." u. ſ. w.

Zur Kenntniß größerer Muſikwerke und zu einer umfaſſenderen, großartigeren Anſchauung des Muſikweſens gelangte er wahrſcheinlich während ſeines Aufenthaltes in Paris im Jahre 1769, von welchem er ſelbſt ſchreibt *): „Ich habe geſucht Bücher, Menſchen, Deklamation und Schauſpiel, Tänze und Malereien, Muſik und Publikum zu ſtudiren." Ergiebig für ihn in muſikaliſcher Hinſicht erwies ſich nicht minder ſein Aufenthalt zu Bückeburg, wo ſein Landesherr ſich eine zwar nur kleine, aber auserwählte Kapelle hielt, zu deren Aufführungen am Hofe Herder, deſſen Muſikliebe jenem wohl bekannt war, oft beſondere Einladungen erhielt, wie er denn auch dort mehrere ſeiner Cantaten dichtete. **) In einem Briefe von ihm vom 2. Juli 1771, ***) heißt es z. B.: „Ich bin morgen wieder vom Herrn, der außerordentlich viel Rückſicht auf mich hat, auf das Stabat mater von Pergoleſe invitirt, worüber ich mich mehr, als auf alle Freudenbezeigungen freue." — „Pergoleſe's Stabat mater," ſchreibt er bald darauf „hat mich ſehr gerührt: noch mehr aber eine andere Arie von Pergoleſe ****) aus einer Oper, die mir noch immer in der Seele weinet. Es iſt die Sprache zweier Gatten, die ſich im Gefängniß vor

*) A. a. O. S. 142.

**) A. a. O. S. 196.

***) A. a. O. S. 207.

****) Wahrſcheinlich Duett.

ihrem Tode als Geſchwiſter finden und ihr armes Kind anreden: misero Pergoletto — o, warum kann ich Ihnen nicht Ton und Empfindung ganz herzaubern!“

Ob Herder ſelbſt Compoſitionen verfertigte, darüber ließ ſich aus ſeinen Werken nichts Sicheres ermitteln. Folgende Stelle in den Erinnerungen *) ſcheint darauf hinzudeuten: „Das war Nacht und Morgen. Ich habe darüber den 23. Pſalm in eine ſchöne Melodie geſetzt und lege ihnen das vortreffliche Liedchen bei.“ Indeß ließe ſich dieſe Stelle auch ſo verſtehen, daß hier Herder, wie er es allerdings häufig und mit großer Gewandtheit und feiner Auswahl that, der Melodie irgend eines Componiſten einen Text unterlegte. — Viele ſeiner kleineren und größeren Dichtungen waren, wie er ausdrücklich von mehreren bemerkt, für die muſikaliſche Compoſition berechnet. So z. B. Brutus. „Hier iſt mein Brutus,“ ſchreibt er **). „Er iſt ohne Muſik nur Fachwerk und Netz.“

Ob Herder während ſeines Aufenthalts zu Rom Gelegenheit fand, den Geſangaufführungen der päpſtlichen Kapelle beizuwohnen, darüber finden ſich leider in den „Erinnerungen“ keine Nachrichten; allein ſonſt wohl Andeutungen in ſeinen Schriften. Ergiebiger in muſikaliſcher Hinſicht zeigen ſich jene im Betreff ſeines Lebens in Weimar, wo ſich ſchon damals, vorzüglich unter dem Kapellmeiſter Ernſt Wilh. Wolf, das Muſikweſen zu zeitgemäßer Blüthe entfaltet hatte. So heißt es in den Erinnerungen: ***) „Muſik war ihm Freude und Troſt des Lebens. Er ſpielte das Klavier: doch nur ſelten und nur einfache Melodieen und Lieder. Aus Mangel an hinreichendem Unterricht in der Jugend hatte er keine Fertigkeit darin erlangt, und bei ſeinem Aufenthalt zu Königsberg fehlten ihm

*) A. a. O. S. 212.
**) A. a. O. S. 221.
***) 2. Th. S. 298.

Geld und Zeit, um an Klavierübungen zu denken. — Unzählige Mal beklagte er's, daß er ſich im Klavier und Zeichnen nicht habe üben können. Er verſtand aber den Generalbaß, die Regeln der Harmonie, und konnte nach dieſen, ſo wie nach ſeinem Gefühl über Muſik ſehr richtig urtheilen. Händel, Gluck und Mozart waren ſeine Lieblinge; Haydn's ſieben Worte von Gottfried und Emil (ſeinen Söhnen) auf dem Klavier ſpielen zu hören, machte ihm das innigſte Vergnügen. Kirchenmuſik liebte er vorzüglich. Wenn er in ſeinem Zimmer mitten in Geſchäften war, und das Chor ſang vor unſerem Hauſe, oder es wurde in der uns nahen Kirche ein Lied in ſchöner Melodie geſungen, ſo hielt er in ſeiner Arbeit ſogleich inne und hörte dem Geſange zu. In heitern wie in trüben Tagen war Muſik und Geſang ihm der höchſte ſüßeſte Genuß des Lebens. Ein Lied, von einer ſchönen Stimme oder im Chor geſungen, konnte ihm die Schwermuth vertreiben und er ſang ſelbſt mit. *) Eine ſchöne Oper verſäumte er nie. Ueber Geiſt und Kraft der Muſik ſchien in ſeiner Seele manche noch unausgeſprochene Idee und Ahnung zu liegen, die nur auf den Funken wartete, der ſie hervorlockte. Wie in der Poeſie, ſo liebte er in der Muſik über Alles das Einfache. Zu den Volksliedern ſammelte er die Original-Melodieen, und würde, wenn er die Sammlung: Stimmen der Völker in Liedern, noch ſelbſt hätte ordnen können, wahrſcheinlich jene damit verbunden haben, denn Lied und Melodie waren ihm unzertrennlich. Er fühlte bei

*) Von der Lieblichkeit und Anmuth und von der rührenden und tief erregenden Kraft, welche in Herder's Stimme lag, giebt beſonders Fr. Richter ein begeiſterungsvolles Zeugniß im erſten Bande der Flegeljahre S. 59 u. 60. Berlin b. Reimer 1827. An einer andern Stelle ſagt Richter: „Wollteſt du die ſüßeſte Stimme hören, ſo war es ſeine u. ſ. w.“ Nach mündlichen Mittheilungen, die uns geworden, bewegte ſich Herder's Stimme im rührendſten Wohllaute, in den Regionen des Baryton — aber ſie konnte auch geiſtig donnern.

dem Inhalt und Metrum eines Liedes von selbst die dazu passende Melodie, und wußte bestimmt anzugeben, wenn der Dichter und der Componist nicht harmonirten, oder der Dichter es nicht selbst in seiner Seele gesungen hatte."

Als hochgestellter kirchlicher Beamteter „wünschte er *) dem öffentlichen Gottesdienste mehr Erweckung, Theinahme und Innigkeit, besonders durch die einmal eingeführte Kirchenmusik zu geben, und sie, vermittelst der einfach-erhabenen Melodieen der alten Kirchenmusik, in ihre wahre Wirkung zurückzuführen. — Die mehrmalige trefflich gelungene Aufführung des Händelschen Messias, dessen Text er nach dem zur Musik passenden Sylbenmaße übersetzte **), erhob und befeuerte ihn lebhaft. Eine erhebende Kirchenmusik und was daran grenzt, war für ihn der höchste Genuß. Was aber hierin in der Weimarschen Kirche gethan werden konnte, blieb weit hinter seinen Wünschen zurück. — — Den Kirchengesang ***) in seine einfach erhabene Wirkung wieder einzusetzen, durch schöne Melodieen christlicher Lieder und durch Kirchencantaten, wünschte er oft. Aber da der Chor des Gymnasiums von einer gewissen Zeit an, fast täglich zu Opernproben und Aufführungen auf dem Theater gebraucht wurde, so war hieran nicht zu denken. Sonst war dieser Chor zugleich eine Pflanzschule künftiger Cantoren des Landes und also zu seiner Idee ganz geeignet.

---

*) Erinnerungen 2. Th. S. 126.

**) S. Gedichte, 2. Th. S. 267.

***) A. a. O. S. 214.

Herder zur muſikaliſchen Aeſthetik.

Die Grundlage der muſikaliſchen Aeſthetik hat Herder vorzüglich in der Kalligone *) gegeben und zwar in ſokratiſcher Form. Suchen wir den Kern ſeiner Geſpräche zu faſſen, ſo gewinnen wir folgende Reſultate:

„Wenn die Dinge um uns her uns ihr Inneres nicht andeuten, ſondern ankündigen wollen, ſo geſchieht dieß durch den Schall, der ein Inneres ausdrückt, ein Inneres bewegt. Geſtoßen, elaſtiſch ſich wiederherſtellend, giebt jeder Körper einen Schall. Es iſt ein Medium da, das dieſen Schall aufnimmt, fortträgt und anderen harmoniſchen Körpern mittheilt — durch Bewegung, mittelſt derer ſich die bewegende Kraft ſelbſt in Wirkung offenbaret. — Was iſt alſo der Schall anders, als die Stimme aller bewegten Körper aus ihrem Innern hervor? ihr Leiden, ihren Widerſtand, ihre erregten Kräfte, andere harmoniſche Weſen laut oder leiſe verkündend. Die Stimmen aller dieſer Bewegten und Widerſtrebenden tönen bei weitem nicht gleich. Anders tönt das geſchlagene Metall, anders die gerührte Saite. Anders liſpelt das Rohr, anders ruft die geläutete Glocke, anders die Tuba — und alle doch unſerer Mitempfindung verſtändlich. Spricht alſo die bewegte Natur mittelſt des Schalles oder Lauts zu harmoniſchen Weſen (denn auch die kleinſte Bewegung, wenn wir ſie vernehmen könnten, würde nicht ohne Laut ſeyn): ſo iſt an unſerm Mitverſtande, an unſerer Mitempfindung mit der Stimme lebendiger Mitgeſchöpfe wohl nicht zu zweifeln. —

Wenn der Schall alſo ein allgemeiner Ausdruck der bewegten elaſtiſchen Natur iſt, was wird körperlich ſeine Eigen-

*) Sämmtl. Werke zur Philoſophie u. Geſchichte. Tübingen 1819. 16. Th. S. 52.

ſchaft ſeyn? Wird er ſich nicht in Wellen bewegen? Die elaſtiſche Natur der ſchallenden Körper und der Luft, als einer Trägerin des Schalles fodert dieſes. Zeitmäßig werden dieſe Wellen erregt, in Verhältniß der Länge, der Geſtalt, der Dicke oder der Spannung der vibrirenden Körper: zwei Analogieen zwiſchen Licht und Schall liegen hier vor uns, obgleich in der größten Verſchiedenheit beider Sinne und Mittheilungsweiſen. Wie das Licht ſich ſelbſt als den großen Erwecker der Thätigkeit ſichtbar zeigte, ſo Schall, der große Verkündiger und Erreger der Leidenſchaften, in der Natur unſichtbar. Dieſer erweiſt ſich erſchütternd, regend, jenes, das Licht, ſanft reizend. Wie das Licht Fläche, d. i. eine unzerſtörliche Haltung im Raum, ein Nebeneinander bereitet und Figuren darauf zeichnet, ſo der Schall Dauer, eine unzerſtörliche Haltung in Zeitmomenten nach einander, in denen wiederkommende Stöße der Bewegung ſich offenbaren.

Die harmoniſch mit- und nachklingenden Töne auf der geſpannten Saite nennt man Conſonanzen. Die Saite hat nach Zahl und Verhältniß conſone Punkte, zwiſchen welchen die Diſſonanzen unerweckt liegen. Jene alſo, um in der Sprache der vollſtimmigen Natur zu reden, ſobald elaſtiſch der Ton erklingt, erheben ſich gleich- oder einſtimmig zum Widerſtande; der Zeit ſowohl als ihrer innern Art nach ſind ſie, wie jene Figuren im Raum, nach einer unwandelbar-feſten Ordnung da, ſich zugleich offenbarend. Accord heißt dieſe Haltung. Mit jedem Ton tönt alles Gleichförmige mit, bis zu einer unerreichten Höhe und Tiefe tönen die Conſonanzen nach und zu einander. Hohe Geſetze der unwandelbaren Natur! Ein Odeum, ein Saal ewiger Harmonieen, in denen wir bis zum Unmerklichen, Unverfolgbaren hin leben. Uniſon und conſon folgen die Töne, ſie folgen nach ewigen Verhältniſſen aus der Beſtandheit und widerſtehenden Kraft der Körper. Alles will bleiben, was es iſt und ſtellet ſich wieder her;

alles Gleichartige hilft ihm dazu und ſtehet mit auf. Die Stimme, die dies ankündigt, nennen wir Accorde, im weitern Umfange Conſonanzen."

„Irre ich nicht, ſo wird hiemit eine dritte Analogie, unabtrennlich von jenen, zwiſchen Farben und Tönen kennbar, nämlich die Tonleiter, Skala, die mittels dieſer Verhältniſſe auf ſich ſelbſt ruhet. Wir nennen ſie Skala, weil ſie auf einer Saite, dem Monochord, ſich unſerem Ohr hinauf und hinab zeitmäßig offenbart; eigentlich aber ſind, wie dort mit einem Sonnenſtrahl alle Farben, ſo mit Einem angeklungenen Ton, alle Töne auf- und niederwärts gegeben. Statt ſieben könnten wir ſiebenundſiebenzig nennen und ſie beſchlöſſe doch derſelbe Tonkreis, aus welchem und über welchen unſer Ohr nicht hinaus kann. Ich ahne jetzt, worin das Weſen und die Anmuth nicht nur der Harmonie, ſondern auch, und vorzüglich der Melodie ruhe.

Der Grund der Harmonie entdeckt ſich im Bau der Körper ſelbſt, in den jeden erklungenen Ton begleitenden Mittönen; bei der gerührten Saite und in Chladni's Verſuchen bei geſtrichenen Glastafeln wird ſie ſogar dem Auge ſichtbar. *) —

Durch und durch ſind wir elaſtiſche Weſen; unſer Ohr, die Gehörkammer unſerer Seele iſt ein Akroaterion, eine Echokammer der feinſten Art. — Wenn ein einzelner Ton auf-

*) S. Rameau, Traité de l'harmonie ed. d'Alembert-Diderot, principes generaux de l'Acoustique. Oeuvr. phil. Tom VI. Chladni, Entdeckungen über die Theorie des Klanges. Leipz. 1787. Eine Schrift voll merkwürdiger Beobachtungen. Wie ſehr dieſer Punkt theils durch ſpätere Schriften Chladni's ſelbſt, theils durch die Unterſuchungen Gottfried Weber's (in der Caecilia und in der allgem. muſikal. Zeitung niedergelegt), theils durch die der Gebr. Weber (Wellenlehre), theils durch die Opelt'ſchen und Scheibler'ſchen Entdeckungen aufgehellt worden, wird unſeren Leſern wenigſtens zum Theil bekannt ſeyn.

weckt, ſo erneuern und verſtärken abgeſetzte einzelne Töne die Erſchütterung; lang gezogene, anhaltende Töne dehnen die Empfindung, indem die Erſchütterung anhält. Wechſelnde oder abnehmende, ſteigende oder ſinkende Töne, ein langſamer oder ſchneller, ernſthafter oder hüpfender, andringender, zurückweichender, hart- oder weicher, gleich- oder ungleichmäßiger Fortgang der Töne, die Stöße, Schläge, Hauche, Wellen der Rührungen und Vergnügen, was wirken ſie auf unſer Gemüth? Gleichartige Regungen, wie jeder die Muſik begleitende unwillkürliche Ausdruck unſrer Affecten zeigt. Das Leidenſchaftliche in uns (τὸ θυμικόν) hebet ſich und ſinkt, es hüpft oder ſchleicht und ſchreitet langſam. Jetzt wird es andringend, jetzt zurückweichend, jetzt ſchwächer, jetzt ſtärker gerührt; ſeine eigne Bewegung, ſein Tritt verändert ſich mit jeder Modulation, mit jedem treffenden Accent, geſchweige mit einer veränderten Tonart. Die Muſik ſpielt in uns ein Clavichord, das unſre eigne, innigſte Natur iſt.

Ein jeder offene Naturmenſch empfindet eine ſolche Wirkung der Töne. Eine gewiſſe Muſik macht alle traurig; eine andere, raſche, hüpfende, macht alle raſch, luſtig, hüpfend. Dieſer kann zu dieſer, jener zu jener Muſik von Natur geneigter, nach ſeiner Stimmung aufgelegter ſeyn; die Grundcharte der Empfindungs- und Tonarten aber liegt einſtimmig in aller Gemüth. Die Nationalmelodieen jedes Volkes enthüllen ſeinen Charakter, zugleich aber auch die Stufe ſeiner muſikaliſchen Bildung.

„Nicht etwa nur, wie durch Töne dieſe Nation bewegt werden will, ſondern auch wie ſie bewegt werden kann, oder bisher vergnügt wurde, zeigt die Nationalmuſik jedes Volkes. Gewiß haben ſich bei allen Völkern oder Menſchen nicht gleichviel Gänge der Bewegung der Leidenſchaften und Töne entwickelt; ihr leidenſchaftliches Gemüth iſt nicht auf gleiche Weiſe urbar gemacht, ihre Elaſticität nicht auf

einerlei Wegen, nicht in gleichem Grade geregt worden; daher dann das verſchiedene Urtheil über die verſchiedenen Wirkungen dieſes oder jenes Vortrags. Manche träge Völker ſteigen in wenigen Conſonanzen auf und nieder; andere, berauſchte, drehen grob oder hüpfend ein Rad ſogenannter Sangweiſen umher, nach denen ſie hüpfen und laufen. Leichtere, feinere, inſonderheit Bergvölker ſchwingen ſich am kühnſten Seil auf und nieder; feſt und leiſe treten ſie auf jede kleinſte Sproſſe des Baumes der Töne. Wodurch hat die Natur dieſe leichte Sicherheit unſerer innern Elaſticität bewirkt? Etwa durch Harmonie allein? Die liegt freilich, wie die feſten Verhältniſſe der Baukunſt, aller Muſik zum Grunde, da ſie aber die ganze Muſik, ihre Kraft und Wirkung nicht ausmacht, ſo muß der beſondere Weg, den jetzt dieſe und keine andere Empfindung in ihrer Eigenheit nach ihrem Maaß und Ziel, in allen Wendungen ihrer Kraft nimmt, ſteigend und ſinkend, nachlaſſend und widerſtrebend, ſtark und ſchwach, raſch und ermattend, in einer Regel enthalten ſeyn, einer ſichern Regel. Läge dieſe nicht vor uns? Der Cyklus, der alle Töne und Gänge durch ein unauflösliches Band dergeſtalt knüpft, daß mit Einem Tone uns Alle gegeben ſind, und in ihm nicht nur Melodie, ſondern der Gang aller Melodieen möglich wird, auf einer feſtbeſtimmten, höchſt ſichern Tonleiter, wäre dieſer nicht Regel? Was unter Linien die gerade Linie, unter den Figuren das Quadrat oder Rectangul war, die Baſis der Richtigkeit, aus welchen allein aber keine Form beweglicher Schönheit entſpringen konnte, das iſt in Tönen die Harmonie, gleichſam die Baukunſt der Töne, aus welcher aber auch eben ſo wenig die viel bewegliche Melodie der Leidenſchaften entſtehen könnte, wenn jede Empfindung nicht in dieſem feſtumſchloſſenen Tonkreiſe ihre Curve, ihren Brennpunkt, ihr Ziel und Maß hätte. Die ganze Anzahl von Linien, die zwiſchen der geraden und

dem Kreiſe liegen und dort Linien der Schönheit waren, ſind in dieſer Kunſt melodiſche Gänge, jeder in ſeiner Bahn mit jedem anderen unvertauſchbar, alle aber von einer ewigen Regel, dem Tonkreiſe gebunden. Dieſer ſtehet und bleibt; unzählige Melodieen, d. i. Schwingungen und Gänge der Leidenſchaft ſind mit und in ihm gegeben. — Troſt für den, der fürchtete, daß in der Muſik bereits Alles erſchöpft ſey! So lange Leidenſchaften in der menſchlichen Bruſt ſind, ſo lange jede Empfindung in Tönen ſpricht und jede Nation auf ihrer Stufe der Ausbildung ſich derſelben gemäß ausdrückt, werden mit den ſieben uralten Tönen neue und neue Lieblingsmelodieen ertönen.

Wie ſteht's nun aber mit dem Meſſen und Zählen in dieſem ſo feſt gebundnen Syſtem, das ſo zahlreiche, ja unzählige Tongänge frei läßt? — Nicht wir zählen und meſſen, ſondern die Natur; das Clavichord in uns ſpielt und zählt. Iſt dies mangelhaft, hörten wir keine andern Gänge, keine reinern Töne, als Schälle und Klänge, ſo urtheilen wir nicht feiner, als wir empfinden. Wird unſer Ohr reiner geſtimmt, wir lernen feiner unterſcheiden, in freiern Schritten den Gang unſrer Empfindungen üben, ſo wird innerhalb der 7 Töne, aus welchen wir nie gelangen, in jedem muſikaliſchen Werk eines Meiſters uns ein neues unendliches Vergnügen bereitet. Wie ſich bei dieſem und keinem andern elaſtiſchen Druck dieſe und keine andere Gegenwirkung offenbart, ſo beim Anklange jeder Leidenſchaft, beim Schwunge jeder Empfindung. Die muſikaliſche Skala war da, eh' Pythagoras ſie maß; der Gang in ihren Verhältniſſen, die Energie der Natur wirkt, ohne daß unſer Gemüth bei jedem Tritt die veränderte Bewegung ſignire. Wer nicht rein und beſtimmt die Skala, an der wir auf- und niederſteigen, in ſich hat, deſſen ſtumpfem Ohr, deſſen falſcher Stimme, deſſen mißgreifender Hand, deſſen gelehrtmißſtimmten Inſtrument wird Euler's ganze Muſiktheorie

zum muſikaliſchen Gefühl nicht helfen. — Uebrigens iſt's Wohlthat der Natur, daß ſie uns bei Tönen wie bei Farben in dies leicht begreifliche feſte Syſtem geſchloſſen, ſowohl um uns in Ordnung zu halten, als uns das Meiſte und Schärfſte auf die leichteſte Weiſe mitzutheilen. Beide Medien enthüllen uns mittelſt einer das Weltall umſchließenden Regel, jenes ein ſichtbares, dies ein hörbares All, eine Weltordnung."

Den Inhalt der hier im Auszuge mitgetheilten, z. Th. gegen Kant'ſche Anſichten polemiſirenden und ſie berichtigenden Abhandlung, deren hohe Wichtigkeit für die muſikaliſche Aeſthetik kein Sachverſtändiger verkennen wird, faßt Herder, ihn mit mancherlei Anderem, z. B. Tanz und Geberde, in Beziehung bringend, im IV. Abſchnitt der Kalligone unter der Ueberſchrift „Von Muſik" *) noch einmal in gedrängterer Form zuſammen, und bietet darin, zumal wenn man aus der „Preisſchrift über den Urſprung der Sprache" **) noch das hierher Gehörende heranzieht, eine höchſt ſcharfſinnige und fruchtbare Grundlage der muſikaliſchen Aeſthetik überhaupt, welche der Bearbeiter dieſer Wiſſenſchaft nur zum Schaden derſelben überſehen oder unbenutzt laſſen kann.

Minder ausführlich, als in dem oben Mitgetheilten, aber manche beachtungswerthe Winke ertheilend, hat ſich Herder auch im 9. Theile der ſämmtlichen Werke zur Philoſophie und Geſchichte über hierauf Bezügliches ausgeſprochen ***) und wir bitten den geneigten, ſich für dieſe Sache intereſſirenden Leſer dort S. 82 ff., ſowie das Fragment über Licht und Farben und Schall (S. 464 ff.) nachzuleſen. Ferner gehört

---

*) Sämmtl. Werke zur Philoſophie u. Geſchichte. Tübingen 1819. 15. Th. S. 213—230.

**) Sämmtl. Schriften zur Philoſophie und Geſchichte. Tübingen 1806. 2. Th.

***) Tübingen 1809.

hierher der Aufſatz: „Ob Malerei oder Tonkunſt eine größere Wirkung gewähre? Ein Göttergeſpräch“ im 13. Theile der Werke zur ſchönen Li t. u. Kunſt *), S. 58—76. Das Gedicht: Die Tonkunſt. Eine Rhapſodie, daſ. S. 96. Die Abhandlung unter der Ueberſchrift „die Lyra“ S. 100 daſ. Eine Abhandl. über die Wirkſamkeit der Tonkunſt in d. Werk. für ſchön. Lit. 7. Theil S. 264. Kritiſche Wälder S. 195 u. 229. Werke z. ſchön. Lit. u. K. 12. Thl. S. 212 ff.

Allgemein Geſchichtliches.

Wie fleißig und aufmerkſam Herder bei ſeinen allgemeinen hiſtoriſchen Forſchungen ſein Auge auf die Geſchichte der Muſik hinrichtete, beweiſt unter Anderem auch folgende kurze Abhandlung: **)

„Der Mann, der zuerſt beim Gottesdienſte Muſik hören ließ, hatte wohl nicht die Abſicht, ſich dem Publiko als Komponiſten zu empfehlen. Er war ohne Zweifel ein Mann von hoher Einſicht und Geſinnung und ein Freund und Vater ſeines Volks.

Die erſten Dichter jeder Nation ſollen ihre Prieſter geweſen ſeyn; vielleicht geriethen dieſe auch zuerſt auf die Erfindung, ihren Geſängen durch Saitenſpiel mehr Eingang und Kraft zu geben. Die Muſik mag indeß am Altar entſprungen, oder in die Tempel eingeführt worden ſeyn; ſo muß man hier den Zeitpunkt annehmen, darin ſie ohne alle eigene Gerechtigkeit war und in Knechtsgeſtalt Wunder that.

Im Tempel zu Jeruſalem ward nicht allein des Herrn Gnade des Morgens und des Nachts ſeine Wahrheit verkün-

*) Tübingen 1815.

**) Joh. G. von Herder's Werke zur Religion u. Theologie. Tübingen 1806. 3. Th. S. 354.

digt auf den zehen Saiten und mit Spielen auf der Harfe; es ward nicht allein nach einem Siege wider die Philister Gott hoch gepriesen mit Posaunen, Psalter und Harfen, mit Pauken und Reigen, mit Pfeifen und Saiten, mit hellen Cymbeln und mit wohlklingenden Cymbeln, sondern der König David ließ auch sein Angstgebet in sehr traurigen und kritischen Situationen und auch die Bußsoliloquia seiner erschrockenen Seele, die er glaubte, auf acht Saiten vorsingen. Wie solche Nachrichten uns über die Endzwecke der Musik überhaupt klug machen können, so lassen sie uns zugleich auf ihre Gestalt in den Morgenländern und auf die Idee schließen, die man von ihr hatte.

Der Anekdote zufolge, daß die Musik anfänglich in Griechenland allein beim Lobe der Götter und Helden, und bei der Erziehung der Jugend gebraucht worden, ist sie vermuthlich in dieser göttlichen Einfalt und unerkannten Schönheit aus dem Oriente zu den Griechen gekommen, die auch in diesem Stücke ἀεὶ παῖδες waren, und so lange daran feinerten und feilten, bis sie eine schöne Kunst daraus gemacht hatten.

In dem Lande, wo die Dichter in Nachahmer und Schmeichler der herrschenden Neigungen und Weise, in Professores der Dialektik ausarteten, ward die Musik aus einer heiligen Nonne eine verzärtelte Dirne, welche die Vermahnungen Plato's und anderer verständigen Männer in den Wind schlug, sich bei aller Gelegenheit sehen ließ, und um öffentliche Preise und den Beifall des wollüstigen griechischen Ohrs buhlte. Sie war nun gar nicht mehr, was sie gewesen war, der schlichte Zauberstab in der Hand des Götterboten:

— — hac animas ille evocat Orco
Pallentes, alias sub tristia Tartara mittit,
Dat somnos adimitque et lumina morte resignat.

Die Musik eines griechischen Virtuosen, der in den pythischen und anderen Spielen mehr als einmal den Preis er-

halten hatte, verhält ſich zu einem Pſalm David's ohngefähr wie ein Solo eines leichtfüßigen Gecken, der aber ein großer Tänzer iſt, zu dem Tanze des Mannes Gottes vor der Bundeslade her. Plutarch ſagt, daß man ſich zu ſeiner Zeit gar nicht einmal einen Begriff mehr von der alten Muſik machen konnte, die Jünglinge zu guten Bürgern bildete, und ſchiebt die Schuld auf's Theater. Zwar gab es auch Muſiker, die zu Delphi nicht zur Wette mit ſpielen wollten, weil ſie beſſere Abſichten hatten, und gemeiniglich waren dieſe Dichter und Muſikus zugleich. In Lykurg's Leben wird von einem Thales (einem lyriſchen Dichter und Muſikus aus Creta) erzählt, wie folgt: Seine Geſänge waren durch ihren ſanftgeordneten wohlklingenden Gang ſehr einnehmend und munterten auf zum herzlichen Gehorſam und zur Eintracht. Wer ſie hörte, ward wider ſein Wiſſen und Willen gerührt und ſanfter gemacht; ſein Herz ward warm für die Tugend, und vergaß des Neides ſchier, der es bisher beſeſſen hatte, daß man auf gewiſſe Weiſe ſagen kann: dieſer Thales habe dem Lykurg vorgearbeitet und die Bahn gebrochen, die Spartaner auf beſſern Weg zu bringen. — Die Römer ſind in Abſicht auf die Muſik weniger anzuklagen als die Griechen; zu ihnen kam ſie aus Griechenland und die Griechen hatten ſie aus dem Oriente.

Bei den übrigen Abendländern und nordiſchen Völkern ging die Muſik noch lange nach Chriſti Geburt, unter Aufſicht der Prieſter, mit in den Krieg, und gewann Schlachten für's Vaterland. In den folgenden Jahrhunderten nach Chriſti Geburt muß ſie auch als Tonkunſt verfallen ſeyn. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß ſie in den unruhigen Zeiten, wie die Gelehrſamkeit, in die Klöſter geflüchtet ſey*), wo ſie auch itzo

*) Was hier Herder als Muthmaßung ausſpricht, hat ſich durch ſpätere hiſtoriſche Forſchungen vielfach beſtätigt.

noch vielleicht die beſten Dienſte thut, wenn ſie da einen unzufriedenen traurigen Mönch, der lange mit ſeinem Grame heimlich kämpfte, und auf dem Wege war, ſeinen Vater und den Tag ſeiner Geburt zu verfluchen, wenn ſie den beſchäftigen, und ſeiner Seele zu dem großen Entſchluſſe, ſich ſelbſt zu überwinden, emporſtreben hilft.

Beim Gottesdienſte in Rom verſuchte die Muſik von Zeit zu Zeit muthwillig zu werden, daß auch verſchiedene Päpſte ſich gemüſſigt fanden, ihrem Muthwillen Schranken zu ſetzen. Papſt Marcellus II. wollte ſie aus der Urſache vom Altare verbannen, aber Paleſtrina verſöhnte ihn noch durch eine Meſſe wieder, die ohne allen Muthwillen *) langſam und andächtig einhergeht, ihr Auge unbeweglich gen Himmel richtet und in jedem Schritte das Herz trifft.

Heut zu Tage empfehlen ſich beſonders die deutſche und italieniſche Muſik durch hervorragende Eigenſchaften. In beiden haben wir treffliche Meiſterſtücke und große Meiſter, die den Ruhm verdienen, daß ſie durch ihre Harmonie und Melodie den Vogel auf der Spitze des Scepters in der hohen Hand Jupiter's einſchläfern können. Wem es aber von den Göttern aufbehalten iſt, die Muſik in Einfalt und Kraft wieder einzuführen, der bedarf eines ſolchen Ruhmes nicht."

Muſik der Hebräer. Pſalmenmuſik.

Herder's Bemerkungen über das Muſikweſen der Hebräer, über ihren vorzüglich durch David zur höchſten und reichſten

---

*) Was hier Herder „Muthwille" nennt, beſtand darin, daß man, nach der Weiſe des damals beliebten Contrapunktes, ſehr häufig die Melodieen oft ſehr unlauterer weltlicher Lieder den geiſtlichen Muſikſtücken unterlegte und ſie darein verwebte.

Blüthe erhobenen Psalmen-Gesang, über ihre musikalischen Institute (die Prophetenschulen), Instrumente und sonstigen Einrichtungen, sind, so hoch auch ihr Werth für die Geschichte der Musik anzuschlagen ist, doch zu reich und zu mannichfaltig, als daß wir sie, wenn wir nicht die Grenzen dieser Abhandlung allzu weit über die Gebühr überschreiten wollen, auch nur auszugsweise unsern Lesern vorlegen könnten. Wir müssen sie bitten, dieselben im „Geiste der Hebräischen Poesie" selbst nachzulesen, wo vorzüglich im IX. Abschnitte unter der Ueberschrift: „Psalmen" die schätzbarsten Aufschlüsse und Andeutungen niedergelegt sind, welche kein Musikhistoriker unbeachtet lassen möge.

Besonders werthvoll ist aber Herder's Abhandlung „Von der Musik der Psalmen." *)

„Ohngeachtet (heißt es in derselben) der fleißigen Abhandlungen, die wir über sie haben **), gewinnt man aus ihnen wenig Resultate für die Dichtkunst und Oekonomie der Psalmen. Nichts folgt so sehr den Zeiten und Sitten, als Sprache und Tonkunst: sie schwebt auf den Lüften und fliegt auch mit den Lüften vorüber. Die alte und neue Musik des Orients und Occidents scheidet sich so sehr, daß, wenn wir auch mehr wüßten, wenig davon für unser Ohr wäre. Ich bemerke nur Weniges:

1) Die Instrumente, die in den Psalmen genannt werden, sind entweder herrschend oder blos begleitend. Begleitende sind offenbar die lauten, die daher in keiner Ueberschrift vorkommen: sie gehörten zur vollstimmigen Musik der Freudenrufe und Tempelpsalmen. Da das Volk nur im Vorhofe blieb und die Musik ihm aus dem Heiligthume oder gar unter

*) Vom Geist der hebr. Poesie. Tübing. 1805. 2. Th. S. 350.

**) Die beste ist Pfeifers über die Musik der Ebräer. Erlangen 1779.

freiem Himmel zuſchallte: ſo wird damit die Menge der Sänger und lauten Inſtrumente begreiflich. Hierher gehören z. B. die Caſtagnetten, die Adufe, manche Arten der Poſaune und Pfeifen: es war eine Art kriegeriſcher Muſik, weil der Gott Zions ein Herr der Zebaoth, d. i. der Schlachtheere war, wozu auch der Inhalt vieler Pſalmen augenſcheinlich eingerichtet worden. Wenn es heißt, daß Aſſaph die Caſtagnetten geſchlagen, ſo werden dieſe damit nicht als ſein einziges Inſtrument genannt, ſondern er lenkte mit ihnen das Chor, er ſchlug den Takt; bei einzelnen Geſängen aber weiſſagte, d. i. dichtete auch er auf Saiten.

2) Die ſanftere Muſik der Dichtkunſt waren einzelne Inſtrumente; daher wird dieſer Geſang der Flöte, jener der Cither und Harfe, ein anderer dem Horne zugeſchrieben.*) Es ſcheint, daß die Alten, bei denen Ton- und Dichtkunſt inniger verbunden waren, ſich mehr darauf gelegt, jedem Inſtrumente ſeinen eigentlichen Affect abzugewinnen und eben damit auch die Poeſie zu bezeichnen; denn es braucht keines Erweiſes, daß jedes Inſtrument mit ſeinem eigenen Tone auch gleichſam eine eigne Region der Empfindungen habe: daher man frappante Beiſpiele hat, was gewiſſe Töne auf dieſem oder jenem Inſtrumente, die eben dieſes Hörenden Lieblingsgänge waren, auf ihn wirkten. Da alle Kraft der Muſik auf Simplicität beruht: ſo hat mit einfachen Tönen eines geliebten Inſtruments der Tonkünſtler das Herz des Liebhabers in ſeiner Gewalt und ſpielt gleichſam unmittelbar auf demſelben;**) indeß das harmoniſche Geſchrei aller

*) Man denke indeß bei allen dieſen Bezeichnungen nicht an die heutigen Inſtrumente dieſes Namens. Sie waren ſämmtlich ungleich einfacher und tonarmer.

**) So wahr dieß iſt, ſo ſehr wird es doch, zumal von unſeren neueſten Componiſten verkannt, welche nur zu oft durch allzu ſtarke

Instrumente, der künſtlichſte Luftbau, der je die Wolken berührte, zwar das Ohr des Kenners ergötzt, aber ein wahres Babel in den Empfindungen deſſen wird, der nur gerührt zu werden wünſcht. Sollten die durch Kunſt getrennten Schweſtern, Muſik und Dichtkunſt, ſich einmal wieder inniger lieben lernen, ſo wird's abermals heißen: „Ein Lied zur Harfe, ein Lied zur Flöte;" wie bei den Geſängen Aſſaph's und David's. Durch das Studium eines einzelnen Inſtruments *) lernet man die Gattung der Leidenſchaft, die es wecket, den Ton des Herzens, den es reget, tiefer kennen; und wer dies in der lyriſchen Poeſie glücklich ausdrücken könnte, käme damit weiter als durch alle kritiſche Regeln. —

„Da die alte Zeit und noch jetzt der Orient nichts vom Lehrgebäude unſerer Harmonie weiß, da die Poeſie der Pſalmen offenbar nur freie Sylbenmaße hat und wenig oder keine eigentliche Scanſion nach unſerer Weiſe kennt: ſo ſind wohl alle Verſuche vergebens, unſere Sprache nach jener, oder jene nach unſerer zu modeln. Freie metriſche Regionen ſchweben in der Luft: Melodie und Affect beſtimmen das Gleichmaß oder die Abwechſelung derſelben nur im Allgemeinen. Das ſagen in den Pſalmen die ſo oft vorkommenden „Sela." Wenn man die entſcheidendſten Stellen vergleicht, ſo wollen ſie offenbar weder Pauſe, noch da Capo, noch Intermezzo; ſondern Veränderung der Tonart ſagen, die ſich entweder wachſend oder durch Uebergang in einen andern Takt und modum äußern konnte. **) Der Grieche überſetzt Sela durch δια-

---

Farbengebung in der Inſtrumentirung den künſtleriſchen Effect nicht erhöhen, ſondern geradezu vernichten.

*) Haydn, Mozart, Beethoven und M. v. Weber haben dieſem Studium einen bedeutenden Theil ihrer herrlichſten Effecte zu verdanken und es kann jungen Tonkünſtlern nicht dringend genug empfohlen werden.

**) „Aus allen Reiſebeſchreibungen weiß man, daß die Morgenländer eine ſehr einförmige, und wie es den Europäern vorkommt, traurige

ψάλμα, das Suidas u. a. durch μελωδίας ἐναλλαγή, concentus mutatio erklären. Es zeigt alſo an, daß dergleichen Lieder ganz durchcomponirt geweſen; nur freilich auf die den Morgenländern gewöhnliche ſehr ſimple, Weiſe die ſich dem veränderten Geſange hier neu anſchloß" u. ſ. w. —

Herder zur kirchlichen Muſik.

Aeſthetiſches und Hiſtoriſches.

Am ausführlichſten hat ſich Herder über kirchliche Muſik in der trefflichen Abhandlung unter der Aufſchrift: Caecilia *) ausgeſprochen, welche wir hier auszugsweiſe geben. Nach ſchätzbaren hiſtoriſchen Erörterungen über die h. Cäcilia, Cäcilientag, Cäcilienfeſte u. ſ. bemerkt er Folgendes:

„I. Die tiefſte Grundlage der h. Muſik iſt wohl der Lobgeſang, Hymnus; ich möchte ſagen, er ſey dem Menſchen natürlich. Wir finden uns nehmlich ganz umringt von ungeheurer Macht und Uebermacht der Schöpfung, und wenn dieß Gefühl über einen Gegenſtand oder in einer Situation zur Sprache kommt, was kann es anders, als ein Ausdruck des Seufzers werden: „ungeheure Macht erdrücke mich nicht! hilf mir!" Je mehr indeß der menſchliche Verſtand ſich ſammelt und gleichſam ſich ſelbſt begreift, deſto mehr findet er in dieſer ungeheuern Macht auch Regeln, Weisheit — mithin Geſetze der

---

Muſik lieben, daß ſie aber bei gewiſſen Stellen den Takt verändern und in eine andere Melodie übergehen. Da war's nun wahrſcheinlich, wo in den Pſalmen ſteht: „Sela."

*) S. Sämmtl. Werke zur ſchön. Lit. u. K. Tübingen 1815. 13. Th. S. 80—95.

Milde und Güte. Sein Hymnus wird alſo immer beredter. Er nennt die Eigenſchaften ſeines angebeteten Gegenſtandes mit tauſend Namen, deren ganzer Inhalt dieſer iſt: „Du biſt groß; ſey auch gut! ſchade mir nicht! hilf mir!“ Wenn endlich der Geiſt ſich zum höchſten Ideal der Schöpfung, zu Gott, erhebt: was kann ein Wort an ihn ſeyn, als Hymnus? — Alle Völker, die Gott erkannten, haben in Hymnen ſolcher Art ihr Herz ausgeſchüttet und ihre Vernunft geſammelt; auch in der höchſten Poeſie iſt der Plan ſolcher Lobgeſänge äußerſt einfach.

Es giebt zweierlei, phyſiſche und hiſtoriſche Hymnen. Jene wenden ſich an Gegenſtände der Natur; dieſe können nur entſtehen, wenn die Religion ſchon Geſchichte geworden iſt. —

Was dem chriſtlichen Hymnus Materie und Form gegeben, war vor allem Andern das ebräiſche Pſalmbuch. Der Geiſt der Tonkunſt wohnt den Pſalmen ſo innig ein, daß er ſich jeder Sprache mittheilt, in welche ſie überſetzt werden — es fängt ſich mit ihnen heiliger Geſang zu regen an und zwar Tempel- und Chorgeſang. Dieſer Charakter iſt ihnen mit dem Parallelismus ihrer kurzen Verſe und Glieder unaustilgbar eingeprägt: daher auch in's Chriſtenthum mit ihnen ſogleich die zwo Stimmen (Prieſter und Volk), die Antiphonieen kamen. Mußte Muſik nicht die Baſis eines öffentlichen Gottesdienſtes ſeyn, deſſen Religion ſich die ganze Schöpfung als einen Tempel- und Lobgeſang, als ein ewiges Hallelujah gedachte? Das Dreimal heilig, das Ehre ſey Gott in der Höhe, das ewige Hallelujah der Schöpfung bewegte alſo das Schiff der chriſtlichen Kirche; in Hölen und Tempeln ward ihre Gemeine davon ein leiſes oder lautes Echo.

Damit ſchließe ich nicht aus, daß nicht auch griechiſche und lateiniſche Modulationen den chriſtlichen Kirchengeſang beſtimmt

haben, die alten Hymnen zeigen dieß unwiderſtehlich *). Indeſſen war und blieb das alles nur ein Geräth, das man im Geiſt der Pſalmen gebrauchte.

II. Nicht aber macht der Hymnus allein den Gottesdienſt aus, die menſchliche Seele, ein Inſtrument vieler Tonarten und Saiten, will auch ein ſanftes, erbauliches Lied, den Zeugen einer ſtilleren Freude und leiſeren Belehrung; ſie will auch in Gefahr und Angſt, in Kummer und Sehnſucht ein „Miserere.“ Für alle dieſe Gemüthszuſtände und Situationen des Lebens hatten die Pſalmen einen reichen Vorrath.

III. Das heilige Geheimniß endlich, das Geheimniß eines der Kirche beiwohnenden, ſie erfüllenden, im Sakrament theilhaft werdenden Gottes, wie konnte es anders, als mit Intonationen einer göttlichen Gegenwart und Begeiſterung gefeiert werden? Selbſt das chriſtliche Glaubensbekenntniß konnte von der Muſik nicht ausgeſchloſſen ſeyn: denn es war ein Gelübde des Herzens auf Leben und Tod über heiligen Gebeinen. Die ganze Idee der chriſtlichen Kirche, daß ſie eine Einzige, allgemeine, durch einen Geiſt verbundene Gemeine ſey, machte an ſich ſchon Geſang, Gebet, Segen, Fürbitte zu einem allgemeinen Opfer, zu einem weltverbreiteten Hallelujah.

Nach dem Angedeuteten iſt es nicht zu verwundern, daß die ganze Einfaſſung der chriſtlichen Liturgie Geſang ward. Das Chriſtenthum nehmlich begann bei Völkern, die von lebendiger Einbildungskraft und von großer Reizbarkeit waren. Dieſe liebten Erweckungen des Herzens, einen Aufſchwung der Phantaſie durch Ohr und Auge. Und da ihnen das Pſalmbuch der Juden, ſammt der Poeſie und Tonkunſt

*) Eine ſo völlige Trennung der chriſtlichen von der vorchriſtlichen Muſik, wie ſie z. B. von Kieſewetter in der Geſchichte der europäiſch-abendländiſchen Muſik annimmt, läßt ſich ſchwerlich erweiſen.

ihrer Landesſprache zu Hülfe kam; ſo ward aus Geſängen und Sprüchen des alten und neuen Teſtaments, aus dem Gloria und Ave, aus Credo und Kyrie Alles gemacht, was die andächtige Tonkunſt daraus machen konnte. Man gehe das Ritual der griechiſchen und römiſchen Kirche in dieſem Geſichtspunkte durch, ſie ſind große Gebäude, ich möchte ſagen, Labyrinthe des muſikaliſch-poetiſchen Geiſtes, in denen Geſchichte und Lehren nun ihre kleinen Wohnungen haben. — Einem Dichter, der für die Kirche mehr als einzelne Lieder dichten will, ſind dieſe Bücher *) zu ſtudiren eben ſo unentbehrlich, als dem Tonkünſtler die unerreichbaren Muſter der älteren Muſik der Kirche, denn, h. Cäcilia, mit welchen Wunder- und Herzenstönen haſt du deine Lieblinge, einen Leo, Durante, Paleſtrina, Marcello, Pergoleſe, Bach, Händel u. A. begeiſtert! —

„Ziehen wir aus dem, was hiſtoriſch bemerkt worden, einige Folgen: ſo ergiebt ſich vor Allem, daß der chriſtliche Kirchengeſang von Anfange bis zu Ende eines Gottesdienſtes oder Feſtes ein Ganzes ſeyn müſſe. Aus unſern proteſtantiſchen Kirchen iſt dieſe Einheit ziemlich verſchwunden, auf welche es doch in der erſten Kirche ſo fühlbar und groß angelegt war. — — Wir wollen wenigſtens einige Worte von dem reden, was dem (kirchlich) muſikaliſchen Dichter und ſeinem Tonkünſtler auch jetzt ſchon vor der Hand zu liegen ſcheint.

I. „Die Baſis der heiligen Muſik iſt Chor: denn eine Gemeine ſoll ſingen und wenn zwei oder drei verſammelt wären. Arien alſo, Duette, Terzette u. dgl. ſind nie das Hauptwerk einer Muſik der Kirche, geſetzt, daß ſie auch in die Kirche gehörten. Nur auf dem Wege des Chors (im weiteſten Verſtande genommen) gelangt man zu jener Bewegung

*) Die liturgiſchen nehmlich.

und Rührung, die dieſe Muſik erfordert. — — Einen großen Theil der bibliſchen Bücher ſchlage man auf, wo man will, und es fallen Stellen in's Auge, die, wie Stimmen Gottes und der Gemeine, der Dichter nur aufnehmen und anwenden, der Tonkünſtler nur fühlen und für das Herz der Menſchen accentuiren darf. Hier iſt Vorrath auf ewige Zeiten.

II. Der Chor des h. Geſanges iſt aller Abwechſelungen und Veränderungen fähig, die irgend nur in der reichen und weiten Sphäre ſeines Inhalts liegen. Die Sprache der Pſalmen und Propheten iſt uns auch hier Muſter. Man ſehe z. B. den 2. 24. 42. 43. 46. 50. 68. 82. 87. 95. 113—118. 121 — 129. Pſalm, welche Abwechſelung des lyriſchen Geſanges vom leiſeſten Solo bis zum vollſten Chore, in allen Stufen und Inverſionen, iſt in ihnen vorgezeichnet! — Hier alſo iſt das lyriſche Gebäude in höchſter Würde und Vollkommenheit zu erbauen; hier oder nirgend: denn mit Worten und Tönen wirkt die Kunſt hier rein. Es ſind Stimmen, die ſich hören laſſen, und keine Perſonen; aber alle Stimmen der Welt, von der Stimme Gottes an, bis zum Laut und Seufzer jedes Herzens, jeder rein menſchlichen Empfindung.

III. Daß die Chöre von Hymnen und Liedern unterbrochen oder gleichſam aufgenommen, beſänftigt, oder beflügelt werden, liegt abermals in der Natur der Sache. Wir ſind aber auch hierin hinter der älteren Kirche zurückgeblieben, die lateiniſche hatte nur wenige, kaum 9 Hauptſylbenmaße zu ihren Hymnen, dieſe ſind alle popular und ſehr faßlich; und doch ſind von ihnen kaum zwei oder drei ſehr unvollkommen zu uns hinüber gerettet worden. Das prächtige pange lingua gloriosi, die ſapphiſchen und anapäſtiſchen Metra wagen ſich nicht in unſern Kirchengeſang, der größtentheils aus den Meiſterſängerzeiten ſeine Melodieen erhalten. In der erſten Hälfte dieſes (18.) Jahrhunderts wollte man dieſen mit weicheren, ab-

wechſelnden Sylbenmaßen vermehren; meiſtens aber geſchah es ſo ganz ohne Geſchmack und Würde, daß ſich die neuen polymetriſchen Geſänge zum Glück nicht erhalten haben; daher die älteren, unter welchen mehrere Vortreffliche ſind, immer noch die vorzüglicheren bleiben. Und doch, wer ſollte es dem Kirchengeſange wehren, all die Abwechſelung, all den Flug zu nehmen, den der Hymnus oder das Lied fordern?

Aber Muſik muß dieſe Melodieen einführen; ſie müſſen zuerſt in einem größeren Gebäude der Tonkunſt erſcheinen, daß die Gemeinde ſie unvermerkt lerne. Was in der Welt bedeutete ſonſt der einzelne Vers eines Chorals, den wir jetzt unſern Kirchenmuſiken einſtreuen? Bei der einzelnen Strophe eines Liedes wird ja die Seele nie warm; man ſpüret, wenn die Strophe aufhöret, eine unangenehme Leere; und es bleibt bei dieſen Zertheilungen Alles ein künſtliches Flickwerk *). — —

„Sehen wir nicht, daß außer der Kirche die Muſik erſtaunende Fortſchritte gemacht hat, daß durch dieſe ſelbſt das Ohr des Volks vieltöniger worden iſt, und daß wir folglich nicht mehr, wie unſre alten Vorfahren, leiern und ſingen können, weil wir nicht mehr, wie ſie, accentuiren, ſprechen und leben?

„Eine Reformation des Kirchengeſanges dünkt mich alſo ein väterliches Erforderniß der Zeit zu ſeyn **).

„IV. Die Recitative können in der Kirchenmuſik nichts als die Stelle der Lectionen vertreten; ſie müſſen alſo nur eingeſtreut werden, dabei äußerſt einfach kräftig und kurz ſeyn u. ſ. w. — — —

---

*) Goldene Worte! Möchten ſie doch von den Oratorien-Componiſten beachtet werden, welche nur zu oft das Publikum mit ſolchem „Flickwerk" behelligen!

**) Herder ſchrieb dieß im J. 1793. Allein „dieß Erforderniß der Zeit" blieb bis auf den heutigen Tag noch unerledigt.

„V. Hiermit zeigt ſich alſo, daß die Kirchenmuſik auf keine Weiſe dramatiſch ſeyn könne, und wenn ſie dieß ſeyn wolle, ſie ganz ihren Zweck verfehle. — — Die heilige Stimme ſpricht vom Himmel herab; ſie iſt Gottes Stimme und nicht der Menſchen; weh ihr, wenn ſie, um ſich ſichtbar zu machen, ein theatraliſches Gewand anleget! Dieſe Unſichtbarkeit, wenn ich ſie ſo nennen darf, erſtreckt ſich bis auf die feinſten Anordnungen und Verhältniſſe der geiſtlichen Tonkunſt. Eine Arie, ein Duett oder Terzett, das einzeln glänzt, jede Sylbe, in welcher der Dichter oder Künſtler ſpricht, um ſich zu zeigen, ſchadet der Wirkung des Ganzen und wird dem reinen Gefühl unausſtehlich. Dramatiſche und Kirchenmuſik ſind von einander beinahe ſo verſchieden, wie Ohr und Auge *).

„Alſo iſt doch, wird man ſagen, die wahre Muſik dem Tempel jetzt ziemlich entflohen? — — Sie iſt ſo wenig ausgeſtorben, als das wahre Gefühl der Religion und Einfalt ausſterben kann; indeſſen wartet und hofft ſie freilich auf eine Zeit der Wiedereinſetzung und Offenbarung. — Laſſet drei dazu geſchaffene Menſchen aufleben und einander begegnen, einen Beſchützer, einen Tonkünſtler und einen Dichter; ſo könnte in einem kleinen Kreiſe ſchon viel werden. Der Dich-

*) Herder kann hier leicht mißverſtanden werden. Er eifert nur gegen das Theatraliſch-dramatiſche der älteren Kirchen-Oratorien, welche in der That (wie es noch bis an die Mitte des vorigen Jahrh. da und dort geſchah) mit Geberde, Scenerie u. ſ. w. aufgeführt wurden. — Dramatiſch in einem anderen Sinne des Wortes, welcher die Intention auf ſceniſche, pantomimiſche, mit einem Worte: theatraliſche Erſcheinung ausſchließt, ſind ſelbſt mehrere von Herder's eigenen geiſtlichen Oratoriengedichten, bei deren Compoſition übrigens die muſikaliſchen Formen der Arie, des Duetts u. ſ. w. ſchwer zu umgehen ſeyn möchten, die überhaupt zur Vermeidung der Monotonie, in größeren Muſikwerken, auch für die Kirche, ganz unentbehrlich ſind.

ter dürfte nur ein Mann ſeyn, der mit einem Gefühl für das, was heilige Muſik iſt und allein ſeyn kann, allen Vorrath derſelben in den heiligen Büchern kennte, das alte Ritual von den Schlacken, unter denen es begraben liegt, zu reinigen wüßte, ſich von allem Hergebrachten des neueren Modegeſchmacks entfernt halten könnte, und darnach, unſerer Zeit angemeſſen, eine ſimple, große Anordnung machte. Ein Tonkünſtler, der mit warmem hohem Gefühl für das Göttliche ſeiner Kunſt dieſen Tempel erfüllte und belebte; ein Beſchützer endlich, der dieſem Allen zur lebendigen Anwendung einen Platz, eine Schule der Kunſt gönnte. Setzet dieſe drei zuſammen, und es könnte in der proteſtantiſchen Welt geſchehen, was in ihr vielleicht noch nicht gethan iſt. Ob es zu unſrer Zeit geſchehen wird, iſt eine andere Frage. Es werden indeß noch manche andre Zeiten kommen, und was nicht heute geſchieht, geſchieht morgen. Cäcilia wird wiederkehren vom Himmel und ſich hie und da eines reinen, eines ganz reinen Tempels erfreuen. So lange wollen wir jeden Funken des heiligen Feuers in der Aſche bewahren.“ —

Welche tiefe und ſcharfe Blicke Herder in die Aeſthetik und Geſchichte der Muſik gethan, erhellet inſonderheit auch aus ſeiner trefflichen Abhandlung über die chriſtlichen Hymnen *). Nachdem er in derſelben in geiſtreicher Weiſe die Entſtehung der chriſtlichen Hymnen aus den hebräiſchen Pſalmen nachgewieſen und erörtert hat, tritt folgende höchſt beachtungswerthe Stelle hervor **): „Die Muſik bekam durch die chriſtlichen Hymnen mit der Zeit eine ganz andre Art und Weiſe. Da der Inhalt dieſer Geſänge gleichſam ein Chor der Völker und ſo allgemein war, daß ſich die Töne dem einzel-

*) Werke zur ſchön. Lit. u. K. Tübingen 1806. Th. 7. S. 245.
**) Daſ. S. 252.

nen Ausdruck einer individuellen Empfindung weder anſchließen konnten noch ſollten: ſo ging dabei der Strom der Muſik, allumfaſſend, in ſeinem großen Gange deſto ungehinderter und prächtiger fort. Wenig achtete er auf Füße des Sylbenmaßes, auf den Inhalt einzelner Strophen, auf einzelne Worte; mit der Strophe, welches Inhalts ſie auch war, kehrte der Geſang wieder; das Feierliche verbarg jede Verſchiedenheit in ſeinen weiten Mantel. Bei den Griechen war dies anders geweſen; bei ihnen war die Poeſie herrſchend, die Muſik dienend. Jetzt war die Muſik herrſchend, die im Sylbenmaß gebrechliche Poeſie diente. Ein einziger Umſtand, der ſchon einen völligen Unterſchied zwiſchen der alten und neuen Poeſie, der alten und neuen Muſik gründet. Die jetzt herrſchende Muſik, die gleichſam von einem unermeßlichen Chor in den Wolken getragen ward, mußte nothwendig, ſpäter oder früher, für ſich ſelbſt ein Gebäude der Harmonie ausbilden, da bei den Hymnen des Chriſtenthums auf Melodie wenig, auf einzelne Glieder des Versbaues noch weniger und auf ein daraus entſpringendes momentanes Kunſtvergnügen gar nicht gerechnet war. Der Tonkünſtler dagegen war Zauberer in den Wolken, der mit ſeinen Schritten im großen Gange der Harmonie deſto gebietender den Inhalt des Ganzen verfolgte und auf andächtige Gemüther in dieſem vollſtimmigen Gange deſto ſtärker wirkte. Durch den chriſtlichen Geſang war die Harmonie der Stimmen im Conzert der Völker gleichſam gegeben."

Welch helles Licht wird durch dieſe in der That unſchätzbare Erörterung Herder's auf die Geſchichte der Entwickelung der europäiſch abendländiſchen Muſik geworfen! Wie klar hat hier der große, ſcharfblickende Denker die Nothwendigkeit nachgewieſen, warum ſie ſich gerade nach der harmoniſchen Seite hin ſo reich und eigenthümlich herausbilden mußte! Wunderbar, daß kein einziger der neueren und neueſten Muſikhiſtorifer

dieſe geiſtreiche Abhandlung Herder's gekannt oder benutzt hat, da ſie doch, wie ein leuchtender Offenbarungsſtrahl auf ſo vieles Dunkle das hellſte Licht wirft und nur weiter entwickelt und verfolgt zu werden braucht, um zu den belehrendſten Aufſchlüſſen, zu den überraſchendſten Reſultaten zu führen und zu den verdienſtvollen Forſchungen eines von Winterfeld *) und Kieſewetter **) den dankenswürdigſten Zuſatz zu gewähren. Nur ungern verſagen wir uns das Vergnügen, unſern Leſern noch weitere Auszüge aus jener intereſſanten Abhandlung mitzutheilen. Doch möge der Schluß derſelben hier noch ſeine Stelle finden:

„Ich glaube nicht, daß es Ausdrücke ſüßerer Empfindungen gebe, als die bei der Geburt, dem Leiden und Tode Chriſti, bei dem Schmerze der Maria, bei ihrem Abſchiede aus der Sichtbarkeit, oder bei ihrer Aufnahme in den Himmel nnd bei dem freudigen Hingange ſo manches Märtyrers, bei der ſehnenden Geduld ſo mancher leidenden Seele, meiſtens in den einfachſten Sylbenmaßen, oft in Idiotismen und Solöcismen des Affects geäußert wurden. Wer ſich davon überzeugen will, leſe die frommen Liebesgeſänge des h. Bernhards und Thomas, des Cardinals Bona, der h. Thereſe, des Juan de la Cruz und ihres Gleichen; oder vielmehr er höre ſie mit Muſik begleitet. Das Stabat Mater dolorosa (Jacobus de Benedictis iſt ſein Verfaſſer) iſt in Pergoleſis Compoſition ſehr bekannt; dergleichen ſüße Schmerzen- und Liebesgeſänge giebt's in der Mönchsſprache viele, die ganz da-

---

*) C. G. A. von Winterfeld, Johannes Gabrieli und ſein Zeitalter. Zur Geſchichte der Blüthe des h. Geſanges im XVI. Jahrh. u. ſ. w. Berlin 1834. 3 B. in Fol. Derſelbe, Der evangeliſche Kirchengeſang und ſein Verhältniß zur Kunſt des Tonſatzes. 1 Thl. Leipz. 1843. 4.

**) R. G. Kieſewetter, Geſchichte der europäiſch-abendländiſchen, oder unſerer heutigen Muſik. Leipzig 1834. 4.

zu geſchaffen ſcheinen. Wilder Sylbenmaße bediente man ſich dabei nicht; vielmehr äußerſt anſtändiger und ſanfter. Selbſt das verzückte Metrum des ſogenannten Pervigilii: cras amet, qui nunquam amavit, das in den Hymnen oft gebraucht iſt, erhält in ihnen einen Triumphton und eine Würde, die uns gleichſam aus uns ſelbſt hinaus ſetzt und unſer ganzes Weſen erweitert. Wie konnte dies auch anders ſeyn, da, wo man die Bibel nur aufſchlägt, im Hohenliede, Propheten, Pſalmen, in den Evangelien, Briefen und der Offenbarung man Ausdrücke bald der erhabenſten Einfalt, bald der innigſten Zärtlichkeit und Liebe findet? Wer Händel's Meſſias, einige Pſalmen von Marcello, und Allegri's, Leo's, Paleſtrina's Compoſitionen der ſimpelſten bibliſchen Worte gehört hat und dann die lateiniſche Bibel, chriſtliche Epitaphien, Paſſions-, Grab-, Auferſtehungs-Lieder lieſet, der wird ſich trotz aller Solöcismen und Idiotismen, in dieſer chriſtlichen wie in einer neuen Welt fühlen." *)

Auf das geiſtliche Lied, Kirchenmuſik und dahin Einſchlagendes ſehen wir öfter Herder's Auge hingerichtet und er hat ſich auch in den Briefen „vom Studium der Theologie" **) ausführlicher darüber ausgeſprochen. So ſagt er z. B. im 46. Briefe: „Was das geiſtliche Lied betrifft, ſo iſt der Gebrauch davon dem popularen, praktiſchen Theologen noch ungleich nützlicher, als die erhabenſte Ode. Das Geſangbuch iſt die verſificirte Bibel für den gemeinen Chriſten! ſie iſt ſein Troſt, ſein Lehrer, ſeine Zuflucht und Ergötzung zu Hauſe; in öffentlicher Verſammlnng ſollen Geſänge und die Töne, die ſie begleiten, wie aufſchwingender Aether, wie erquickende Him-

*) Man vergleiche hierzu ſämmtl. Werke zur Relig. u. Theol. 1808. 10. Th. 46. Brief, u. die geiſtreiche Vorrede zum Rempt'ſchen Choralbuche.

**) Sämmtl. Werke zur Rel. u. Theol. 10. Th. Tübingen 1808.

melsluft seyn, die Seelen der Versammelten zu vereinigen und zu erheben. Was hiezu die Musik, insonderheit die höchste von allen, heilige Musik, thun kann, läßt sich nicht beschreiben, sondern empfinden. Sie rührt durch ihre Einfalt, sie erhebt durch ihre Würde. „In der Musik, sagt ein Autor, sind wir weiter, als in der Poesie, besonders nachdem Gott das erstaunenswürdige Instrument, die Orgel, hat erfinden lassen; sie, die alle Sprachen redet, die mit der süßen Lockstimme der Liebhaberin die Liebe Gottes in das horchende Ohr der Andacht haucht und seine Schrecken in das Ohr des Tyrannen brüllt: sie, die vielstimmige Posaune des Lobes Gottes, seiner schallenden Wunder und ihrer eigenen Majestät, der Ewigkeiten würdig.“ Wenn dieß ist, welchen Gebrauch sollten wir von der Kirchenmusik machen, mit welcher Feierlichkeit und Würde sollten wir — nicht die h. Cäcilia, sondern die himmlische Andacht selbst von ihrem unsichtbaren Aetherthrone zu uns herabziehen und in unsre heilige Versammlung laden u. s. w.

„Was die Kirchenmusik anbetrifft, so haben wir ohne Zweifel bessere und mehr bessere Kirchenstücke in Tönen, als in Worten; denn bei den gemeinen Kirchenkantaten ist der Text meistens mittelmäßig oder elend. Hier haben wir noch vieles für die Andacht zu wünschen, ehe der goldene Traum Klopstock's *) erfüllt wird **).

Lesen Sie die Vorreden Luther's zu seinem Gesangbuche und was er sonst bei aller Gelegenheit von der Musik spricht,

---

*) S. Klopstock's Oden S. 227. Die Chöre.

**) Eine Sammlung auserwählter, wahrhaft kirchlicher und dabei nicht zu schwerer Kirchenmusikstücke ist leider bis auf den heutigen Tag noch nicht zu Stande gekommen. Fast überall auf dem Lande schändet man daher den Cultus durch die allerunwürdigste, erbärmlichste Kirchenmusik. Ja, man hört da nicht selten Opernpartieen mit untergelegten religiösen Texten.

wie er ſie, nächſt der Theologie preiſet, und ſagen, was nach dieſem Begriff unſere Muſik des Gottesdienſtes für eine andere Sache ſeyn könnte*). Noch neulich habe ich dieß an Händel's Meſſias auf's Neue gefühlt und geahnt. O Freund, welch ein großes Werk iſt dieſer Meſſias, eine wahre chriſtliche Epopee in Tönen! Und doch iſt alles ſo einfach! und Worte aus der Bibel — ja Gottlob! Nur Worte aus der Bibel; keine ſchön gereimte Cantate." **)

Seinem Lieblingscomponiſten G. Fr. Händel hat Herder in dem Buche „Früchte aus den ſogenannt-goldenen Zeiten des XVIII. Jahrhunderts ***) ein beſonderes biographiſches Denkmal geſetzt und daran eine ſehr intereſſante Abhandlung „Oratorium und Cantate" geknüpft.

„Im griechiſchen Drama, ſagt er in derſelben, begleiteten Töne das Spiel d. i. Handlung, Charakter, Aktion, Geberdung; in der Oper herrſchten Töne und Tänze. Man hat eine Mittelgattung auf's Theater gebracht, da man, getrennt von einander, bald ſpricht, bald geiget, und in welcher doch Worte und Töne für einander ſeyn ſollen. Eine mißliche Gattung, die bald widrig werden kann, weil Töne die Worte, Worte die Töne, als unvereinbar mit einander, jagen.

---

*) Der öffentliche Cultus wird und kann nicht wieder zu regerer Theilnahme gelangen, ſo lange man nicht ernſtlich darauf denkt, den muſikaliſchen Theil deſſelben in höheren, edleren Schwung zu bringen. Faſt überall werden die trefflichſten Choräle in argverſtümmelter Geſtalt — und noch dazu ſchlecht und unrein mehr geſchrieen als geſungen, während es um die eigentliche Kirchenmuſik noch erbärmlicher ſteht.

**) Sehr lehrreich hat ſich übrigens Herder über den Kirchengeſang in den Vorreden zum Weimariſchen Geſang- und zum Rempt'ſchen Choralbuche ausgeſprochen. In der letzteren zumal finden ſich ſehr ſchätzbare Bemerkungen über den Vortrag der Choräle.

***) Sämmtl. Werke zur ſchön. Lit. u. K. Tübingen 1809. 12. Th. S. 197.

Warum ſingſt du nicht? rufe ich der Declamantin oder einem Pygmalion zu, da dir die Töne nachlaufen? „Weil ich nicht ſingen, ſondern nur deklamiren kann", antworten ſie; und die Kunſt antwortet: „So deklamire entweder ohne zwiſchen einfallende Töne; ſie ſtören mich, indem ich während ihrer entweder dein Spiel oder die Töne vergeſſen muß, und Eins mich vom Andern wegruft. Oder wenn du dich getraueſt, ſo agire bei fortgehender Muſik, die deine Empfindungen ausdrückt, ohne Worte, d. i. ſey Pantomim. Jetzt biſt du den fliegenden Fiſchen gleich, die in beiden Elementen ihre Feinde finden; deine Action wird zerſtückt und die Muſik, ihr vor- oder nachtrillernd, bleibt kraftlos. *)

Dieſe Gattung (gemeiniglich Monodrama genannt) iſt alſo ein Miſchſpiel, das ſich nicht miſcht, ein Tanz, dem die Muſik hintennach, eine Rede, den die Töne ſpähend auf die Ferſen treten.

Das Oratorium iſt eine reine Kunſtgattung, vom Ton- und Geberdenſtreit ſowohl, als von der Oper geſondert. Sein

*) Nicht immer. Es kommt dabei viel auf geſchickte Anlage des Ganzen an, welche man freilich verhältnißmäßig nur ſelten findet. Obgleich ſich neuerdings auch einzelne gründliche Kenner und Beurtheiler des Opernweſens, wie z. B. Kieſewetter (Schickſale und Beſchaffenheit des weltlichen Geſanges u. ſ. w. Leipzig 1841. S. 54 u. f.) ſehr ſtreng gegen die Miſchform der ſogenannten Operette — oder Opera comique erklärt haben, ſo können wir uns doch nicht entſchließen, über ſie unbedingt den Stab zu brechen, getrauen uns vielmehr, manches nicht Unerhebliche zu ihren Gunſten beizubringen, wozu hier freilich nicht der gehörige Ort ſeyn dürfte. Darin pflichten wir indeß Herder, Kieſewetter u. A. bei, daß die Operette, wie ſie gewöhnlich auftritt, als ein gar wunderlich zerhacktes und zerfahrenes Ding erſcheint; allein es fragt ſich immer, ob ſich nicht die unverkennbaren Uebel- und Mißſtände durch geſchickte Anlage und Aufbau heben laſſen. — Läßt ſich doch auch die ganz durchcomponirte Oper von mancherlei Unnatürlichkeiten und Mißſtänden nicht ganz freiſprechen.

Vorbild iſt der reine griechiſche Chor, oder der Pſalm und Hymnus. Ein viel in ſich faſſendes Vorbild. Hoch wie der Himmel der Phantaſie, tief und breit und wellenreich wie das Meer der Empfindung, zugleich auch ein Land voll Thäler und Höhen, voll Mondesberge und Mondesgrüfte, iſt ſie. Die lyriſche Compoſition begreift Alles in ſich, was Geſang und Töne ausdrücken können, ohne Geberdung.

Durch dieſe Trennung von der Geberde wird ihr ein freies Reich geöffnet; denn ſo viel ausdrückend die theatraliſche Declamation ſeyn mag, ſo weiß man doch, wie viel ſie auch ausſchließt. Da in ihr Alles der Aktion angemeſſen werden muß: ſo gebietet dieſe. Und mit ihr gebieten die Töne; unter beider Herrſchaft müſſen die Worte ſich fügen. Wie nun? Hat die Muſik ſich ein eigenes freies Feld in Ouvertüren, Sonaten u. ſ. erröffnen dürfen, wo ſie, unbehindert von jeder andern Kunſt, ihre Flügel ausbreitet, und oft den höchſten, wildeſten Flug nimmt; warum ſollten Poeſie und Muſik, zwei Schweſtern, ſich nicht auch geſellen, um gemeinſchaftlich, ohne Rückſicht des Zwanges einer dritten Kunſt, ihre Kräfte zu üben? So wird das Oratorium, die Cantate. Es kommt wie vom Himmel, ohne zerſtreuenden, das Auge feſſelnden Theaterſchmuck, verhüllet gleichſam wie eine Veſtale. Oder vielmehr, unſichtbar fließen nach und nach Stimmen und Töne in unſre Seele, vom zarteſten Tropfen bis zum vollſten Strom, an keinen Faden gereiht (?) als an den leiſen, aber mächtigen, unzerreißbaren der Empfindung. In dieſen Ufern oder auf dieſem hohen Meer leitet und regiert das Schiff der Meiſter.

Große Idee, und ſie iſt natürlich. Sobald ein Weſen ſang, folgte es dem Strom der Empfindung. Vom einfachſten Liede an, in Tönen der Freude, der Liebe, des Seufzers, der Klage, in Ode, Elegie, Hymnus, Canzone bis zum feurigen Dithyrambus öffnet ſich das menſchliche Herz, ſeine Gefühle

ausſprechend, austönend. Es erhebt ſich im Fluge und ſenkt ſich nieder; es weitet und ſchließt ſich; immer aber macht es ſich Luft. Viel bewegt, harmoniſch beſänftigt fühlt es im Aether der Töne ſich wie mit himmliſchem Trank gelabt, der ganzen Natur gleichſtimmig, glücklich. Ungebundenheit ſcheint alſo die erſte Bedingung der Geſangesſprache zu ſeyn; und doch, was bindet feſter als die Harmonie? Eben in dem ſüßen Bande ihres Geſetzes liegt der Zauber. Daß man ſich dieſem ſanften und hohen Geſetz unentweichlich, alle ſeine Empfindungen in ihm verſchlungen fühlet; daß Leid und Freude das ganze innere Gefühl in ſeiner Weite und Tiefe ſich nicht anders ausſprechen kann, daß es melodiſch ertönen muß, dies iſt die heilige Gewalt, die uns ergreift und umſchränkt und im Innern regelt, ja die uns unter dieſer Regel mit Allem zuſammenband, mit Allem zuſammenſtimmte.

Denn nun treten entweder mehrere Stimmen zu einander; es wird Ein Chor, das Feierlichſte, das je ein irdiſches Ohr hörte. Ein von vielen Stimmen und Inſtrumenten gehaltener harmoniſcher Ton durchdringet die Seele. Oder die Stimmen theilen ſich; ſie antworten oder begleiten einander; ſüße Eintracht, das Bild harmoniſcher Zuſammenwirkung, Liebe und Freundſchaft. Oder ſie verfolgen einander, kämpfen, umſchlingen, verwirren ſich, und löſen einander zur ſüßeſten Beruhigung auf; treffliche Darſtellung des ganzen Gewebes unſerer Empfindungen und Bemühungen auf dem Kampfplatz des Lebens. Wem Worte und Töne dies verbündet ausdrüken, der wird über ſich, aus ſich hinaus gezogen, er empfindet, wenn man ſo kühn reden darf, die Ethik und Metaphyſik ſeines menſchlichen Daſeyns. Wozu wir geboren wurden, was wir ſeyn ſollen, wie Alles vielartig zuſammenſtimme, und nach dem härteſten Kampfe im liebevollen Zwiſt ſich harmoniſch auflöſe.“

Volksgesang.

Reich an trefflichen Bemerkungen ist Herder's Abhandlung über Volksgesang,*) aus welcher wir hier einige Stellen ausheben. Wie beherzigenswerth ist z. B. folgende:

„Nun bedarf es kaum eines Wortes über die Frage: ob Inhalt und Gesang gemeiner Volkslieder gleichgültig seyn dürfen? denn wie könnten sie dies seyn, da das Lied ein so gewaltiges Mittel, auf's Herz zu wirken, ja gewissermaßen die unverholene Sprache des Herzens selbst ist? Möge es einsam oder gesellig gesungen werden; dort soll es die Seele beruhigen, hier anfeuern; (immer aber beschäftigt es sie;) kann's gleichgültig seyn, durch welchen Inhalt, in welcher Tonart? und welche dieser beiden die geheime Neigung unsers Herzens liebe? Bekanntlich waren die Griechen auf die Beschaffenheit sowohl, als den Inhalt der Musik, womit das Volk unterhalten, wodurch die Jugend gebildet ward, aufmerksam; so geziemet's.**) Die Melodieen unserer alten Volkslieder, da sie meistens dem Horn gehören, sind einfach; einfach der Inhalt, oft abenteuerlich, oft grausam. Indeß haben wir andere, die zu edlen Gesinnungen aufrufen, andere, die edle Thaten selbst darstellen, andere, die die zartesten Saiten des Herzens regen***) u. s. w."

„Tod alles Schönen und Edeln ist's, zu glauben, daß die Kunst Alles, auch das ekelhaft Widrigste gefällig behandeln,

---

*) Sämmtl. Werke zur schönen Lit. u. K. 12. Th. S. 316 u. ff.

**) Erst neuerdings hat man angefangen, von der Schule aus dem Volksgesang eine edlere, heilsamere Richtung zu geben. Leider wird nur, zumal auf dem Lande, durch den poetischen Schandkram herumziehender Bänkelsänger und Leierkasten-Jongleurs zu viel Unkraut unter den Weizen gesäet, als daß dieser zu fröhlichem Wachsthume zu gelangen vermöchte!

***) Leider aber sind gerade solche am wenigsten im Volke verbreitet.

und damit Töne des menſchlichen Herzens verwirren dürfe, ja daß ſie in dieſem Tumult triumphire! *) Gleichergeſtalt iſt's der Muſik unanſtändig, wenn ſie in einer wirklich gemeinen, d. i. trivialen, eklen Volkspoeſie mit Saitenſpiel, Trommeln und Pfeifen beianläuft, ſie zu erheben, ſie zu verſchönern. Der maestro iſt hier ein Knabe worden; der Dichtungsart, die eigentlich ganz Herz ſeyn ſollte, wird das Herz genommen, es wird damit geſpielet. In unſerer ſtilleſten Kammer hat Adraſtea Scepter und Waage verloren, ſie wird verſpottet; mit ihr wird kunſtmäßig gegaukelt."

Sehr beachtungswerth für Lehrer und Pädagogen, inſonderheit für Volkspädagogen, Regenten und Staatsmänner iſt ein im Herder's Werken zur ſchönen Literatur und Kunſt befindlicher kleiner Aufſatz **) mit der Ueberſchrift: „Wirkt die Muſik auf Denkart und Sitten?" „Die Wachſamkeit, heißt es in demſelben, der griechiſchen Geſetzgeber über die Muſik iſt bekannt. Sie verboten, ſie beſtraften die Einführung neuer, weicher, üppiger Tonarten; ***) und als dieſe Wachſamkeit nachließ, wem ſind nicht die Klagen der Philoſophen und Staatsweiſen darüber im Gedächtniß? ****)

Uns dünkt dieſe Aufſicht über eine ſogenannte ſchöne und freie Kunſt lächerlich; ob aber mit Grunde? Sind muſikaliſche Weiſen (wie auch ihr Name ſagt) Weiſen und

---

*) Die Todſünden, welche in dieſer Hinſicht vorzüglich die neuere Oper an dem Volke verübt hat und noch täglich begeht, hat noch keine Regierung geahndet.

**) Tübingen 1809. 12. Th. S. 192.

***) Ausführlicheres über dieſen höchſt beachtungswerthen Gegenſtand findet ſich geſammelt in: Schwarz, Erziehungslehre, 1. Bd., welcher die Geſchichte der Erziehung enthält, ſowie in Cramer's Geſchichte der Pädagogik.

****) Vorzüglich Platon kommt oft auf dieſen wichtigen Punkt zurück, inſonderheit in der Schrift vom Staate.

Wege der Empfindung; werden ſie nicht, mit Worten verbunden, wirkliche Denkweiſen? Die Geſangweiſe ſchleicht ſich in's Herz und ſtimmt es unvermerkt zu Tönen, zu Wünſchen, zu Beſtrebungen in dieſer Tonweiſe, in dieſem Modus.

Bemerket kleine und große Völkerſchaften. Hier ein freies Völkchen, das vielleicht in einem armen Thal muntere Lieder des Fleißes und der Fröhlichkeit ſingt; dort ein gedrücktes Volk, dem Kreuz-, Jammer-, Sterbelieder die liebſten ſind, weil es nichts ſeliger findet, als im Grabe zu modern. Ein drittes, das müſſig und entnervt in üppigen Liedern ſchwärmet; ein viertes, das auch in Tönen nur perſiflirt — verfolgt dieſe Völker in ihren Denk- und Lebens-Weiſen; ihr werdet Abdruck und Inhalt ihrer Tonarten darin finden. Wem iſt nicht bekannt, wie viel der Stifter einer fleißigen, ſanften, klugen und beſtrebſamen Gemeine in dieſem Jahrhundert ſchon durch Geſänge und Geſangweiſen auf ſie wirkte? Wer weiß nicht, wie mächtig im Kriege oft ein Marſch, ein Geſang war?

Gleichgültig kann es alſo nicht ſeyn, wenn gedankenleere, ſchmachtend-üppige Operngeſänge oder componirte Trivialitäten der gemeinſten Art jeden andern Geſang verdrängen. Als Vergnügen ſelbſt werden ſie bald ein fades Vergnügen, da ſie am Ende kein Wort zulaſſen, als: „der große Tonkünſtler!“ Oder „herrliche Stimme! und vortrefflich accompagnirt!“ Dergleichen Lobeserhebungen machen Kopf und Herz zum hohlen Reſonanzboden, ſo wie Inhalt und Inſtrumente das Leben zum Fiddelbogen und zur Fiddel machen. Man ſtreichet und ſtreichet. — Da Capo! Ancora. Elender Zweck der zweckloſeſten Wirkung! Haben im Reiche Plutons die Danaiden eine traurigere Uebung? — — Klagt das allgelehrige und das allvergeſſende Publikum nicht an, als ob es nur für üppige Geſänge ein Ohr habe. Welch Stück unter Mozart's Compo-

ſtionen iſt in Deutſchland öfter aufgeführt worden, als die Zauberflöte? Geſchah es ohne Urſache, ohne die doch nichts geſchieht? Nichts minder. So übel geleitet die Fabel, ſo übel gewählt die Worte ſeyn mögen, dem Unverſtändigſten ſchimmert der Inhalt der Fabel vor: „Licht im Kampfe mit der Nacht; jenes durch Vernunft und Wohlthätigkeit, dieſe durch Grauſamkeit, durch Betrug und Ränke wirkend!“ Und welche Geſänge blieben im Contraſt dieſer Scenen dem Publikum die wertheſten? Gerade die immer-erfreulichen, die moraliſchen, die edeln, z. B.: In dieſen heiligen Hallen u. ſ. w. Ein zartes Herz kann nicht betrüben u. ſ. w. Wir wandelten u. ſ. w. Wollet alſo nur, ihr Eltern, daß eure Kinder unter einem ernſten Geſetz Fortſchritte thun; ſie werden ſie thun. Hängt gute Speiſe an den Hamen, ihr Fiſcher; die Fiſchchen werden ſchon beißen u. ſ. w.

Muſik, Tanz und Geſang in Verbindung.

Sehr anziehend und lehrreich ſind Herder's Aeußerungen über „Verbindung der Muſik und des Tanzes zum Nationalgeſange“ in einer unter dieſer Schrift hervortretenden Abhandlung in ſeinem klaſſiſchen Werke „vom Geiſte der hebräiſchen Poeſie“ *).

„Der Engländer Brown, ſagt er hier unter Anderem, hat die Hypotheſe gewagt, **) daß Poeſie, Muſik und Tanzkunſt nie ſtärker, als in Vereinigung wirken, daß ſie bei allen Naturvölkern noch in dieſem Bunde ſtehen, und daher bei ih-

---

*) Tübingen 1805. 2. Th. S. 245.

**) Brown, Dissertation on the Rise, Union and Power the Progressions, Separations and Corruptions of Poetry and Music. Lond. 1763.

nen ſo viele Gewalt äußern. Die Verbindung dieſer Künſte bei allen rohen Völkern iſt ziemlich erwieſen: ſelbſt bei den Griechen iſt das Drama nur aus dem Chor, d. i. aus Poeſie, mit Muſik und Tanz begleitet, entſtanden. Daß in einem ſchmalen erſten Umfange alle drei natürlich zuſammengehören, iſt unleugbar: denn eine gewiſſe Poeſie iſt todt ohne Töne und die natürlichſte Muſik iſt todt ohne Dichtkunſt. Jene giebt nur eine Reihe dunkler, unbeſtimmter Empfindungen, die aufgehellt, die durch Worte beſtimmt werden wollen; oder ſie machen zuletzt, wenn ſie nicht mit einem bloßen Künſtlerohr gehört werden, überdrüſſig, ſchläfrig, traurig. Daß beide Künſte zum Tanze führen, ſieht man an allen Kindern. Muſik will Tanz: lebhafte Empfindungen in Worten ausgedrückt, wollen Ausdruck der Geberden. Alſo iſt's wahr, was Milton ſagt:

Glücklich Sirenen-Paar, Muſik und Wort!
Himmelgeborne Schweſtern, Zwillinge
Der reinſten Freude, tanzend Hand in Hand,
Wird euer Gang und Klang und Götterwort
Dreifach belebender —

„In unſerer Natur ſind die mancherlei Sinne vereint und wirken auf Eine Seele; warum müßten ſie außer uns getrennt ſeyn? Warum ſollte nicht das innere Auge, das Himmelsgeſichte ſieht, von dem innern Ohr, das Himmelstöne hört, unterſtützt werden? und warum ſollten beide zu ihrem lebendigſten Ausdrucke ſich nicht der Geberden für die Bilder, des Tanzes für den Rhythmus der Töne bedienen dürfen? Sowohl in Poeſie als Muſik iſt der Rhythmus nichts als Tanz. Die Bilder der erſten ſind nichts anders als Geberden der großen, allgemein belebten Natur, die ſich im Antlitz und in der Seele des Menſchen ſpiegeln. Alſo ſind alle drei Künſte ſo verſchlungen in einander, daß ſelbſt eine philoſophiſche Aus-

einanderſetzung ihrer Begriffe nicht möglich iſt, ohne daß eine im Felde der anderen ſammle.

Und ſobald dies nicht geleugnet werden kann, muß es einen Punkt der Zuſammentreffung zwiſchen ihnen geben, der, wenn er meiſterhaft erreicht wird, nothwendig von der größten Gewalt ſeyn dürfte. Er wirkt nämlich auf alle ſinnliche Kräfte, er ſchleicht zur Seele oder beſtürmt ſie durch alle Organe; er trifft das sensorium commune, in dem Bilder, Töne, Empfindungen und Bewegungen ſchlafen, und rührt daſſelbe als eine Harmonie überirdiſcher Naturen.

Eben hieraus ergiebt ſich aber auch, daß der Punkt der Vereinigung dieſer mächtigen Künſte ſparſam und zart ſey. Nicht alle Bilder der Poeſie erzeugen Geberden, nicht alle Töne der Muſik erwecken den Tanz der Empfindung. Geht eine weit vor ſich: ſo bleiben die anderen zurück, und das harmoniſche Dreieck, das nur durch eine täuſchende Uebereinſtimmung ſeiner Seiten ſchön ward, kann auf vielfache Weiſe ein Ungeheuer werden: in welchem Fall es ungleich beſſer iſt, daß jede Kunſt für ſich ihren Gang verfolge. Dies war der Augenblick, da jede dieſer Schweſtern für ſich zur Kunſt ward. Was ſie durch Trennung von ihren Geſpielinnen verlor, mußte ſie nun durch eigenen Schmuck erſetzen: ſie ſtudirte alſo ſich ſelbſt, und wirkte jetzt eigenmächtig, da ſie voraus auf andere, die doch nicht ganz ihr Weſen waren, hatte Rückſicht nehmen müſſen. Unleugbar iſt's alſo, daß jede dieſer Künſte, als Kunſt, (objective) durch die Trennung gewonnen; ob ſie wohl eben ſo unzweifelhaft, (ſubjective) als Organ der Natur, verloren" u. ſ. w.

Die Feinheit dieſer Bemerkung, ihre Wichtigkeit für die Aeſthetik überhaupt und die der Muſik ins Beſondere, ſo wie ihre Ergiebigkeit in kunſt-praktiſcher Hinſicht leuchtet ein. Auch hier kann und wird es nur zu Nutz und Frommen der Kunſt und der Künſte und zur Förderung des reinen, edlen

Geſchmackes führen, wenn man den ſo keim- und fruchtreichen Bemerkungen und Andeutungen des genialen Denkers weiter nachgeht und ſie als gültige Münze in's Leben bringt. Uebrigens hat Herder ſelbſt hin und wieder in ſeinen Werken die hier gegebenen Andeutungen in ſehr intereſſanter Weiſe weiter ausgeführt, z. B. in ſeinen Abhandlungen über Tanz und Melodrama*), in welchen ein wahrer Schatz von geiſtreichen Bemerkungen niedergelegt iſt, z. B. wie folgt: **)

„Wenn aber die Geberde der Empfindung Worte verſchmäht, wird ſie in der Natur nicht eine andere Freundin haben, die ſie begleitet? Es iſt die Muſik; Töne unterſtützen die Geberde natürlich. Nicht nur, daß in beiden auf dem Zeitmaas, auf Modulation ſo viel beruht; denn auch in Geberden, im Gange, im Auge, in Miene und Handlung ſpricht Bewegung, Maß der Bewegung das Meiſte. Nichts z. B. ſtöret uns mehr als ein ungleicher Gang, eine ſtockende fallende Stimme, u. ſ.; ſie bringen uns gleichſam ganz aus dem Takt unſerer Seele. Aber nicht Bewegung allein; die Töne ſind eben das, was einem anderen Sinne die Geberden ſind, Ausdruck der beweglichen Natur, elaſtiſche Schwingungen, eine unmittelbare Herzensſprache. Gleiches zu Gleichem geſellet ſich alſo; ja Eins ruft das Andre auf und führet es mit ſich. Bei einer entzückenden Stellung wünſchen wir, daß ſie Ton würde. Wenn auf dem ſprechenden Theater edle oder ſanfte Empfindungen zur größeſten, d. i. einfachſten Höhe ſteigen, heben ſie ſich entweder ſelbſt zum Ton oder wir vermiſſen und entbehren ſchmerzhaft die ih-

*) Werke zur ſchönen Lit. u. Kunſt. Tübingen 1809. 12. Th. S. 174 u. ff.

**) Daſ. S. 176.

nen analoge Töne, mit denen ſie unſerm Gefühle nach die Natur ſelbſt verknüpfte.“

Zur Oper.

Hiſtoriſches und Aeſthetiſches.

Unter den beſonderen Gattungen von muſikaliſchen Compoſitionen, auf welche Herder öfter in hiſtoriſchen und äſthetiſchen Erörterungen zurückkam und die er einer gefließentlicheren Beachtung würdigte, nimmt auch die Oper einen vorzüglichen Rang ein. Was er zur Erörterung ihrer inneren Nothwendigkeit, ihres Weſens, ihrer Entſtehung und Geſchichte beigebracht, concentrirt ſich am meiſten in folgender Stelle in ſeinen Werken zur ſchönen Literatur und Kunſt *):

„Nicht Alles aber kann der Tanz, nicht Alles die ſtumme Geberde, auch von Muſik begleitet ausdrücken. Muſik mit Sprache in Verbindung gebracht und dann von Geberden unterſtützt, öffnet ein neues Feld der Dichtkunſt. Kann der Tanz dahin eingeführt werden; wohl! Dann aber wirke er durch ſich, oder angeführt von ſingenden Chören; Geſang und Tanz in Einer Perſon hindern einander.

So verſchieden die Werkzeuge der Sprache und des Geſanges ſind, ſo nachbarlich ſind ſie einander. — Sobald Modulation die Sprache über ein gemeines Geziſch emporhebt, giebt ſie ihr gleichſam den ganzen geiſtigen und körperlichen Ausdruck. In ihm genießen wir eine Art Fülle, Vollendung.

Die erſte der neuern Sprachen, die ſich zu dieſem muſikaliſchen Ausdruck emporſchwang, war die italieniſche; lange vorher, ehe Opern da waren, war in ihr der Geiſt der

*) Tübingen 1809. 12. Th. S. 178.

Oper *). Dante, Petrarka, Arioſto, Taſſo, Guarini ſangen, indem ſie ſchrieben; wer ſie lieſet, ſingt mit ſelbſterfundener Melodie, ſo eintönig dieſe auch ſeyn möge, ihre Modulationen nach. Aus dem Madrigal, dem Liede, der Stanze entſtand die italieniſche Oper.

Natürlich hielten ſie ſich an die Gegenſtände, die zur Muſik die fähigſten waren, an Scenen der Liebe und Freude. Daher die Verzierungen, die man der Oper ſogleich in ihrer Geburt beifügte; Scenen der ſchönen, wohl auch romantiſch-wilden Natur, Chöre, Tänze. Für alle Sinne wollte man ein Arkadien ſchaffen; in gemeinſchaftlicher Freude ſollte Auge und Ohr daran Theil nehmen.

Genuß mit anderen erhebt und begeiſtert; daher die Chöre. Auf dem Gipfel der Begeiſterung iſt man trunken, daher die Tänze. Das entzückte Auge will das Schönſte jeder Art ſehen; daher die Decorationen in Kleidungen im Theater. Daher die Hirten-, Götter-, Wunder-, Feen-Welt, die der Oper einheimiſch wurden.

Unnöthiger Weiſe hat man ſich über dies Wunderbare der Oper gequält, wie Menſchen an dergleichen Träumen der Un- oder Ueber-Natur Geſchmack finden können? Sind wir im wirklichen Traume nicht eben ſo wohl in einer Zauberwelt? und wie wahr ſind uns die Träume! Darf's alſo keine Kunſt geben, die uns mit den ſchönſten Träumen auf's Schönſte auch wachend vergnüge? Einmal in eine Welt geſetzt, in der Alles ſingt, Alles tanzt, entſpreche auch die Welt ringsum dieſer Gemüthsart; ſie bezaubere!"

„Nach leiſen, ſodann wilden und verworrenen Anfängen **) in Italien, trat die Oper in Frankreich auf. Hier

*) Wie viel Wahrheit und Licht in dieſen wenigen Worten!

**) Die aber bald zur ſchönſten und reichſten Blüthe führten, möchten wir hier hinzu fügen. Denn nachdem in Italien um 1600 die erſten

fand ſie eine wenig accentuirte, flüchtige, faſt unmuſikaliſche Sprache und einen verwöhnten Geſchmack. Dieſem bequemte ſie ſich; dagegen aber brachte der raſtlos muntere, räſonnirende Geiſt der Nation in das, was ſonſt ein Chaos der Töne und Scenen geweſen war, Anſtand und Ordnung. Hinter verwirrten, gemeinen Stücken der älteren franzöſiſchen Opernd ichter trat der beſcheidene Quinault auf; Er in ſeiner Art ein ſo großer Ordner des lyriſchen Theaters, als Corneille und Racine es für die Tragödie ſeyn mochten. Quinault hat ſo ſtarke und ſo ſüße Stellen, als jene tragiſche Dichter in ihrer Gattung; dazu in einer Sprache, die der Muſik mehr widerſtand, als der tragiſchen Rede. In Recitativ und Chören hat er das franzöſiſche Sentiment zur Muſik gleichſam organiſirt.

Klarheit der Expoſition, Ordnung, Folge der Scenen, Anſtand ſind in ſeinen Stücken, wie bei jenen Dichtern: daß er Sujets dieſer Gattung wählte, daß er ſeine Flöte zur Poſaune des Ruhms, ſeine Lyra zur Galanterie ſtimmen mußte, hatte er auch mit jenen Dichtern gemein; und war nicht ſeit ihrer Entſtehung in Italien die Oper eine Puppe des Diverti ſſements an Vermählungs- und anderen Feſten geweſen? Wie anders, als daß, da ſie in Frankreich eintrat, ſie ſich in das Element der franzöſiſchen Nation und Ludwig's freiwillig tauchte? Um ſo höher ſteigt das Verdienſt des Dichters, der auch in die flachſte Modeſprache Gefühl zu bringen wußte.

Indeß ſind Quinault's Opern Schattenriſſe; ein Text ohne Noten. Nichts iſt vorübergehender, als Prachtſcenen, Galanterieſtücke, Feuerwerke, Illuminationen. Nichts vorübergehender, als ſelbſt Lieblingsgänge der Muſik. Unſer Ohr

---

Verſuche in der eigentlichen Oper geſchehen waren, traten dort ſchon im XVII. Jahrhundert Männer wie Montwerde, Viadana, Cariſſimi, Durante u. A. hervor.

wird anders gestimmt mit den Zeiten; Pracht und Galanterie, die Kinder der Mode, wechseln. Das Wahre allein, Verstand und Empfindung dauern. In ihnen sind Quinault, Addison, Metastasio, jeder künftige Metastasio, Diener Einer und derselben Engelssprache, der Sprecherin für aller reinen Menschen Empfindungen der Musik." *)

Wie richtig Herder das zu seiner Zeit nur wenig enthüllte Geschichtliche der Oper **) überblickt hatte, möge unsern Lesern folgende Stelle zeigen: ***)

„So kommen wir dann auf das poetische Meisterwerk dieser Nation (der Italiener), die Oper, das lyrische Drama. Wohl nirgend anders, als in Italien konnte es entsprießen und zugleich zu der Blüthe gelangen, zu welcher es zuletzt in Metastasio gelangt ist. Er, ein Schüler des philosophischen Kenners der Alten, des Gravina, Er, dem das Glück ward, hinter den Verdiensten des Apostolo Zeno und so viel andrer großer Männer in Italien und Frankreich dies Drama in einer Sprache zu bearbeiten, die zum Gesange geschaffen ist, brauchte seines Glücks und erhob aus ihr alles Singbare (cantabile) in jeder Art des Affects, in jedem Perioden des Recitativs, der Arien und Chöre, zur Blume des Gesangs und Vortrags. Zeige man ein singbares Wort, das er nicht und zwar auf der besten Stelle gebraucht, eine unsingbare Wendung, die er nicht gemildert oder vermieden

*) Man vergleiche hierzu: Erinnerungen aus Herder's Leben. 1. Th. S. 229. W. zur schön. Lit. u. K. 12. Th. S. 182.

**) Neuerdings ist für Aufklärung dieses Kunstzweiges viel geschehen, vorzüglich von Fink in seinem schätzbaren Buche: Wesen und Geschichte der Oper. Leipzig 1838, und von R. G. Kiesewetter in dem gründlich gehaltvollen Werke: Schicksale und Beschaffenheit des weltlichen Gesanges vom frühen Mittelalter bis zu der Erfindung des dramatischen Styls und den Anfängen der Oper. Leipzig 1841.

***) W. zur sch. Lit. u. K. 7. Th. S. 298.

hätte! Auch aus der menſchlichen Seele, aus Fabel und Geſchichte zog er jeden ſingbaren Gegenſtand, jede melodiſche Geſinnung und Empfindung auf die zierlichſte Weiſe hervor und wußte ſie zu einem muſikaliſchen Sentiment im zarteſten und vollſten Ausdruck zu bilden. Jede Arie des Metaſtaſio, iſt gleichſam ein poetiſch-muſikaliſcher Canon worden.

Um hierher zu gelangen, welchen langen Weg hatte das Melodrama zurück gelegt, ſeit es in rauhen provencaliſchen Canzonen nach Italien gekommen und von umher ziehenden Minſtrels mit einer Art theatraliſcher Vorſtellung verbunden, hie und da geſpielt war! Durch Maitänze (Maggiolate), Carnevalesken, Chöre mit Zwiſchenſpielen u. ſ. hatte es einen beſchwerlichen Weg nehmen müſſen, bis es unter Beihülfe vieler fremden Künſtler, Franzoſen, Spanier, Niederländer, Deutſcher, nur zu einiger Regelmäßigkeit gelangte. Italieniſche Fürſten, die Pracht und Vergnügen liebten, hatten ihm dazu Raum und Koſten verſchafft; der Geſchmack der Nation in beiden Geſchlechtern hatte es mit Freude empfangen; Florenz inſonderheit hatte ihm zuerſt ſeine glänzende Geſtalt gegeben. Unwiſſend hatten, von Dante und Petrarka an, alle Dichter dazu gearbeitet: Taſſo und Guarini mit ihren Schäferpoeſieen hatten dazu näher den Ton gegeben; hundert Componiſten geiſtlicher und weltlicher Melodieen die Pforten geöffnet; Metaſtaſio kam und ſetzte der Gattung den Kranz auf.

Indeſſen auch bei Metaſtaſio denke man nicht an die Griechen; vielmehr hat vielleicht Er auf's weiteſte von ihnen verführt und ſteht wie auf einer andern Hemiſphäre da. Bei jenen ſprach die Poeſie, die Muſik begleitete ihre Worte in jeder Wendung des Ganges der Rede, zwanglos. Hier malet die Muſik und die Worte dienen. Geſetzt daß es ihr auch gefiele, ſie zehnmal dienen zu laſſen, ſie umher zu kreiſen und wie im Spott zu wiederholen, ſie tanzt ihren Tanz, und unter ihrer Herrſchaft durfte der Dichter nichts als das ihr

Wohlgefällige wählen. Keiner Leidenſchaft durfte er tiefer nachgehen, als es die Muſik ertrug und mußte ſich daher überall an das Weichſte, das Zarteſte, die Liebe halten. Mit Verletzung jedes Coſtums der Zeiten und Orte ſind Metaſtaſio's Helden Schäfer, ſeine Prinzeſſinnen Schäferinnen; erhabene Freskogeſtalten der Geſchichte werden durch ihn Miniaturgemälde des lyriſchen Theaters; denn auf dieſe und auf keine andere Darſtellung hat er gerechnet. Wenn alſo Metaſtaſio in jedem ſeiner Stücke einen zierlichen Porzellanthurm mit klingenden Silberglöckchen erbauen wollte: ſo ſollte und konnte dieſer kein griechiſches Odeum werden."

Herder's Gedichte für die Muſik.

Schon in Riga (im J. 1766) dichtete Herder eine Cantate zur Einweihung einer Kirche. Im Jahre 1772 ſchrieb Herder ein für Compoſition beſtimmtes Gedicht, von welchem er ſelbſt in einem Briefe ſagt: *) Ich werde Ihnen bald einen Brutus von mir, ein kleines Drama für die Muſik ſchicken. Während ſeiner Anſtellung in Bückeburg dichtete er mehrere Cantaten und Oratorien, wie z. B. „die Kindheit Jeſu, ein Oratorium" **); „Michaels Sieg. Der Streit des Guten und Böſen, eine Kirchencantate" ***). Auch in Weimar verfertigte er ****) Cantatentexte für die vornehmſten Feſttage, zu welchen er einen Componiſten zu finden hoffte, der in ſeinen Sinn eingehen würde, und es war ſein Plan, einen ganzen Jahrgang von ſolchen zu verfertigen, wovon noch einige

*) Erinnerungen 1. Th. 20. S. 2.
**) Daſ. S. 401.
***) Daſ. S. 407.
****) Daſ. 2. Th. S. 127; vergl. S. 215.

in unvollendeten Skizzen vorhanden ſind. Die Cantaten finden ſich im XVI. Theil der ſämmtl. Werke zur ſchönen Literatur und Kunſt, Tübingen b. Cotta 1817 abgedruckt. Es ſind folgende: 1) Cantate zur Einweihung der Katharinenkirche auf Bickern. Riga d. 1. October 1766. 2) Die Auferweckung des Lazarus. Eine bibliſche Geſchichte zur Muſik (1772). 3) Der Fremdling auf Golgatha. Eine bibliſche Geſchichte in Geſang (1772). 4) Pfingſtcantate (1773). 5) Oſtercantate (1781). 6) Cantate beim Kirchgange der regierenden Herzogin von Sachſen Weimar (von der fürſtl. Kapelle aufgeführt 1779). — 7) Cantate *) bei dem Kirchgange der regierenden Herzogin von Sachſen Weimar u. Eiſenach, nach der Geburt des Erbprinzen (1783).

Die treffliche Ueberſetzung des Händel'ſchen Meſſias, welche bereits von uns erwähnt worden iſt, verfertigte Herder im Jahre 1782.

Mehrere der oben angeführten Cantaten, welche an poetiſchem Gehalte viele andere z. Th. von den berühmteſten Meiſtern componirte, bei Weitem überragen, verdienten es wohl, von tüchtiger Hand in Muſik geſetzt zu werden und namentlich iſt es ſehr auffallend, daß „die Erweckung des Lazarus", eigentlich ein kurzes Oratorium, noch nicht ihren Tondichter gefunden hat, um ſo mehr, je häufiger man über den Mangel an guten Texten dieſer Art Klage führen hört. —

Der Tonkünſtler dichtet, wenn er ſpielt, ſo wie der ächte Dichter ſingt, wenn er dichtet. — **)

---

*) In Muſik geſetzt und mit der Hofkapelle in der Hauptkirche zu Weimar aufgeführt von E. W. Wolf, Herzogl. Kapellmeiſter.

**) W. zur ſch. Lit. u. K. 1805. 1. Th. S. 48.

Herder's Andenken geweiht.

HERDERO.

Me iuvenem quondam quum Lipsia cara teneret,
Scriptis crebra tuis prodita vox docuit.
Deinde tuum praesens praeluxit sideris instar
Exemplum Sophies ad sacra templa viro.
Accipe iam toto commotus pectore grates,
Quas tibi persolvit post tua fata senex!

Jenae d. 3 Aug. 1844.

Eichstädt.

Herder's Ruhe *).

Von

D. de Wette,
Profeſſor zu Baſel.

Hier hing an der Natur erhab'ner Schönheit ſein Auge,
Und für der Menſchheit Wohl ſchlug ihm begeiſtert das Herz.
Wanderer! halte den Ort, wo er geſchaut und empfunden,
Heilig, und ſchaue wie er; edel empfinde wie er.

---

*) Herder's Lieblingsplätzchen an der Waldbrahme des Ettersberges mit einer bedeutenden Fernſicht über Weimar und deſſen anmuthige Umgebungen.

Ein Blick in Weimar's Stadtkirche
am 25. August 1844.

Von

Carl Grosse,

Bürger in Weimar.

Hörst Du, wie zu den Kirchenstufen
Die Glocken die Gemeine rufen?
Siehst, wie die Bürger Weimar's wallen
Zu den geweihten Gotteshallen?
So gehe hin und schaue sinnig,
Dein Blick erspähet hohen Reiz;
Von Kranach's Hand — ein Bild so innig,
Mit Luther bei'm Erlöserkreuz.

Hier, — wo sich Lieb' im Tod umschlinget, —
In diesem Gitter eingeringet,
Ruht Johann Friedrich, fromm im Streite,
Getrost an der Gemahlin Seite.
Der sich auf Gott und Wahrheit stützte,
Und in des Herzens heißem Drang
Mit seinem Arm die Kirche schützte,
Begeistert Luther's Lieder sang.

Dort ruht, — im Heldensterbekleide,
Er, — mit dem Schwert auf blut'ger Weide, —
Als dreißig Jahr' die Donner rollten,
Die Blitze reinen Aether wollten, —
Bernhard der Große, der die Krone
Für Licht und Wahrheit sich erwarb,
Und mit dem Blick zum Sternenthrone
Gern für die Kirche Luther's starb! —

Und hier, — die Thränenſtröme floſſen —
Die Mutter Carl Auguſt's des Großen,
Die ſtets ein Herz der wärmſten Triebe
Für Landesglück und Volksliebe,
Wo herrlich ſich Erinnerungen,
Die noch für Ewigkeiten grün,
Um ihren Scepter feſt geſchlungen,
Im Kranze ihres Nachruhms blüh'n.

Hier, wo in dieſes Tempels Innern
So hohe Bilder ſchon erinnern,
Die Lieb' und Ehrfurcht mit ſich nahmen,
Durch Geiſteshoheit nachzuahmen,
Hier ſieh' auf Herder's Grabmal nieder,
Es ſingt noch die Gemeine nah'
Auf ſeinem Grabe ſeine Lieder,
Sein Geiſt blieb ihrer Kirche da.

Heut' rauſcht die Orgel jubelnd freier
Accorde der Gedächtnißfeier,
Von ſeiner Aſche zum Altare;
Denn heute ſind es hundert Jahre,
Da ihn das Licht, ſo reich an Wonne
Für uns, die ſeines Ruhms bewußt,
Zuerſt begrüßte jene Sonne
Des fünfundzwanzigſten Auguſt! —

Die Vereinigung der beiden evangelisch-protestantischen Confessionen zu Einer Kirche,

mit Hindeutung auf Herder's Ansichten darüber

von

D. J. Fr. Röhr.

Je klarer die chriſtliche Kirchengeſchichte für die unermeßlichen Nachtheile zeugt, welche die Spaltung der der Reformation huldigenden Proteſtanten in zwei verſchiedene Confeſſionen, die ſogenannte lutheriſche und reformirte, Beiden brachte: deſto erfreulicher war auch die ſchon im ſechzehnten, ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhunderte verſuchte, aber erſt im neunzehnten mit bleibendem Erfolge durchgeführte Vereinigung derſelben zu Einer Kirche *).

Dieſe Vereinigung war die geſegnete Wirkung der ſeit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts durch die Verdienſte erleuchteter Gottesgelehrten immer höher geſtiegenen chriſtlich-religiöſen Geiſtesbildung, welche ihren letzten Grund in dem Beſtreben hatte, mittelſt gründlicher Sprach-, Alterthums- und Geſchichts-Kenntniß, im Bunde mit dem Studium einer geſunden Philoſophie, die reine, ihrer eigenthümlichen Zeitform entkleidete, allgemein giltige Bibellehre zu ermitteln und ſie von den Feſſeln zu befreien, in welche ſie bald nach der Reformation von einem unſeligen dogmatiſchen Scholaſticismus geſchlagen worden war. In eben dem Maaße, als man er-

*) Eine geiſtreiche und ſehr belehrende Mittheilung darüber findet der Leſer in D. C. W. Hering's, Superintendent zu Großenhayn: „Geſchichte der kirchlichen Unionsverſuche ſeit der Reformation bis auf unſere Zeit", 2 Bde. Leipz. 1836. 1838.

kannte, was der göttliche Stifter des Chriſtenthums eigentlich wollte und welche weſentliche Religionswahrheiten er für den Zweck der Erleuchtung, Veredelung und Beſeligung des Menſchengeſchlechtes theils ſelbſt predigte, theils geprediget wiſſen wollte, erkannte man auch, daß die confeſſionellen Unterſchiede, welche drei Jahrhunderte lang die lutheriſche und reformirte Kirche getrennt und faſt mit einer größern Abneigung gegen einander erfüllt hatten, als Beide gegen ihre gemeinſame Gegnerin, die römiſch-katholiſche Kirche in ſich trugen, durchaus nicht ſo bedeutend wären, als man früherhin glaubte; daß ſie vielmehr in den Grundſätzen, worauf ihr kirchliches Gemeinweſen beruhe und in den Glaubensſätzen, worin das wahre Weſen des Chriſtenthums beſtehe, völlig mit einander übereinſtimmten, und daß demnach ihrer Vereinigung zu Einer evangeliſch-proteſtantiſchen Kirche durchaus Nichts im Wege ſtehe.

Daß dem ſo ſey, findet jeder Unbefangene bei einer näheren Betrachtung der gedachten kirchlichen Grundſätze und chriſtlichen Glaubensſätze leicht.

Verſteht man unter kirchlichen Grundſätzen nichts Anderes, als die Anſichten und Maximen, welche die Genoſſen einer kirchlichen Gemeinſchaft zu ihrem urſprünglichen Vereinigungspunkte und unterſcheidenden Merkmale machen: ſo leuchtet ein, daß ſie in der lutheriſchen und in der reformirten Confeſſion ganz dieſelben ſind und Beiden einerlei Geiſt und Weſen mittheilen. Denn mögen ſie ſich (in doktrinaler Hinſicht) auf die Erkenntnißquelle ihrer Lehre, oder (in rituale r Hinſicht) auf die Einrichtung ihres Cultus, oder (in diſciplinarer Hinſicht) auf die Natur und Form ihrer Ge-

ſellſchafts-Verhältniſſe beziehen: ſo ſtimmen ſie hierin auf das Genaueſte mit einander überein und bilden Einen und denſelben Gegenſatz gegen die in dieſem dreifachen Bezuge von der römiſch-katholiſchen Kirche aufgeſtellten Anſichten und befolgten Maximen.

Die Eine wie die andere Confeſſion geht von dem doktrinalen Grundſatze aus: daß das wohlverſtandene Evangelium Jeſu oder die richtig aufgefaßte und erklärte urſprüngliche Lehre deſſelben und ſeiner Apoſtel die alleinige, ſichere und ausreichende Richtſchnur des chriſtlichen Glaubens und Lebens ſey und daß dagegen jede andere, derſelben beigemiſchte, mündliche oder ſchriftliche Erblehre oder Tradition mit ihren ungebührlichen Anſprüchen auf gleiche Eigenſchaft verworfen werden müſſe *).

Die Eine wie die andere Confeſſion hält ferner den ritualen Grundſatz feſt: daß die echte chriſtliche Gottesverehrung eine innere und geiſtige ſeyn müſſe, welcher die nur im Weſentlichen übereinſtimmenden, nicht aber in unabänderlicher Einförmigkeit zu vollziehenden, äußerlichen Andachtsübungen und heiligen Gebräuche als Mittel zum Zwecke dienen.

Die Eine wie die andere Confeſſion macht endlich den disciplinaren Grundſatz geltend: daß Jeſus Chriſtus ſelbſt das alleinige unſichtbare Oberhaupt ſeiner Kirche auf

---

*) Daher nennen ſich auch beide Confeſſionen mit gleichem Rechte evangeliſch-proteſtantiſch; in affirmativer oder bejahender Hinſicht: evangeliſch, weil ſie das Evangelium als die ausſchließliche Quelle der echten chriſtlichen Wahrheit anſehen; in negativer oder verneinender Hinſicht: proteſtantiſch, weil ſie neben denſelben jede andere angebliche Quelle ſolcher Art zurückweiſen. Das Erſtere ſind ſie im Gegenſatze zu jeder andern nichtchriſtlichen Glaubensgemeinſchaft, das Letztere im Gegenſatze zur römiſch-katholiſchen.

Erben sey und daß diese Kirche unter der Aufsicht und dem Schutze des Staates, in dessen Bereiche sie besteht, im Geiste und Sinne jenes Oberhauptes ihre gesellschaftlichen Angelegenheiten allein und ohne die Einmischung eines geistlichen oder weltlichen Gewaltherrschers zu ordnen und einzurichten habe.

Daß diese kirchlichen Grundsätze, welche insgesammt formaler Art sind, weil sie die Form der Glaubensgemeinschaften, welche sich an dieselben halten, in gedachter dreifacher Hinsicht bestimmen, ihnen wirklich eigenthümlich sind, geht aus den verschiedenen symbolischen Schriften derselben, in denen sie direkt oder indirekt ausgesprochen erscheinen, so klar hervor, daß es hier keines weiteren Beweises dafür bedarf. Nicht weniger gewiß ist aber auch das, daß diese Grundsätze dem Geiste und Sinne, welchen Jesus Christus selbst in Bezug auf die Einrichtung und Verfassung der von seinen Aposteln zu stiftenden Kirche zu erkennen gab, durchgängig angemessen sind und daß sie sich daher auch durch die deutlichsten Aussprüche der evangelischen und apostolischen Schriften des N. T. in ihrer völligen Christlichkeit erhärten lassen *).

In so fern nun die lutherische und die reformirte Confession sich mit vollkommener Einmüthigkeit an dieselben halten und die Form ihres kirchlichen Gesellschaftswesens nach ihnen constituiren, machen sie auch in diesem Bezuge nach Geist und

*) Der Verfasser muß der Kürze halber den Leser hierüber auf seine Schrift: „Grund- und Glaubens-Sätze der evangelisch-protestantischen Kirche.“ Dritte Auflage, Neustadt a. O. 1813 verweisen, wo von S. 54—63 diese dreifachen Grundsätze mit allen unmittelbar daraus herfließenden Folgesätzen (z. B. bei dem ersten der christlichen Glaubens- und Gewissensfreiheit, der evangelischen Lehrfreiheit u. s. w.) weitläufiger erörtert und in ihrer neutestamentlichen Begründung nachgewiesen worden sind.

Weſen nur Eine Kirche aus und ſtehen, durch Nichts weiter als durch einen zufälligen Beinamen getrennt, als evangeliſch-proteſtantiſche Kirche der, ganz andere kirchliche Grundſätze bekennenden, römiſch-katholiſchen ſo lange ſchroff gegenüber, als dieſe nicht die ihrigen annimmt.

Dieſe Einheit beider Confeſſionen findet aber auch in ſo fern Statt, als es ſich von den weſentlichen chriſtlichen Glaubensſätzen handelt, welche ſie nach Maaßgabe des wohlverſtandenen Evangeliums Jeſu zum Gegenſtande ihres gemeinſamen religiöſen Bekenntniſſes machen, und es giebt nur zwei nicht eben weſentliche, ja, näher betrachtet, nicht einmal echt chriſtliche d. h. im Evangelium Jeſu ſelbſt ganz ſicher und zweifellos begründete, worin dieſelben ſeit der Zeit ihrer Stiftung bis auf die neuere Zeit von einander abweichen.

Das iſt der Fall ſowohl in Bezug auf diejenigen, welche geſchichtlichen Inhaltes ſind oder die Perſon Jeſu Chriſti, als Stifters der von ihm benannten Religionsanſtalt betreffen, als in Bezug auf die, welche rein religiöſen Inhaltes ſind oder die von Jeſu Chriſto geltend gemachten eigentlichen Religionswahrheiten zum Gegenſtande haben.

Beide Confeſſionen erkennen nämlich in Jeſu Chriſto den eingeborenen Sohn Gottes, den nach ſeinem ganzen Weſen mit dem erhabenſten und vollkommenſten aller Geiſter auf's Innigſte verbundenen Geſandten deſſelben an, welcher während eines durch wunderbare Thaten und Schickſale ausgezeichneten Lebens ſich das unendliche Verdienſt erwarb, ein Gottesreich auf Erden zu ſtiften oder eine Religionsanſtalt zu be-

gründen, deren Zweck die religiöſe Erleuchtung, die ſittliche Veredelung und die innere Beſeligung unſeres ganzen Geſchlechtes war, und welcher ſich dadurch eine Würde erwarb, vermöge welcher er für das vollendetſte Ideal der Menſchheit gelten muß.

Beide ſtimmten aber auch in dem Bekenntniſſe derjenigen chriſtlichen Wahrheiten überein, welche ſich auf den eigenthümlichen Gegenſtand alles religiöſen Glaubens, auf Gott, ſein Weſen, ſeine Eigenſchaften, ſeine Werke, ſein Verhältniß zur Welt und Menſchheit und die ihm gebührende Verehrung beziehen; den Menſchen ſelbſt in dem Lichte eines durch ſeine Sinnlichkeit zum Böſen geneigten, aber auch von Gott mit Kraft zum ſittlich Guten ausgerüſteten Weſen betrachten lehren, und ihm in irdiſcher Noth Vertrauen auf ſeine Vaterliebe, im Bewußtſeyn ſeines ſündhaften Zuſtandes Zuverſicht auf ſeine dem Reuigen und ſich Beſſernden immer zugängliche Gnade und in der Stunde des Todes Hoffnung auf ein ewiges vergeltendes Leben einflößen.

Daß dieſe Grundwahrheiten des chriſtlichen Glaubens von den einzelnen Genoſſen beider Confeſſionen mit mancherlei, oft nicht ganz evangeliſch richtigen Nebenbeſtimmungen aufgefaßt und bekannt werden, irrt ſie nicht. Denn ſie geſtatten nach ihren oben erwähnten kirchlichen Grundſätzen Jedem derſelben die vollſte chriſtliche Glaubens- und Gewiſſensfreiheit und erkennen ihn für einen echt evangeliſchen Chriſten an, wenn er ſich nur an das Weſentliche des von Jeſu Chriſto verkündigten Evangeliums hält.

Um ſo weniger hätte nun freilich der Lehrzwieſpalt eintreten ſollen, welcher vom Anfange an und faſt dreihundert Jahre hindurch dieſe Confeſſionen von einander trennte, zumal da er Anſichten und Meinungen betraf, worüber die chriſtlichen Religionsurkunden keine ganz ſichere Entſcheidung gaben

und die im beſten Falle das wahre Weſen des chriſtlichen Glaubens nicht berührten oder änderten.

Dieſe Anſichten und Meinungen bezogen ſich aber theils auf die Lehre vom heiligen Abendmahle, theils auf die Lehre von der ſogenannten Gnadenwahl.

Während nämlich beide Confeſſionen in Bezug auf die Lehre vom Abendmahle die Transſubſtantionslehre der römiſch-katholiſchen Kirche oder die Lehre, daß Brod und Wein im Abendmahle im Augenblicke des Genuſſes eine phyſiſche Weſensverwandlung in den Leib und das Blut Chriſti erfahre, einſtimmig verwarfen, behauptete die lutheriſche: daß der Leib und das Blut Chriſti auf eine unbegreifliche, nur hier Statt findende und darum ſacramentirlich genannte Weiſe ſich mit dem Brode und Weine verbänden und daß Jene in, mit und unter Dieſen zugleich genoſſen würden, — die reformirte aber, in ſo fern ſie Zwingli's Anſicht folgte: daß Brod und Wein nur ſymboliſche (bildliche) Erinnerungszeichen an den verſöhnenden Kreuzestod Jeſu wären; und in ſo fern ſie Calvin's Anſicht zu der ihrigen machte: daß der Leib und das Blut Jeſu in dem Brode und Weine von dem wahren Gläubigen geiſtig genoſſen würden und eine myſtiſche (geheimnißvolle) Vereinigung mit Chriſto bewirkten. — In Bezug auf das Aeußerliche des Abendmahl-Ritus behielt die lutheriſche Confeſſion das ungeſäuerte Brod in der Hoſtienform der römiſch-katholiſchen Kirche bei und reichte es den Genießenden mit der Formel: „Nehmet hin und eſſet (trinket), das iſt der wahre Leib (das wahre Blut) eueres Herrn und Heilandes Jeſu Chriſti, für alle euere Sünde in den Tod gegeben (vergoſſen), das ſtärke euch

im wahren Glauben zum ewigen Leben!“ ungebrochen dar. Dagegen wählte die reformirte Confeſſion Statt jener Hoſtie geſäuertes Brod, brach es im Augenblicke des Genuſſes und theilte es den Genießenden mit den Einſetzungsworten Chriſti ſelbſt mit: „Nehmet hin und eſſet (trinket), das iſt mein Leib (mein Blut) — Solches thut zu meinem Gedächtniſſe!“ — Weit unbedeutendere Aeußerlichkeiten waren dabei die, daß ein großer Theil der reformirten Confeſſion im Geiſte ihres allgemeinen ritualen Vereinfachungs-Syſtemes die Einſetzungsworte beim Abendmahle nicht abſingen, ſondern vorleſen ließ; daß er keine angezündeten Altarkerzen dabei geſtattete, und daß die am Altare thätigen Geiſtlichen das ehemalige katholiſche Meßgewand ablegen mußten, während in der lutheriſchen Confeſſion das Gegentheil davon Statt fand.

Was nun die Lehre von der ſogenannten Gnadenwahl betrifft, ſo ging namentlich der Stifter der reformirten Genfer Kirche, Calvin, dabei von der damals durchweg herrſchenden und auch Luthern eigenthümlichen Anſicht von dem Sündenfalle der erſten Menſchen und der dadurch herbeigeführten gänzlichen Verdorbenheit der menſchlichen Natur aus, dogmatiſirte ſich aber, wie einſt der Urheber dieſer Anſicht, Auguſtinus, in ſtreng folgerichtiger Weiſe in die fürchterliche, alle ſittliche Freiheit des Menſchen vernichtende und Tugend und Laſter einander gänzlich gleich ſtellende Behauptung von einem unbedingten Rathſchluſſe Gottes hinein, nach welchem ein Theil der Menſchen urſprünglich und ohne ſelbſt Etwas dafür oder dagegen thun zu können, zur Tugend und zur Seligkeit, ein anderer aber zum Laſter und zur Verdammniß (prädeſtinirt) vorherbeſtimmt ſey. Dagegen hielt zwar Luther, wie eben gedacht, jene Grundanſicht auch ſeines Theiles feſt, modificirte ſie aber im Drange ſeines religiös-

ſittlichen Gefühles, wenn auch unfolgerichtiger Weiſe ſo, daß in ſeiner Rechtfertigungslehre die ſittliche Freiheit des Menſchen, die Zurechnung der Tugend und des Laſters für die damit Geſchmückten oder Befleckten und die allgemeine Gnade Gottes gegen unſer Geſchlecht gerettet blieb. Dieſe calviniſche und lutheriſche Unterſcheidungslehre trat nun auch trennend zwiſchen die reformirte und lutheriſche Confeſſion hin und erweiterte die Kluft, welche bereits die erwähnte Abendmahlslehre zwiſchen Beiden hervorgerufen hatte, um ein Bedeutendes.

Wie aber die Zeit und der an ſie geknüpfte geiſtige Fortſchritt der Menſchen die Einſichten derſelben in allen Dingen läutert, berichtiget und von dem Irrthume zur Wahrheit führt, ſo geſchahe es auch hier. Selbſt in den Tagen, wo beide Confeſſionen noch unter dem Joche ſtarren Glaubens an das Wort ihrer Stifter und an den Buchſtaben ihrer ſymboliſchen Bücher ſchmachteten, ſtanden einzelne Gottesgelehrte auf, welche, geſtützt auf eine gründliche Schrifterklärung und eine vernunftmäßige Beurtheilung der der Schrift beigemeſſenen Lehren, gegen das Bibliſche und Richtige jener zwei Unterſcheidungslehren ſtarke Zweifel erhoben; in Bezug auf die vom Abendmahle die grobſinnliche (römiſch-katholiſche) und die mehr oder weniger myſtiſche (lutheriſche und calviniſche) Ausdeutung der Einſetzungsworte verwarfen und die durch Rückſichtnahme auf Zeit, Ort und Sprachgebrauch allein gebotene ſymboliſche (zwingli'ſche) an deren Stelle ſetzten; die Lehre von der Gnadenwahl als eine nicht einmal von dem Apoſtel Paulus, in deſſen Briefen man ſie finden wollte, ganz klar und allgemein vorgetragene, geſchweige denn als eine mit dem ſittlichen Geiſte des Chriſtenthums und den von ihm gel-

tend gemachten würdigen Begriffen von Gott übereinſtimmende in Anſpruch nahmen, und darauf drangen, daß man mit Beſeitigung alles confeſſionellen Streites darüber ſich in beiderlei Hinſicht an die einfache, zweifelloſe und den Ausſprüchen der Vernunft gemäße Bibellehre halten ſolle. Dieſe Anſicht der Sache fand trotz alles Widerſtandes, welchen ſie lange Zeit hindurch erfahren mußte, im Stillen immer größeren Beifall, und je kräftiger ſich in beiden Confeſſionen ein wiſſenſchaftliches Studium der Bibel und eine richtigere Einſicht in das Weſen des Evangeliums geltend machte, je mehr man überdieß den Geiſt des echten Proteſtantismus in ſich aufnahm, welcher die wohlverſtandene Schrift zum Richter ſymboliſcher Confeſſionsſchriften, nicht aber Dieſe zum Richter von Jener macht: deſto mehr verbreitete ſich auch unter den Gottesgelehrten und Kirchengliedern jener Confeſſionen die Ueberzeugung, daß man in Bezug auf das Abendmahl weder die lutheriſche noch die calviniſche, ſondern die zwingliſche Anſicht als die bibliſch richtigere und vernünftigere feſt zu halten habe und daß in Bezug auf die Gnadenwahl aus gleichem Grunde die lutheriſche Lehre von der allgemeinen Gnade Gottes gegen die Menſchen der calviniſchen von der Vorherbeſtimmung Einzelner zur Tugend und Seligkeit oder zum Laſter und zur Verdammniß vorzuziehen ſey. Auch fing man immer allgemeiner zu begreifen an, daß in Hinſicht auf den äußerlichen Abendmahlsritus der Gebrauch des geſäuerten Brodes, das ſymboliſche Brechen deſſelben und die von Jeſu Chriſto ſelbſt geſprochenen Darreichungsworte bibliſch richtiger und darum vorzüglicher ſeyen, als was hierin in der lutheriſchen und römiſch-katholiſchen Kirche Statt fand und Statt findet, während der Gebrauch des Abſingens oder Sprechens der Einſetzungsworte, der Gebrauch brennender Altarkerzen und eines beſondern geiſtlichen Meßgewandes zu den der chriſtlichen Glaubens- und Gewiſſensfreiheit anheim fallenden Adiaphoris oder

Mitteldingen gehöre, worinnen keine ſteife Gleichförmigkeit zu erzwingen ſey.

Auf dieſe Weiſe mußte denn wohl der Augenblick kommen, wo man in der evangeliſch-proteſtantiſchen Geſammtkirche dieſe Anſicht und Ueberzeugung durch die förmliche Vereinigung ihrer beiden Confeſſionen auch zu bethätigen ſuchte, und das geſchah mit dem Eintritte des dreihundertjährigen Reformations-Jubelfeſtes im Jahre 1817. Die allgemeine Begeiſterung, womit daſſelbe das proteſtantiſche Deutſchland erfüllte, that dieſem Unternehmen mächtigen Vorſchub und machte überall den großen Chriſtenhaufen geneigt, ſich von erleuchteten Gottesgelehrten und Geiſtlichen überzeugen zu laſſen, daß zwei Confeſſionen, welche in ihren kirchlichen Grundſätzen und in den weſentlichen Glaubensſätzen des Chriſtenthums ſchon längſt und von ihrem eigentlichen Urſprunge an völlig Eins waren, Nichts weiter nöthig hätten, als die ſie trennenden unweſentlichen Unterſcheidungslehren und äußerlichen Gebräuche im Geiſte ihres evangeliſch-proteſtantiſchen Grundprincipes von der in Sachen des chriſtlichen Glaubens allein giltigen höchſten Auktorität der heiligen Schrift bibliſch richtiger aufzufaſſen und feſtzuſtellen, um auch äußerlich und durchaus als eine gemeinſame evangeliſch-proteſtantiſche Kirche dazuſtehen und ſich dadurch zugleich gegen die ihnen Beiden feindliche römiſch-katholiſche Kirche ein deſto größeres Gewicht zu geben.

Die Art, wie dieſe Vereinigung erfolgte, war jedoch nicht überall gleich. Am unvollkommenſten war ſie in demjenigen Lande, von deſſen Könige die erſte Anregung zu derſelben ausging, in Preußen. Denn hier begnügte man ſich nun mit

einer ritualen Vereinigung beider Confeſſionen, ohne ſich über die kirchlichen Grund- und chriſtlichen Glaubensſätze, auf welchen ſie zuletzt beruhen ſollte, und über das Verhältniß und die Geltung ihrer bisherigen ſymboliſchen Schriften in der forthin vereinigten „evangeliſchen" Kirche näher zu erklären oder jene rituale Vereinigung auch zu einen doktrinalen zu machen und ihr dadurch die rechte Haltung und Feſtigkeit zu geben. Der Grund davon lag darin, daß der gedachte König alleiniger Urheber und Förderer dieſes wohlgemeinten Werkes ſeyn wollte und es nicht für nöthig oder räthlich erachtete, das Gutachten und die Mitwirkung ſachverſtändiger Theologen und Geiſtlichen in Anſpruch zu nehmen. Die Folge aber war, daß ſich gar bald der Fanatismus gewiſſer aus beſondern Gründen von Oben her gehegten und gepflegten Ultralutheraner an dieſem Werke verſuchte und es durch ſektireriſchen Widerſtand zu hemmen und unwirkſam zu machen trachtete. Nicht wenig trug dazu auch die Maßregel bei, der vereinigten „evangeliſchen" Kirche auf allerlei Wegen eine aus katholiſchen, calviniſtiſchen und altlutheriſchen Elementen zuſammengeſetzte Agende aufzunöthigen, wodurch der Geiſt einer echt evangeliſchen Vereinigung vielfach verletzt wurde. — Dagegen fand die Letztere in andern Ländern, wie in Baden, in Rheinbayern, in Naſſau, Rheinheſſen u. a. als eine doktrinale und rituale zugleich und darum deſto vollkommener Statt. Auf eigends für dieſen Zweck zuſammenberufenen und aus Theologen und Nichttheologen beſtehenden Synoden vereinigte man ſich leicht und ſchnell über die kirchlichen Grundſätze und evangeliſchen Glaubensſätze, welche die Glieder der vereinigten Kirche als den feſten Halt- und Mittelpunkt derſelben anzuſehen hätten, und je größer das Vertrauen war, womit hierbei das chriſtliche Volk auf ſeine geiſtlichen und weltlichen Stellvertreter und Wortführer hinſehen zu dürfen glaubte, deſto tiefere Wurzel ſchlug auch

die Vereinigung in der Mitte deſſelben, ohne von ähnlichen Unſtatten begleitet zu ſeyn, wie in Preußen. — Im Großherzogthume Weimar beſchränkte ſich vom Anfange an (im J. 1818) das Vereinigungswerk nur auf die Hauptſtadt des Landes ſelbſt und da es ſich in ihr nur von ſehr wenigen reformirten Bewohnern handelte, ſo glaubte man nicht mit Unrecht, die Sache auf kürzeſte Weiſe damit abzuthun, daß man auch in blos ritualer Weiſe einen für Lutheraner und Reformirte gemeinſamen Gottesdienſt und Abendmahlsgenuß in der Hofkirche herſtellte und die Vereinigung derſelben im echt evangeliſch-proteſtantiſchen Geiſte vorausſetzte. Späterhin (im J. 1843) geſchah daſſelbe in Eiſenach und dem dazu gehörigen Gebietstheile. Bei dieſem Vorſchreiten gab ſich durch die Leichtigkeit, womit die Lutheraner darauf eingingen, obgleich ſie im Gebrauche und im Brechen des ungeſäuerten Brodes beim Abendmahle den Reformirten ein namhaftes Zugeſtändniß machen mußten, deutlich zu erkennen, wie weit man in der richtigen Einſicht in den Geiſt des Proteſtantismus und des reinen Evangeliums Jeſu gegen die frühere Zeit vorwärts gegangen war. Denn dem antikryptocalviniſtiſchen Sinne des ſächſiſchen Fürſtenhauſes, welcher im ſechszehnten und ſiebzehnten Jahrhunderte ſo viel Elend über Einzelne ſeiner Unterthanen und über die ganze proteſtantiſche Kirche gebracht hatte, völlig getreu, hatten noch im achtzehnten Jahrhunderte die Herzöge Wilhelm Ernſt und Ernſt Auguſt ſelbſt gegen die der reformirten Confeſſion angehörigen Glieder ihrer eigenen Familie und die von ihnen abhängigen Perſonen einen ſolchen lutheriſchen Rigorismus an den Tag gelegt, daß Dieſe ihren reformirten Gottesdienſt zwar unter der Leitung eines eigends angeſtellten Geiſtlichen, aber nur in abgeſonderten Räumen des Reſidenzſchloſſes, oder des Waiſenhauſes, oder des Gymnaſiums abhalten durften und daß ſpäterhin ein auswärtiger reformirter Geiſtlicher im Laufe des Jahres nur

einmal nach Weimar kam, um den daſelbſt lebenden Reformirten Gottesdienſt und Abendmahl zu halten. Dieſe Einrichtung dauerte während der ganzen geiſtlichen Amtsverwaltung des ſel. Herder unverändert fort, bis, wie ſchon gedacht, die Feier des großen Reformations-Jubelfeſtes und die maßgebenden Vorgänge in andern proteſtantiſchen Ländern dem Großherzoge Carl Auguſt Anlaß gaben, im Jahre 1817 die kirchliche Vereinigung der Lutheraner und Reformirten aus eigenem Antriebe und in der Weiſe einzuleiten, wie ſie im J. 1818 wirklich zu Stande kam. *)

Fragen wir nun nach den Anſichten, welche der eben erwähnte ſel. Herder über die bisher beſprochene kirchliche Angelegenheit hegte: ſo läßt ſich ſchon von ſelbſt vorausſetzen, daß ſie denſelben nicht ungünſtig ſeyn konnten. Allerdings war ſein durch und durch dichteriſcher, Alles, worauf er ſich in dem Gebiete der Literatur warf, mit überwiegendem Schwunge der Phantaſie ergreifender und behandelnder Geiſt nicht geeignet, auf dem Felde der Theologie, welche es vorzugsweiſe mit poſitiven Kenntniſſen, gründlichen geſchichtlichen Erörterungen, klaren Begriffen und ſyſtematiſchen Entwickelungen zu thun hat, nach irgend einer Richtung hin neue Bahnen zu brechen und ſie bis zu einem beſtimmten Endziele ruhig zu verfolgen:

*) Das Nähere über den dießfallſigen frühern und gegenwärtigen Zuſtand der Dinge in Weimar findet der Leſer in der kleinen, aber lehrreichen Schrift des Ob. C. Präſidenten Peucer (eines Nachkommen des unglücklichen Cryptocalviniſten und melanchthon'ſchen Schwiegerſohnes im ſechszehnten Jahrhundert): „Geſchichtliches der im Jahre 1818 zu Stande gekommenen Vereinigung der Lutheraner und Reformirten in Weimar" u. ſ. w. Weimar, Albrecht, 1842.

da aber das Grundverlangen, das dieſen Geiſt bewegte, überall Licht und Wahrheit war, ſo wandte er ſich auch, wo nicht in früherer, doch in ſpäterer Zeit in theologiſchen Dingen ausſchließlich auf die Seite derſelben und ſprach gelegentlich geflügelte Worte darüber aus, welche Chriſtliches und Kirchliches aus dem richtigen evangeliſch-proteſtantiſchen Standpunkte betrachten lehrten. Das that Herder vornehmlich in den vom Jahre 1794—1798 erſchienenen fünf Bändchen ſeiner „Chriſtlichen Schriften“ und nebenbei auch in den ſechs Bänden ſeiner vom Jahre 1801—1803 herausgegebenen „Adraſtea“, und es würde ein Leichtes ſeyn, aus ihnen eine logiſch geordnete Zuſammenſtellung von Aeußerungen zu bewerkſtelligen, welche ſattſam darthäte, wie ſehr die Vereinigung beider proteſtantiſchen Confeſſionen zu Einer Kirche im Sinne deſſelben war. Da wir uns aber hier der Kürze halber nur mit ſachdienlichen Hindeutungen begnügen wollen und müſſen, ſo werden die nachſtehenden zum Beweiſe deſſen völlig ausreichen.

Niemand beklagte ſchon im Allgemeinen die Unheil bringende Spaltung der chriſtlichen Kirche in verſchiedene Parteien aufrichtiger, als Herder; namentlich aber wies er dringend auf das Nachtheilige hin, wovon dieſe Spaltung für die fortſchreitende Geiſtesbildung unſeres Volkes begleitet geweſen ſey. „Welchen Schaden, ſprach er, hat es in Deutſchland der Wiſſenſchaft gebracht, daß dieß Land in Religions-Parteien getrennt und zerriſſen da liegt. — Alle die, die Religions-Bekenntniſſe in's Spiel bringen, ſind Feinde der Wiſſenſchaft aus Vorurtheilen des Pöbels. — Kein Religionsdogma muß dem Forſchungsgeiſte der Wiſſenſchaft ſein Ziel ſetzen wollen oder dieß heuchleriſch zu verrücken ſtreben. So wenig es der Wiſſenſchaft vergönnt iſt oder es je ihr Amt ſeyn wird, echte

Religion zu untergraben, ſo wenig darf und ſoll Dieſe, wenn ſie echter Art iſt, wahre Wiſſenſchaft hindern. (Adraſt. 3. B. 2. St. S. 308 f.)

Das Geiſt Ertödtende ſtabiler Religions- und Glaubensbekenntniſſe wies Herder beſonders an der engliſchen Hochkirche nach; erklärte ihre neununddreißig Glaubensartikel für die Quelle aller in ihr herrſchenden Gedanken-Stagnation, die ſich nun durch die Zugabe des vierzigſten beſeitigen laſſe: „daß man jene neun und dreißig verſtändig, d. i. nach geprüftem Einverſtändniſſe mit dem Worte Gottes und nach eigener Ueberzeugung annehme, ſonſt aber ſie verwerfe"; pries die von Locke ausgegangenen Grundſätze von Religionsfreiheit und Toleranz und Holland als das glückliche Land, wo ſie von Staatswegen in Schutz genommen und bethätiget wurden; ließ den ſogenannten Freidenkern in ihren beſſern Gliedern alle Gerechtigkeit widerfahren; behauptete: „Freidenker ſollen wir Alle ſeyn oder dem Rechten und der Wahrheit ungehindert nachſtreben, frei von allen Feſſeln des Anſehns und des Vorurtheils mit ungetheilter Seele", und zeigte, wie viel dadurch für die Entkleidung des Chriſtenthums von unbegründeten kirchlichen Glaubensſätzen gewonnen worden ſey. (Adraſt. 1. 2. St. S. 187—214).

Dieſe Anſichten Herder's gingen aus einer richtigen Würdigung des Proteſtantismus hervor. Er fand das Weſen deſſelben nicht, wie ſo viele beſchränkte Geiſter der früheren und der jetzigen Zeit, in einer beſtimmten Summe eigenthümlicher Lehrmeinungen Luther's oder Calvin's, ſondern in dem Grundſatze freier Schriftforſchung, durch deſſen Bethätigung Dieſe ſelbſt, dem Glaubenszwange der römiſch-katholiſchen Kirche gegenüber, auf ihre Lehrmeinungen gekommen waren und welcher, wie für ſie, ſo für alle nachfolgenden Bekenner des Proteſtantismus eine unverrückte Geltung habe. „Iſt, ſprach er, Freiheit der Schriftauslegung nach wachſender

Erkenntniß Princip des Proteſtantismus: ſo mag ſich der Lehrbegriff, ein Haufe zuſammengetragener Meinungen ändern; die Religion aus dem Munde und Leben Chriſti ändert ſich nie.“ (Adraſt. 1. 1 St. S. 123.) — „Warum ſollte in Abſicht der Meinungen der Kirche das Denken nicht erlaubt ſeyn? Der Proteſtantismus fordert es ſogar, da er auf eigene Prüfung und Ueberzeugung gebaut iſt. Die Reformatoren übten das freie Denken nach dem Maaße ihrer Zeiten, nur mittels ſeiner wurden ſie Reformatoren. Und da ſich in der Kirchengeſchichte die Wandelbarkeit ſowohl als der Urſprung dieſer Meinungen genugſam zu Tage legt, ſo ſpricht dieſe laut für die Freidenker. Hätte Semler kein Verdienſt, als daß er dieſe Veränderlichkeit des herrſchenden Lehrbegriffes nach Ort und Zeit aufgedeckt hat, — es wäre nicht das Geringſte gelehrter Verdienſte.“ — „Leſſing, den man den Rechtdenker unter den Freidenkern nennen könnte, ſtellte (in dem Streite über die Fragmente eines Ungenannten) Grundſätze auf, die ein Erſtes ſind in ihrer Art, Gewinn und Regel für die kommenden Zeiten. — Er ſprach: „„Luther, du großer, verkannter Mann! Du haſt uns von dem Joche der Tradition erlöſt; wer erlöſet uns von dem unerträglicheren Joche des Buchſtabens? Wer bringt uns endlich ein Chriſtenthum, wie Du es jetzt lehren würdeſt, wie es Chriſtus ſelbſt lehren würde? Wer? — Der wahre Lutheraner will nicht bei Luther's Schriften, er will bei Luther's Geiſt geſchützt ſeyn; und Luther's Geiſt erfordert ſchlechterdings, daß man keinen Menſchen, in der Erkenntniß der Wahrheit nach ſeinem eigenen Gutdünken fortzugehen, hindern muß.““ (Adraſt. 4. 2. St. S. 226—229).

Welche Anſicht Herder von chriſtlichen Lehrmeinungen hegte, welche für alle Chriſtgläubigen maßgebend ſeyn ſollten, geht am Beſten aus der fünften ſeiner „Chriſtlichen Schrif-

ten", aus der Schrift: „Von Religion, Lehrmeinungen und Gebräuchen" hervor. Hier ſchlägt er ſie unendlich gering an; macht es dem Proteſtantismus zum großen Verdienſte, daß er Viele derſelben aus alter Zeit von ſich wies; klagt über die Thorheit Derer, welche die noch beibehaltenen oder neu aufgeſtellten in unſerer Kirche wieder zur Religion machen wollten; erklärt die fortgeſetzte Läuterung und Berichtigung derſelben nach wohl verſtandener Schrift für Pflicht, „weil der Proteſtantismus durchaus kein als Glaubensvorſchrift anbefohlenes Fachwerk von Meinungen und Lehren dulde und jeder Leſer der Schrift das Recht habe, ſich ein gleiches oder beſſeres für ſeinen Zweck zu machen und darin Bibelſätze nach ſeiner Art zu ordnen"; behauptet (S. 195) „daß der paniſche Schrecken, den man im vorigen und in der erſten Hälfte dieſes Jahrhunderts von dem Worte Dogmatik hatte, und das Anſehen, das ſie ſich als Geſetzbuch, als Inſtitutionen und Pandekten der Religion anmaßte, Töchter der Unwiſſenheit, der Barbarei oder eines hierarchiſchen Stolzes waren"; ſpottet bitter über das Bemühen des (nicht genannten) Kant, in ſeiner „Religion innerhalb der Grenzen der Vernunft" jene alte kirchliche Dogmatik durch die barocken Einfälle einer ſogenannten Religionsphiloſophie (welche „beſſer die philoſophiſche Diaboliade heißen ſollte") wieder zu Ehren zu bringen *) (S. 200 ff.); weiſt dieſelbe dahin, wohin ſie gehört, in die Rüſtkammer „des Geſchichtlichen", und dringt auf Herſtellung eines geſunden, dem Evangelium allein entlehnten chriſtlichen Lehrbegriffes, um welchen ſich alle kirchlichen Confeſſionen mit Aufgebung ihrer nichtbibliſchen oder widerver-

*) Was würde Herder ſagen, wenn er wiederkehren und den Unfug ſehen ſollte, den nach Kant die ſchellingiſche und hegel'ſche ſogenannte Religionsphiloſophie mit der kirchlichen Dogmatik zu treiben verſuchten?

künftigen Dogmen als um die feste Norm ihres Glaubens und Lebens sammeln könnten.

Und sprach mit diesem Allem Herder indirekter Weise die Füglichkeit und Wünschenswürdigkeit einer auf die Beseitigung der Lehrmeinungen, welche die protestantischen Confessionen trennten, gegründeten Vereinigung derselben zu Einer Kirche aus: so bekämpfte er auch direkter Weise Diejenigen derselben, welche ihre Trennung zunächst veranlaßten. Denn in der vierten seiner „Christlichen Schriften" vom „Geiste des Christenthums" klagt er den Augustinus, dessen Theorie vom Sündenfalle und von der Wirksamkeit und Ausdehnung der göttlichen Gnade so viele Streitigkeiten herbeiführte, gerade zu „eines sehr schädlichen Wirkens für's Wohl der Kirche an." — „Er war es, spricht er, der die gewagtesten Sätze und Unterschiede über Natur und Gnade, über den freien Willen des Menschen und seine Ohnmacht, über Gnade und Verdienst nicht nur in Gang, sondern auch (trauriger Sieg!) in's System der Kirche brachte. Wie sehr sich der menschliche Geist auch sträubte, manche harte Behauptung dieses kirchlichen Despoten aller Erfahrung zuwider anzunehmen; wie tapfer man auch selbst in den mittlern Zeiten der Scholastik gegen ihn stritt und sich wenigstens hie und da einen kleinen Winkel eigenen Besitzes menschlicher Seelenkräfte zu umzäunen suchte: der lateinischen Kirche blieb sein System geltend." — „Entbehrlicher Weise kam der Augustinismus auch in's Lutherthum hinüber und — Stöcke und Blöcke fand man auf dem Wege der Seligkeit dergestalt unentbehrlich, daß das verschlagene tridentinische Concilium selbst sich des menschlichen Unverstandes anzunehmen gut fand und einen feinen Semipelagianismus decretirte. Glücklicher Weise hat die Zeit alle diese bibel- und geistlosen Verwirrungen, sowie den ganzen Streit über die

mancherlei Gnaden, der ohne alle Gnade geführt ward, in den breiten Strom der Vergeſſenheit geſenkt, und verdorren müſſe die Hand, die ihn je daraus hervorholet"! (S. 152 ff.) — In Bezug auf die kirchlichen Lehrmeinungen vom Abendmahle, welche vornehmlich durch Luther's unverzeihliche Schuld den erſten Riß zwiſchen beide proteſtantiſche Confeſſionen brachte, hob aber Herder in der Schrift: „Von Religion, Lehrmeinungen und Gebräuchen" (S. 141 ff.) das rein Symboliſche des in ihm von Chriſto geordneten Gebrauches mit großer Gründlichkeit hervor und ſetzte die Bemerkungen hinzu: „Hätten unſere Vorfahren die reine volle Idee einer ſymboliſchen Handlung gehabt, ſo wären die proteſtantiſchen Kirchen ungetrennt geblieben und über misverſtandene Worte der Schrift keine Religionskriege erwachſen", und: „Die Proteſtanten, ob ſie gleich jene grobe Misdeutung eines verwandelten Brodes und Weines hell einſahen, verloren ſich leider! dem Genius der Zeit nach auch in Streitigkeiten, welche vom erſten Moment der Symboliſation weit hinweg führten. Sie legten dem Abſcheidenden eine Reihe von Begriffen nach einer Dialektik bei, die weder ſeine Worte noch die ihn umgebenden Umſtände ſagen, der ganze Gedankenkreis ſeiner Zeit aber ſtreng verbot. Sie ſtritten; warum ſtritten ſie? Eben das iſt ja das Vorzügliche einer ſymboliſchen Handlung, daß, indem ſie durch ſich ſelbſt ſpricht, ſie vielſeitig gedeutet werden kann und Jedem nach ſeinem Geſichtspunkte etwas Neues ſagt."

Was die Art und Weiſe betrifft, wie die proteſtantiſchen Confeſſionen zu Einer Kirche ſich vereinigen könnten und ſollten, ſo verwarf Herder (Adraſt. 3, 1. St. S. 116 ff. in dem Aufſatze: „Gottfried Wilhelm Leibnitz") die im ſiebzehnten Jahrhunderte und im Anfange des achtzehnten für dieſen

Zweck veranſtalteten förmlichen Colloquien und Diſputationen ihrer beiderſeitigen Theologen, „weil dabei die Diſputanten gewöhnlich entfernter aus einander gingen, als ſie zuſammen kamen", und erwartete die Vereinigung derſelben „einzig und allein von der Zeit und der Wahrheit." — „Was, ſprach er, die Zeit zuſammen fügte, muß ſie auch auflöſen; was ſie baute, muß durch ſie auch verwittern. Satzungen, Gebräuche, Sagen, Legenden, Traditionen u. ſ. w., die auf der Localität alter Zeitumſtände beruhen, verlieren mit ihr die Farbe. Wenn inneres Leben ſie nicht hält, verwelken ſie und welken deſto eher, je ſtärker die Sonne der Wahrheit brennt und leuchtet. Alles hat ſeine Epochen und Lebensalter. Satzungen, Meinungen und Gebräuche allein ſollten ſie nicht haben? Gewiſſenhaftigkeit, die einzig wahre Religion, ſie iſt, wo ſie iſt, in allen Herzen dieſelbe. Weder erfochten wird ſie, noch will ſie erfechten. Die Gewohnheit kann ein Unweſentliches oder Falſches lange begünſtigen und feſt halten. Zuletzt aber kommt ihm doch ſein jüngſter Tag, wie ein Dieb in der Nacht, wie der Blitz, wie ein Fallſtrick."

Das war der Fall mit der dreihundert Jahre lang beſtandenen unheilvollen Trennung der beiden proteſtantiſchen Confeſſionen. Ihr kam ihr „jüngſter Tag" mit dem letzten großen Reformationsjubiläum, und allerdings „wie ein Dieb in der Nacht, wie der Blitz, wie ein Fallſtrick." Denn kaum drei Luſtren nach dieſer Aeußerung Herder's trat ſie ein und ſicherlich weit früher, als er ſelbſt beim Niederſchreiben derſelben glauben mochte. — Wer mag zweifeln, daß auch Er in

dieſer Sache den Sieg der „Zeit und der Wahrheit“ mit fördern half? — Geht doch im Reiche Gottes auf Erden kein Wort verloren, das zu dem Baue deſſelben beiträgt, und kann doch keine Macht der Finſterniß dem Lichte widerſtehen, durch welches eine höhere Macht ſie ſchwächt und bricht.

Der leidende Philoktet.

Von

D. Osann,
Professor zu Gießen.

(Nebst einer Kupfertafel.)

Bei dem raſtloſen Fortſchreiten auf dem Felde der Künſte und Wiſſenſchaften, das in unſrer Zeit in manchen Kreiſen faſt einen betäubenden Charakter anzunehmen droht, gewährt es eine eben ſo aufrichtende als lehrreiche Befriedigung, für Augenblicke anzuhalten, und den Blick rückwärts auf die Beſtrebungen großer Männer der früheren Zeit zu richten, zumal wenn wir ſie mit einander im Kampfe um höhere Wahrheiten begriffen ſehen, ſelbſt wenn die aus dem Streit hervorgegangenen Ergebniſſe uns längſt zu Gute gekommen ſind. Ein Schauſpiel dieſer Art, in welchem der Sieger dem Beſiegten das Gefühl der Niederlage erleichtert, und die kämpfenden Parteien nur die Wahrheit ſelbſt als Sieger anerkennen, gewährt der Streit der Meinungen auf dem Gebiete des guten Geſchmacks, welchen Leſſing's Laokoon in einer Zeit veranlaßte, in welcher nach langem Schlafe der Enthuſiasmus für das Schöne der antiken Kunſt, wie durch einen Zauberſchlag, von Winckelmann geweckt, ſich mit unwiderſtehlicher Gewalt aller Richtungen auf dem Gebiete der Poeſie und Kunſt bemächtigt hatte. Wenn es als eine natürliche Folge eines ſo gewaltigen Impulſes, wie der durch Winckelmann gegebene war, angeſehen werden muß, daß nach der erſten Wirkung der Begeiſterung eine ruhige Betrachtung des reflexiven Verſtandes eintrat, welcher ſich die Aufgabe ſtellt, die neue Lehre mit der Fackel beſonnener Beurtheilung zu beleuchten und zu prüfen, ſo war

dieſe vor Allen Leſſing zugefallen, welcher, ſeiner kritiſchen Sendung ſich wohl bewußt, wie auf anderen, ſo auf dieſem Felde, vornehmlich durch ſeinen Laokoon, leitende Grundſätze in würdiger Entgegnung feſtzuſtellen bemüht war. Es iſt hier nicht der Ort, die außerordentliche Wirkung dieſer naturgemäßen Reaction zu verfolgen, deren Spuren der aufmerkſame Beobachter auch jetzt noch in der Richtung des guten Geſchmacks wahrzunehmen vermag: es ſei vielmehr vergönnt, hier eines Mannes zu gedenken, der, bei der ihm eigenthümlichen Theilnahme an allen geiſtigen Bewegungen ſeiner Zeit, auch jener großen Aufregung der Geiſter nicht fremd bleiben konnte, eines Mannes, deſſen Andenken dieſe Blätter in heiliger Erinnerung geweiht ſind. Auch Herder hielt es für ſeinen Beruf, ſich nicht nur der glücklich angeregten Ideen zu bemächtigen, ſondern durch ernſte Prüfung derſelben zur Förderung der Wahrheit aus dem Conflicte entgegenſtrebender Anſichten das Seinige beizutragen, und wenn ihm auf dieſer Bahn vornehmlich zwei der edelſten Söhne Deutſchlands, Winckelmann und Leſſing, begegnen und zum Stoff ernſten Nachdenkens und Studiums werden mußten, ſo hat er durch die Art des Kampfs, wie er dieſem oder jenem, vornehmlich letztgenannten, entgegengetreten, ſich als einen eben ſo ehrenhaften als ebenbürtigen Kämpfer bekundet, und der Nachwelt das Schauſpiel eines Kampfes hinterlaſſen, in welchem jeder der Streitenden die Kräfte des andern kennt und ehrt, und es nicht gilt, ſich ſelbſt einen Siegeskranz zu flechten, ſondern der Wahrheit die Krone aufzuſetzen, ein Ziel, nach welchem beide Streiter mit gleichem Eifer ringen. Möchten doch die gewaltigen Bewegungen jener Zeit, die in der lebendigen Erinnerung jetzt nur noch weniger Zeitgenoſſen ſich erhalten, einen würdigen Geſchichtſchreiber finden! Hier, wo es gilt, die glückliche Stunde zu ſegnen, in welcher ein ſolcher Genius der Menſchheit die Welt betrat, ſey die Wirkung dieſes Segens keine

andere als die freudige Erinnerung des Großen und Edlen, das er, um nie unterzugehen, geschaffen. Mir aber, dem das Glück geworden, aus seiner Kinderzeit her ein Bild dieses Mannes treu im Gedächtniß bewahrt zu haben, sey vergönnt, ein einzelnes Blatt von dem unvergänglichen Kranze, welchen sich Herder in dem Werke, welches vornehmlich der Prüfung der von jenen beiden großen Meistern angeregten Ideen bestimmt war, geflochten hat, zu pflücken, und dasselbe auf den Altar der Erinnerung und Verehrung niederzulegen.

Wie Winckelmann's Kunsturtheil über die Gruppe des Laokoon [1]) den Ausgangspunkt, ja die Veranlassung zu dem unsterblichen Laokoon Lessing's gegeben, einem Werke, „an welchem, wie Herder sagt [2]), die drei Huldgöttinnen unter den menschlichen Wissenschaften, die Muse der Philosophie, der Poesie und der Kunst des Schönen geschäftig gewesen sind," so hat auch dieser Baum der Erkenntniß unter liebevoller Pflege in den Kritischen Wäldern wieder neue Früchte getragen, deren eine uns jetzt zu Gute kommen möge. Winckelmann hatte gesagt: „Laokoon leidet, aber er leidet, wie des Sophokles Philoktet; sein Elend geht uns bis an die Seele; aber wir wünschten, wie dieser große Mann, das Elend ertragen zu können." Dagegen erwiedert Lessing: „Laokoon leidet, wie des Sophokles Philoktet. Wie leidet dieser? Es ist sonderbar, daß sein Leiden so verschiedene Eindrücke bei uns zurückgelassen. — Die Klagen, das Geschrei, die wilden Verwünschungen, mit welchen sein Schmerz das Lager erfüllte, und alle Opfer, alle heilige Handlungen störte, erscholl nicht minder schrecklich durch das öde Eiland, und sie waren es, die ihn dahin verbannten. Welche Töne des Unmuths, des Jammers, der Verzweiflung, von welchen auch der Dichter in der Nachahmung das Theater durchhallen ließ." Bei dieser Verschiedenheit der Ansichten in der Auffassung des Sophokleischen Helden hielt sich Herder berufen, nicht zur Vermittelung des Streits, die nicht möglich

ſchien, ſondern zur Entſcheidung deſſelben gleichfalls ſeine Stimme abzugeben, und zwar ſich nochmals an den Dichter ſelbſt wendend. „Der Philoktet des Sophokles mag entſcheiden, bemerkt er [3]), — wie leidet dieſer? Es iſt ſonderbar, daß der Eindruck, den dieſes Stück bei mir von lange her zurückgelaſſen, derſelbe iſt, den Winckelmann will: nämlich der Eindruck eines Helden, der mitten im Schmerz ſeinen Schmerz bekämpft, ihn mit hohlem Seufzen zurückhält, ſo lange als er kann, und endlich, da ihn das Ach, das entſetzliche Weh, übermannet, noch immer nur einzelne, nur verſtohlene Töne des Jammers ausſtößt, und das übrige in ſeine große Seele verbirgt.“ In dieſen wenigen Worten hat Herder das Reſultat einer längeren, darauf folgenden Unterſuchung auf einen jeden weiteren Widerſpruch ausſchließende Weiſe ausgeſprochen, zugleich auch pſychologiſch die verſchiedenen Abſtufungen des Schmerzes, nach welchen Sophokles ſeinen Helden ſchildert, ſo richtig verzeichnet, daß darüber jetzt kein Wort mehr hinzuzufügen iſt. Wenn aber Herder bei der Sophokleiſchen Darſtellung ausſchließlich ſtehen blieb, ſo genügte dieſes den Gränzen der Aufgabe, welche er ſich ſelbſt geſteckt; es dürfte jedoch keine überflüſſige Arbeit ſeyn, zu zeigen, wie überhaupt die dramatiſche und bildende Kunſt der Alten — die epiſche Poeſie bleibt aus guten Gründen hier ausgeſchloſſen — bei der Behandlung deſſelben Gegenſtands verfahren, und wenn in dem Folgenden dazu ein Verſuch gemacht wird, ſo möge dieſe Nachleſe nur als eine dem Genius dieſes großen Mannes dargebrachte Huldigung inſofern angeſehen werden, als ſie den Beweis liefern wird, daß Herder's Auffaſſung des Sophokleiſchen Philoktet in voller Uebereinſtimmung mit der Darſtellung deſſelben Gegenſtands bei den übrigen Dramatikern und Künſtlern des Alterthums ſteht, und hierin einen neuen Stützpunkt findet. Leider muß aber rückſichtlich der erſtgenannten gleich bevorwortet werden, daß bei der mangelhaften Ueberlieferung,

in welcher die Nachrichten darüber auf uns gekommen, wahrscheinliche Vermuthungen die Stelle unzweifelhafter Thatsachen nur zu oft ersetzen müssen.

Mit Fug und Recht beginnen wir diese Bilderschau mit Aeschylos, wobei mit einem Worte voraus zu bemerken, daß, wenn Welcker [5]), gleich wie bei Sophokles, zwei dieselbe Hauptperson betreffende Tragödien annimmt, einen Lemnischen Philoktet und einen Philoktet in Troja, wir für den vorliegenden Zweck einer Untersuchung, wie weit diese Annahme gegründet sey [6]), um so mehr überhoben sind, als es sich aus mehrern, später namhaft zu machenden Zeugnissen, auch aus dem griechischen Argument zum Sophokleischen Philoktet unzweifelhaft ergiebt, daß Aeschylos eine dem jetzt noch vorhandenen Sophokleischen Drama nach Titel und Inhalt vergleichbare Tragödie, also einen Lemnischen Philoktet, geschrieben habe, was zum Ueberfluß die aus einem Philoktet des Aeschylos erhaltenen Fragmente bestätigen. [7]) Ueber das Verhältniß der gleichnamigen Tragödien des Sophokles und Aeschylos zu einander, und zwar, was zunächst hieher gehört, rücksichtlich der Darstellung des Seelenzustandes des Helden, verdanken wir eine beachtenswerthe Nachricht dem Aspasios, einem Erklärer des Aristoteles, welcher in einem von Hase [8]) bekannt gemachten Bruchstücke sich also vernehmen läßt: „Auch ist es nicht zu verwundern, wenn sich einer von übermäßigen Schmerzen oder Kummer überwältigen läßt, sondern der Nachsicht werth, wie bei einem gleich dem Philoktet bei Theodektes, der von einer Schlange gestochen, (den Schmerz) vor den Gefährten des Neoptolemos zu verbergen trachtend, ihn eine Zeit lang an sich hält, dann aber die Größe der Schmerzen nicht länger zu ertragen vermag. Auf dieselbe Weise stellten den Philoktet sowohl Sophokles als Aeschylos dar.“ Es ist augenscheinlich, daß hier nicht von einem aus Mangel an moralischer Kraft entspringenden Hingeben an die Gewalt des

Schmerzes die Rede iſt, ſondern von demjenigen Seelenzuſtand, in welchem der Menſch mit Würde und Reſignation das ihm auferlegte Geſchick erträgt, und dann erſt in dem Augenblicke, und auch nur Augenblicke lang, ſich überwältigen läßt, wenn die Höhe des phyſiſchen Schmerzes das Maaß der dem Menſchen zuertheilten moraliſchen Kraft überſteigt. Aus jenem Zeugniß erſehen wir mit Genugthuung, daß man nicht nur ſchon im Alterthum den Sophokleiſchen Philoktet richtig beurtheilt habe, ſondern es wird hierdurch über die Auffaſſung deſſelben Helden beim Aeſchylos zugleich entſchieden. [9]) Die wenigen Fragmente, welche ſich daraus erhalten haben, widerſprechen dieſer Anſicht keineswegs: denn die allerdings darin vorkommende Herbeiwünſchung des Todes als eines Erlöſers aus unerträglichen Qualen erſcheint nur als der natürliche Ausbruch eines ſich augenblicklich Luft machenden Gefühls, der, ohne Anſtoß zu geben, ſich auch bei Sophokles [10]), und unter ähnlichen Umſtänden bei Euripides [11]), findet. Eben ſo wenig ſtehen mit dieſer Annahme des Gemüthszuſtandes des Philoktet die Fragmente in Widerſpruch, welche wir aus des Attius Philoktet [12]) übrig haben, inſofern nämlich in dieſem römiſchen Drama eine Bearbeitung der Aeſchyliſchen Tragödie gegeben iſt, was dahin geſtellt bleiben mag. Denn wenn Philoktet in die Worte ausbricht: [13])

Heu, quis salsis fluctibu' mandet
me ex sublimi vortice saxi?
Iamiam absumor: conficit animam
vis volneris, ulceris aestus!

ſo ſind wir berechtigt, dieſe Worte der Stelle zuzuweiſen, in welcher allerdings ein plötzlicher Anfall der Krankheit geſchildert wird, und ſtimmen überhaupt ganz mit Welcker überein, welcher ſich über die ganze Darſtellung des Schmerzes alſo äußert: [14]) „Das Leiden der Hauptperſon war in natürlicher

Abſtufung vollſtändig dargeſtellt, erſt durch die Beſchreibung der Göttin, dann durch den Anblick des Philoktetes und ſein Geſpräch mit dem Chor, mit Odyſſeus, zuletzt durch den Anfall der Krankheit ſelbſt.“

Dieſe Auffaſſung ſtimmt außerdem vollkommen überein mit der Charakteriſtik, welche von dem Ganzen des Aeſchyliſchen Dramas Dio Chryſoſtomus in ſeiner mehrfach ſchon benutzten Vergleichung der drei Philoktete von den drei Meiſtern der tragiſchen Kunſt giebt [15]), falls wir aus dem allgemeinen Urtheil, welches dieſer Kunſtrichter über den Aeſchyliſchen Philoktet fällt, etwas für den betreffenden Punkt herausnehmen dürfen. Denn wenn Dio daran das Großartige der Geſinnung und das Antike, dazu noch das Kühne im Gedanken und Ausdruck, ganz der Würde der Tragödie und der alten Sinnesart der Heroen gemäß, hervorhebt [16]); wenn derſelbe ferner dem Aeſchyliſchen Philoktet gegenüber die Behandlung des Ganzen im Euripideiſchen durch den Ausdruck einer „rhetoriſchen“ zu charakteriſiren ſucht [17]): ſo dürfen wir, ohne ſelbſt nur auf die bekannte Schilderung tragiſcher Charaktere beim Aeſchylos Rückſicht nehmen zu wollen, ſchon auf dieſe Winke hin wohl uns der Vermuthung hingeben, Aeſchylos werde in der Schilderung des Schmerzes ſeinem Helden wohl diejenige Kraft der Beherrſchung zugetheilt haben, die zu einer würdigen Bekämpfung des Schmerzes befähige. Es zeugt überhaupt gewiß von einem geſunden Urtheil dieſes Kunſtrichters, wenn er rückſichtlich der tragiſchen Auffaſſung des Stoffs die drei Dichter ſo ordnet, daß er dem Sophokles ſeine Stelle zwiſchen Aeſchylos und Euripides anweiſt, indem jener weder das Kühne und Einfache des Aeſchylos, noch das Genaue und Herbe (Scharfe) des Euripides habe, ſondern den Charakter des Würdevollen und Großartigen in tragiſcher und wohlberedter Form gewahrt habe. [18]) Aus der Stellung, welche hier dem Euripides angewieſen wird — es wird am Geeignetſten ſeyn,

gleich hier das den Euripides Betreffende zu erwähnen [19]) -- ſcheint ſich für ſeine Darſtellung des Philoktet nichts Andere zu ergeben, als was überhaupt aus dem Charakter ſeiner tra giſchen Perſonen abgenommen werden kann, daß, wenn irgen ein alter Tragiker in der Schilderung des Schmerzes des Phi loktet das rechte Maaß überſchritten habe, dieſes wohl be Euripides anzunehmen ſei, der, ein Meiſter in der Darſtellun leidenſchaftlicher Zuſtände, durch eine dem gewöhnlichen Vor kommen gemäße Auffaſſung der Aeußerungen der menſchliche Seele der Natur am nächſten zu kommen glaubte, dadurd aber gerade das Idealiſche nur zu oft aufhob, und den be kannten Ausſpruch des Sophokles über die Tragödie des Eu ripides bewährte, er bilde die Menſchen, wie ſie wären „Die gegenſeitige Unterordnung der idealiſchen Hoheit de Charakters und der Leidenſchaft, ſagt A. W. Schlegel [20]), di wir beim Sophokles wie in der bildenden Kunſt der Griechen in eben dieſer Folge beobachtet finden, hat Euripides gerad umgekehrt. Leidenſchaft iſt ihm das wichtigſte," und an einer andern Stelle [21]): „Ueberall geht er auf Rührung aus, ihr zu Liebe beleidigt er nicht bloß die Schicklichkeit . . . er iſ ſtark in den Gemälden des Unglücks, aber oft nimmt er un ſer Mitleid nicht für den innern Schmerz der Seele, vollend für einen gehaltenen und männlich getragenen Schmerz, ſon dern für das körperliche Elend in Anſpruch." Es bedarf kaum einer weiteren Erinnerung, wie unmännlich die Perſonen de Euripides ſich oft in dem Conflict mit den harten Schlägen de Schickſals benehmen, wie denn auch das oben von Dio aus dem Euripideiſchen Philoktet hervorgehobene „Genaue" vor demſelben durch das ängſtliche Streben nach Vermeidung alle Unwahrſcheinlichen und Ungewöhnlichen erklärt wird. [22]) Unte den von den Herausgebern geſammelten Fragmenten des Phi loktetes findet ſich zwar nichts, was auf dieſe zu vermuthend Schilderung des Helden hinzielte; doch weiſt deutlich auf dieſ

Feigheit der Gesinnung ein Bruchstück hin, welches wohl nur deßwegen von den Herausgebern übersehen wurde, weil es irrthümlich dem Philoktet des Aeschylos bisher zugewiesen worden, dieses aber ohne zureichenden Grund, da der Rhetor Maximus aus Tyros, welcher es anführt [23]), sich begnügt, schlechthin einen Philoktet zu nennen, ohne Angabe des Dichters. Der Vorwurf der Unmännlichkeit, welchen der Rhetor diesem Philoktet macht, der es nicht über sich gewinnen kann, seinen kranken Fuß aufzugeben, und in die Worte ausbricht,

O Fuß, soll ich dich lassen,

und bald darauf den Tod als Helfer anruft, deutet hinlänglich an, in welchem Sinne diese Worte zu fassen, in einem Sinne, den jeder eher beim Euripides als beim Aeschylos vorzufinden erwarten wird. Die entgegengesetzte Ansicht, welche von dem Seelenzustande des Philoktet Welcker geltend macht [24]), muß, da sie von erst noch zu prüfenden Voraussetzungen ausgeht, auf sich beruhen bleiben. Nur so viel, daß, wenn auch die Krankheit nicht mehr in ihrer vollen Kraft wie anfangs den Philoktet quälte, so war er doch immer noch heftigen Anfällen derselben ausgesetzt, die, wie er selbst sagt, seinen Umgang nicht angenehm machten. [25])

Ueber die Behandlung unseres Gegenstandes in der vorliegenden Beziehung bei andern Dramatikern ist bei dem beklagenswerthen Zustand der uns zugekommenen Hinterlassenschaft auf diesem Gebiete der alten Litteratur kaum weitere Auskunft zu erwarten. Das Einzige, was davon namhaft zu machen, ist die Auffassung des Phaseliten Theodektes, eines Schülers des Isokrates, welcher nach der oben aus Aspasios angeführten Stelle in seiner Tragödie Philoktetes mit der Behandlungsweise des Aeschylos und Sophokles übereinstimmte: [26]) außerdem daß diese Nachricht mit der obwohl kurzen Auskunft, welche die Aristotelische selbst enthält, in Einklang steht, wo

nämlich der Philoktet des Theodektes als Beiſpiel eines Helden aufgeführt wird, welcher ſich von übermächtigen Affecten nicht überwältigen laſſe, ſondern ihnen entgegenarbeite. Von den beiden gleichnamigen Tragödien des Achäos und Philokles iſt aus Mangel an Nachrichten gar nichts auszuſagen; ja, die des Erſteren ſcheint eher den Philoktet in Troja zum Gegenſtand gehabt zu haben. [27]) Von ſonſtigen Dichtern der dramatiſchen Gattung ſind mir nur noch Komödien des Epicharmos und des der ſ. g. alten Komödie angehörigen Strattis bekannt, die in unſerm Falle, ſelbſt wenn wir beſſere Auskunft über ihren Inhalt hätten, als Parodieen des Gegenſtands, wofür wir ſie zum Theil zu halten geneigt ſind, keine Berückſichtigung finden können. [28])

Gehen wir nun zur Behandlung des Gegenſtands in der bildenden Kunſt über, ſo darf erwartet werden, daß es hier an mancherlei Darſtellungen nicht gefehlt haben werde, und wenn ſich jetzt noch mehrere Kunſtwerke dieſer Art erhalten haben, ſo liegen außerdem auch noch ſchriftliche Beſchreibungen und Nachrichten von dergleichen vor, mittelſt welcher wir jene theils ergänzen, theils auch uns Anſchauungen von untergegangenen Werken dieſer Art zu vergegenwärtigen im Stande ſind. Um von letzteren zuerſt zu ſprechen, ſo ſcheint nach den uns zugekommenen Nachrichten es die Malerei geweſen zu ſeyn, welche ſich des Philoktet als eines geeigneten Bildes eines an einer Wunde bis zum Tode Leidenden vornehmlich bemächtigt habe. Der Zeit nach iſt unter den Künſtlern dieſer Gattung hier zuerſt Ariſtophon zu nennen, welcher, nach Sillig [29]) um Olymp. LXXX lebend, nächſt den beſten Malern eine der erſten Stellen einnahm. Plutarch, oder wer immer der Verfaſſer des Buchs de audiendis poetis geweſen ſeyn mag, gedenkt eines Philoktet in der Situation eines Sterbenden, zugleich unter Hinzufügung des bemerkenswerthen Urtheils, daß, wenn auch ein an einer eiternden Wunde Leiden-

der ein unerfreuliches, zu fliehendes Schauſpiel gewähre, ſo betrachte man doch mit Vergnügen den Philoktet des Ariſtophon und die Jokaſte des Silanion, die, als ob ſie dahin ſchwänden und ſtürben, dargeſtellt ſeyen [30]). Da hier nicht an eine Situation zu denken, welche dem ſpäter erfolgten Tod des Philoktet vorausging, ſondern nur der Zuſtand des an ſeiner Wunde Leidenden gemeint ſeyn kann, ſo haben wir dieſer künſtleriſchen Darſtellung inſofern alle Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, als der Held nicht in dem Moment eines von Schmerz bis zur widrigen Grimaſſe Gequälten, ſondern in dem Zuſtande erſcheint, welcher ſich in einer gänzlichen, dem Tode ähnlichen Erſchlaffung, wohl als Folge einer unmittelbar vorhergegangenen ſchmerzlichen Anſtrengung, äußert. Es entſpricht dieſe Auffaſſung vollkommen der ſeit Winckelmann wohl begründeten Anſicht von dem Charakter einer edlen Einfalt und ſtillen Größe, welchem die bildende Kunſt überhaupt, vornehmlich in dem Zeitalter des Phidias zu erreichen anſtrebte. In ähnlichem Sinne hatte Parrhaſios einen Philoktet gemalt, nicht von Schmerz in Verzweifelung verſetzt, ſondern als duldendes Opfer, nach der Schilderung dieſes Gemäldes in zwei Epigrammen des Julianos und des Glaukos [31]), von welchen wir nur erſteres, das längere, mittheilen:

Schauend erkenn' ich den Philoktet: denn deutlich erſcheinet
Allen ſein Leid auf dem Bild, ſelbſt dem entfernteren Blick.
Wild durch einander das Haar; ſchau weiter, in düſteren Farben
Wie ihm vom Scheitel herab fällt dort das ſchmutzige Haar.
Völlig verwelket die Friſche der Haut, ja runzlig zu ſchauen:
Wer mit der Hand ſie berührt, fühlt ſie nur trocken und rauh;
Thränen, ſie haften erſtarrt an den ausgetrockneten Augen,
Zeichen des ſelbſt in der Nacht nimmer einſchlummernden Leids. —

Aehnlich die Schilderung des leidenden Philoktet in einem Gemälde bei dem jüngeren Philostratos [32]): zusammengefallen das Antlitz, die Augen von den Brauen umschattet, finster blickend, Haupthaar und Bart verwildert, mit Lumpen bedeckt und umhülltem Fuße. Auch Polygnotos hatte ein auf den Philoktet in Lemnos bezügliches Bild geliefert, welches in der bekannten Celle auf der Akropolis zu Athen aufbewahrt wurde. Absichtlich habe ich mich darüber eines unbestimmten Ausdrucks bedient und nenne auch diesen Meister deßwegen zuletzt, weil die Beschreibung, welche Pausanias [33]) davon giebt, eine Vergegenwärtigung desselben nicht gestattet.

Für die Sculptur scheint, aus guten Gründen, der leidende Philoktet als kein geeigneter Vorwurf befunden worden zu seyn: wenigstens ist keine Beschreibung irgend einer Statue auf uns gekommen. Denn wenn aus Plinius [34]) auf eine den an einer Wunde leidenden Philoktet darstellende Statue von der Hand des Pythagoras aus Rhegium geschlossen worden ist [35]), so muß diese Vermuthung auf sich beruhen bleiben, indem diese Statue von Plinius nicht nur nicht unter dem Namen eines Philoktet aufgeführt wird, sondern auch auf einen hinkenden Knaben gedeutet werden kann, **cujus ulceris dolorem sentire etiam spectantes videntur.** Die Vermuthung, in dem sog. Mars der borgheſischen Sammlung einen Philoktet wieder zu erkennen, hat wenig Beifall gefunden. [36])

Bei einer Aufzählung noch wirklich erhaltener Kunstdenkmäler, zu denen wir jetzt übergehen, kann begreiflicherweise hier nur die Rede von solchen seyn, welche den leidenden Helden zum Gegenstand haben, und diese sind wegen der Eigenthümlichkeit der Situation nicht schwer zu deuten. Es werden hiernach die von Winckelmann bekannt gemachten beiden Darstellungen [37]) hier übergangen, zumal da die von der letztern gegebene Deutung auf Philoktet mir noch manchem

Zweifel zu unterliegen scheint. [38]) Wenn ich es in dem Folgenden versuche, die hieher gehörigen Kunstdenkmäler zu verzeichnen, so geschieht dieß ohne Anspruch auf Vollständigkeit, die bei sehr beschränkten Mitteln zu erreichen unmöglich war, wohl aber dem eben so gelehrten als geistreichen Kenner der alten Kunst, F. G. Welcker, wenn er das in dieser Hinsicht gegebene Versprechen [39]) dereinst in Erfüllung bringen wird, ein leichtes seyn wird.

1) Geschnittener Stein der ehemaligen Stoschischen Sammlung, von Winckelmann bekannt gemacht. [40]) Philoktet, vorwärts schreitend mit leise aufgehobenem Fuße, um die Schulter einen Mantel, in der Rechten einen Bogen und Köcher mit Pfeilen, in welchem noch ein andrer Bogen befindlich, um anzuzeigen, wie Winckelmann sagt, daß er sich durch die Vogeljagd seinen Unterhalt verschaffe. Mit der Linken stützt er sich auf einen Stab, um dem gleichfalls linken, mit Binden umwundenen Fuß sein Geschäft zu erleichtern. Der Ausdruck des Kopfs, mit verworrenem Haupt- und Barthaar, ist ernst und würdevoll; der Blick in einer Art von listiger Spannung, als ob er der Beute entgegenspähte. Tölken [41]), welcher wohl nur aus Versehen den rechten Fuß als den verbundenen angiebt, findet in der ganzen Gestalt den Ausdruck des Schmerzes von höchster Wahrheit.

2) Karneol aus derselben Sammlung, worüber Tölken [42]): „Philoktet sitzt mit verbundenem Fuße auf einem Felsen der Insel Lemnos, neben ihm Köcher und Bogen."

3) Gelbe antike Paste derselben Sammlung. Tölken [43]): „Philoktet sitzt finster am Boden auf einem niedrigen Stein, indem er in seinem Elend zu sich selber zu sprechen scheint; in seiner Rechten hält er eine Lanze." Die Kürze dieser Beschreibung reicht zur Beurtheilung nicht aus, ob hier wirklich ein Philoktet anzuerkennen sey.

4) Schwefelpaſte. Schorn [44]): „Philoktet ſitzt allein in der Wildniß, ohne Bogen und Köcher, nur auf einem Stab geſtützt. Der kranke Fuß iſt verhüllt, und die einzige Bedeckung des Leibes ein ſchmales Gewand, welches um Hüften und Schenkel liegt. Der Bau ſeines Körpers verräth den gewaltigen Streiter; noch hat ihn Krankheit und Elend nicht völlig abgezehrt und ermattet. Aber ſeines Haupthaars und Bartes wilder Wuchs deutet an, daß er ſchon geraume Zeit in der Einöde gelebt; das Gift, welches ihn quält, hat ſeine Züge entſtellt. Ermüdet, mit hohlem Blicke, legt er das Haupt auf die Hand und den ſtützenden Stab; er ſcheint von den eben vorrübergegangenen Schmerzen zu ruhen und ſein Jammergeſchick zu beklagen.“

5) Kopf im Beſitz des Herzogs von Ahremberg. [45]) Darſtellung des Philoktet in der erſten Zeit ſeiner Einſamkeit, „wie er, obgleich von ſchrecklicher Krankheit gepeinigt, noch im vollen Beſitz ſeiner körperlichen Kraft, noch nicht durch das lange Leiden ermattet und beinah verwildert iſt. In einem ſolchen Moment mußte die ganze Stärke der Heldenſeele ſich in dem Heldenkörper offenbaren.“

6) Sardonyx, ehemals im Beſitz des Grafen Choiſeul-Gouffier, an Kunſtwerth zu den vorzüglichſten Werken dieſer Gattung gehörend, nach der Beiſchrift (*BOHΘOY*) ein Werk des Boethos. [46]) Philoktet ſitzt am Boden auf einem Thierfell, mit vorwärts nach der rechten Seite zu gebeugtem Oberkörper, mit einem Wedel, dem Flügel eines Vogels, die Mücken von ſeinem mit Binden umgebenen rechten, etwas erhobenen Fuße wegtreibend. Der linke Fuß auf dem Boden gerad ausgeſtreckt, der linke Arm auf einen Felſen geſtützt. Kopf- und Barthaar in Fülle, weder verwildert, noch von beſonderer Pflege zeugend. Der Ausdruck des Antlitzes ernſter Schmerz in edler Faſſung. Der Körper zeigt noch keine Abnahme der Kraft in Folge der Krankheit. [47])

7) Carneol, ehemals in der Sammlung des Herzogs von Orleans, von ausgezeichneter Arbeit. [48]) Philoktet ſitzt, auf der rechten Seite des Steins, auf einem Felſen, das von Schmerz, aber auch von ruhiger Faſſung zeugende Antlitz dem Beſchauer zugewendet, den rechten wunden Fuß mit dem linken Arm gleich einer Stütze emporhebend. Er ſitzt auf einem getödteten Vogel, hinter ſich Bogen und Köcher nebſt einem Trinkgefäß. Die Muſculatur des nakten Körpers beweiſt, daß langwierige Krankheit die Friſche der Manneskraft noch nicht zu zerſtören vermocht. Die linke Seite des Steins nimmt ein die ganze Höhe deſſelben ausfüllender Fels ein, unten mit einer Grotte, darüber eine offene Blende mit einer aufrecht ſtehenden Herme, deren obere Hälfte eine männliche bis zum Gürtel entblößte Geſtalt, den Kopf mit einer Mütze bedeckt, zeigt; mit der rechten Hand des ausgeſtreckten Armes hält ſie einen Stab, der ſich an dem untern Theil der Herme anſtemmt, in der linken einen Hammer; vor dem untern Theil der Blende reicht eine brennende Fackel heraus. Neben der Grotte links ſpringt aus dem Felſen ein lebendiger Quell hervor. — Die Compoſition dieſes Bildes im Ganzen bedarf bei der klaren und ſinnigen Auffaſſung des Gegenſtands keiner gelehrten Erklärung, am wenigſten der langen Stelle, welche die franzöſiſchen Herausgeber aus ihrem Telemach beibringen. Der Aufenthaltsort des Philoktet iſt durch Grotte und Quelle, ganz der Schilderung bei Sophokles gemäß [49]), hinlänglich bezeichnet, und daß Lemnos gemeint ſei, hat der Künſtler, wie die Herausgeber richtig bemerken, durch die in der Blende angebrachte Figur des Hephäſtos, dem Lemnos geweihet, angedeutet. Ja, es iſt erlaubt, noch weiter zu gehen, und in dem Felſen den feuerſpeienden Moſychlos, der erſt zur Zeit Alexander d. Gr. erloſchen zu ſeyn ſcheint, angedeutet zu finden [50]), zu deſſen Bezeichnung die aus dem Felſen herausgeſtreckte Fackel hinlänglich dient. Wir übergehen

andere Betrachtungen, zu welchen dieſe Vorſtellung Veranlaſſung geben könnte, ſelbſt die Frage, ob in dem Hermenbild ſtatt des Hephäſtos, der freilich zur Bezeichnung vulkaniſcher Gebirge geeignet genug iſt [51]), nicht einer der drei Kabiren anzunehmen ſei, wie dieſe allerdings auch einzeln auf Bildwerken vorkommen [52]), eine Frage, welche zur Erklärung der vorliegenden Vorſtellung wenig beiträgt, und laſſen lieber mit einem Worte noch den franzöſiſchen Herausgebern inſofern alle Gerechtigkeit widerfahren, als ſie, was für unſern Zweck hervorgehoben zu werden verdient, unter Beziehung auf Winckelmann's Urtheil über die Kunſtdarſtellungen des Philoktet, letzteren auf unſerem Steine in ruhiger Faſſung, über ſeinen Schmerz erhoben dargeſtellt anerkennen. [53])

Anmerkungen.

1) Von der Nachahmung griechiſcher Werke in der Malerei und Bildhauerkunſt, S. 21. 22. Sämmtl. Werke Th. I. S. 31.

2) Kritiſche Wälder, im Anfang des erſten, Th. XIII der ſämmtl. Werke, zur ſchönen Litt. und Kunſt, 1829. S. 23.

3) Ebendaſ. S. 31. Es iſt oben berührt worden, daß trotz der Kritik, mit welcher Herder Leſſing, und in Beziehung auf den Laokoon namentlich in dem erſten kritiſchen Wäldchen, entgegengetreten, er nie die jenen großen Manne ſchuldige Verehrung aus den Augen geſetzt, ja, vielmehr durch genauere Feſtſtellung mancher einzelnen Punkte nur zu immer größerer Verherrlichung jenes mit Freude beizutragen ſchien. Nicht zur Beſtätigung des Geſagten, ſondern in der Meinung, daß ein in rückhaltsloſer Ergießung der Empfindung zum Freunde geſprochenes Wort die wahre Herzensmeinung zuverläſſiger als alle öffentlich abgegebenen Urtheile offenbart, ſey es mir geſtattet, als theuere Reliquie hier mitzutheilen, was Herder über Leſſing, unmittelbar nach empfangener Nachricht von deſſen am 15. Febr. 1781 erfolgtem Tode, an den damaligen Regierungsrath Voigt (nachmaligen Gr. Weim. Miniſter) in demſelben Monate ſchrieb: „Was ſagen Sie zu Leſſing's Tod? Hundert, ja tauſend ſind mit ihm geſtorben. Er ſchmerzt mich ſehr.“ Man vergleiche übrigens die Charakteriſtik Leſſing's, welche Herder noch in demſelben Jahre, in welchem Leſſing ſtarb, bekannt machte, Sämmtl. Werke, Zur Philoſophie u. Geſchichte, Th. XV, S. 137 flg.

4) Ueber die Hauptſtelle der Sophokleiſchen Tragödie, in welchem der Schmerz den Helden zu übermannen ſcheint, eine Situation, die von dem Dichter, wenn er die Erwartung des Zuſchauers nicht unbefriedigt laſſen wollte, gar nicht übergangen werden konnte, äußert ſich Herder Krit. Wälder S. 34: „Aber in dieſem peinlichen Auftritt, was iſt da das Höchſte am Ausdruck, was iſt der Hauptton deſſelben? Etwa Geſchrei? So wenig, daß Sophokles ja auf nichts ſorgfältiger ſcheint, als zu vermeiden, daß dieß nicht Hauptton würde. Wo ſind die „Klagen, das Geſchrei, die wilden Verwünſchungen“ u. ſ. w.“

Und S. 35: „Wie hat er den Ton der Angſt abgewogen! wie ſorgfältig auf ihn vorbereitet! wie lange unterdrückt! wie oft unterbrochen! wie ſehr durchgängig gemildert! Der ganze Auftritt kann ein Gemälde des Schmerzes heißen, durch alle ſeine Grade, vom ſtummen bis zum betäubenden Schmerze, der ſich ſelbſt gleichſam ertödtet, aber im Ganzen doch das Gemälde des zurückgehaltenen, und nicht des ausgelaſſenen Schmerzes, dieß iſt's unſtreitig bei Sophokles von Anfang bis zu Ende. Und daher auch die Kürze des Akts, der kurz in Worten, aber lang in der Vorſtellung iſt." Denſelben Gegenſtand, vornehmlich unter Berückſichtigung der verſchiedenen Meinungen Leſſing's und Herder's, hat ſpäter Gernhard, Observationes in Sophoclis Philoctetem. Lipsiae 1802, von Neuem in Betrachtung gezogen, und zwar in der Abſicht, die Sophokleiſche Auffaſſung des leidenden Philoktet zu rechtfertigen, ſo weit ich nämlich aus einem Bericht über dieſe Schrift in Beek, Commentar. soc. phil. Lips. Vol. III, l. S. 74 flg. zu erſehen vermag.

5) Griechiſche Tragödien Th. I S. 29.

6) Wir vermögen bis jetzt in Welcker's Annahme nur noch eine geiſtreiche Vermuthung anzuerkennen, die ihre Stütze in einer muthmaßlichen Vertheilung der uns erhaltenen Aeſchyliſchen Titel unter Trilogieen und Tetralogieen hat. Denn daß unter dem in dem alten Verzeichniß Aeſchyliſcher Tragödien aufgeführten Titel „die Lemnier" der (Lemniſche) Philoktet gemeint ſey, woraus dann geſchloſſen wird, daß der weiter ebendaſelbſt verzeichnete Philoktet der „in Troja" ſey, kann doch nur als eine Hypotheſe hingenommen werden, die erſt noch der Beſtätigung bedarf. Es kann außerdem auch bezweifelt werden, ob bei der geringen Theilnahme, welche dem aus Lemniern beſtehenden Chor an der Handlung ſelbſt zukam, das Drama einen ſolchen Titel verdiente. Es konnte derſelbe mit nicht geringerem Anſpruche bei derjenigen dramatiſchen Compoſition untergebracht werden, welche Welcker unter dem allgemeinen Namen „Hypſipyle" aufführt.

7) Vgl. Hermann De Aeschyli Philocteta, Opusc. T. III. S. 113 flg.

8) Classical Journal Vol. XXIX. S. 115.

9) Etwas anders urtheilt Cicero, ſicher wohl unter Beziehung auf dramatiſche (vielleicht Römiſche) Darſtellung, Tusc. II, 23. de haruap. resp. 18.

10) Vs. 788 Erf.

11) Hippol. 1834.

12) Die Behauptung, daß der Philoktet des Attius nach Aeſchylos gearbeitet ſey, iſt zuerſt von Welcker Aeſchyl. Tril. S. 8 aufgeſtellt,

dann von Hermann a. a. O. und anderswo beſtätigt, und ſpäter wieder von Welcker Rhein. Muſ. V. S. 467 flg. ausführlichſt durchgeführt worden, zuletzt auch gebilligt von Düntzer, Zeitſchr. f. d. Alterth. 1838. No. 4. S. 39. Es iſt hier nicht der Ort, dieſe Behauptung einer umfaſſenden Prüfung zu unterwerfen; ich kann aber nicht umhin, mich dahin auszuſprechen, daß bei dem Mangel irgend eines hiſtoriſchen Fingerzeigs ich von der ausſchließlichen Richtigkeit derſelben um ſo weniger überzeugt worden bin, als die Entſcheidungsgründe bis jetzt lediglich auf der Anſicht von der tragiſchen Darſtellungsweiſe des Aeſchylos beruhen, die man in den lateiniſchen Fragmenten wiederfinden will, wozu die geringe Anzahl der erhaltenen Bruchſtücke, zumal da darunter einige gerechnet werden, über deren Urheber gezweifelt werden kann, mir noch kein ſicheres Kriterium abzugeben ſcheint. Anklänge des Attius bei Sophokles finden ſich allerdings; doch ſoll wegen der natürlichen Gemeinſchaftlichkeit des Gegenſtands und der Situationen (ſ. Welcker S. 467) darauf kein Gewicht gelegt werden: wohl aber mag bemerkt werden, daß in den Fragmenten des Aeſchylos und Attius noch gar keine andere als die allerallgemeinſte Art des Anklangs (bei Welcker S. 475) wahrgenommen worden iſt. Indem wir daher die Möglichkeit zwar zugeben, daß dem Attius Aeſchylos als Vorbild gedient habe, laſſen wir es völlig dahin geſtellt, ob dieß wirklich der Fall geweſen, oder ob dazu Sophokles, welchem Attius in mehreren andern Tragödien gefolgt, oder Euripides, wie gleichfalls Mehrere angenommen haben, benutzt worden ſey.

13) Fragm. ed. Bothe 7. Das daſelbſt folgende Fragment gehört nicht hieher, weil es die Schilderung des Gemüthszuſtandes des Philoktet aus dem Munde einer andern Perſon enthält.

14) S. 479.

15) Orat. LII.

16) S. 629. ed. Emper. *ἥ τε γὰρ τοῦ Αἰσχύλου μεγαλοφροσύνη καὶ τὸ ἀρχαῖον, ἔτι δὲ τὸ αὐθαδες τῆς διανοίας καὶ φράσεως πρέποντα ἐφαίνετο τραγῳδίᾳ καὶ τοῖς παλαιοῖς ἤθεσι τῶν ἡρώων.*

17) S. 631.

18) S. 632: *οὔτε τὸ αὐθαδες καὶ ἁπλοῦν τὸ τοῦ Αἰσχύλου ἔχων, οὔτε τὸ ἀκριβὲς καὶ δριμὺ καὶ πολιτικὸν τὸ τοῦ Εὐριπίδου, σεμνὴν δέ τινα καὶ μεγαλοπρεπῆ ποίησιν τραγικώτατα καὶ εὐεπέστατα ἔχουσαν.*

19) Rückſichtlich des Inhalts des Euripideiſchen Philoktetes iſt auf den geiſtreichen Reconſtructionsverſuch des ganzen Dramas, vornehmlich

mit Hülfe der von Dio gegebenen Winke, von Welcker, Griechiſche Trag. II. S. 512 flg. zu verweiſen. Was Gruppe, Ariadne S. 443 über denſelben Gegenſtand bemerkt hat, konnte nicht verglichen werden.

20) Ueber dramat. Kunſt und Litt. Th. I. S. 205.

21) S. 209.

22) S. 631.

23) Diss. XIII. S. 241. Reisk. *Ἡ δὲ δειλὴ ψυχὴ κατορωρυγμένη ἐν σώματι, ὡς ἑρπετὸν νωθὲς εἰς φωλεόν, φιλεῖ τὸν φωλεὸν καὶ οὐδεπώποτε θέλει ἀπαλλαγῆναι αὐτοῦ, οὐδὲ ἐξερπύσαι, ἀλλὰ καιομένῳ συγκαίεται, καὶ σπαραττομένῳ συσπαράττεται, καὶ ἀλγοῦντι τῷ σώματι συναλγεῖ, καὶ βοῶντι συμβοᾶ.*

Ὦ πούς, ἀφήσω σε;

ὁ Φιλοκτήτης λέγει. Ἄνθρωπε, ἄφες, καὶ μὴ βόα, μηδὲ λοιδόρου τοῖς φιλτάτοις, μηδὲ ἐνόχλει τὴν Λημνίων γῆν.

Ὦ θάνατε παῖαν.

Εἰ μὲν ταῦτα λέγεις u. ſ. w. Wenn die obige Vermuthung über den Urheber dieſer Bruchſtücke gegründet iſt, wie wir glauben, ſo wird auch zugleich über den Urſprung zweier nicht vollſtändig erhaltenen Verſe entſchieden, bei Plutarch, Consol. ad Apollon. S. 106, nach Waſefield's Verbeſſerung zu Soph. Phil. 788:

ὦ θάνατε παῖαν, ἰατρὸς μόλοις·
λιμὴν γὰρ ὄντως ἀΐδας ἀνιῶν.

Denn es iſt kaum zu bezweifeln, daß durch dieſe Stelle das Bruchſtück bei Maximus ergänzt wird, zu deſſen weiterer Beſtätigung geltend gemacht werden kann, daß jene Verſe nach der ausdrücklichen Bemerkung Plutarch's, welcher den Verfaſſer ungenannt läßt, eine Nachahmung des Aeſchylos enthielten, und zwar der (wohl auch des Aeſchylos Philoktet entlehnten) Verſe, den letzteren nach Porſon's Verbeſſerung zu Eurip. Praef. S. X:

ὡς οὐ δικαίως θάνατον ἔχθονται βροτοί,
ὅσπερ μέγ' ἐστ' ἰαμα τῶν πολλῶν κακῶν,

wenn nicht vielmehr folgender anderen, bereits unter die Fragmente des Aeſchylos aufgenommenen Stelle bei Stobäus nach Brunck's Herſtellung aus einer Handſchr. zu Soph. Phil. fin. ed. Erf.

ὦ θάνατε παῖαν, μή μ' ἀτιμάσῃς μολεῖν·
μόνος γὰρ εἶ σὺ τῶν ἀνηκέστων κακῶν
ἰατρός ἄλγος δ' οὐδὲν ἅπτεται νεκρῶν.

Wiſſen wir doch aus Ariſtoteles, daß Euripides nicht verſchmäht habe, aus dem Philoktet des Aeſchylos einen ganzen Vers, nur mit Verän-

derung eines einzigen Worts, in den ſeinigen aufzunehmen. Vgl. Matthiä, Eur. fragm. S. 285. Ich benutze dieſe Gelegenheit, um auf ein Fragment des Euripides aufmerkſam zu machen, welchem man ſeinem Inhalt nach eine Stelle im Philoktet anzuweiſen geneigt ſeyn würde. Gemist. Pletho Orat. fun. S. 21 ed. Fülleborn. *κρεῖσσον γὰρ ἑσάπαξ κατ' Εὐριπίδην θανεῖν, ἢ τὰς ἁπάσας ἡμέρας πάσχειν κακῶς.* Hieraus ergiebt ſich nämlich:

κρεῖσσον γὰρ εἰσάπαξ θανεῖν
ἢ τὰς ἁπάσας ἡμέρας πάσχειν κακῶς.

24) A. a. O. S. 521.

25) Vgl. Fragm. Matth. III und IV. S. 283.

26) Als eine Beſonderheit mag hier beiläufig die Abweichung, welche ſich dieſer Tragiker von der mythiſchen Ueberlieferung erlaubte, erwähnt werden, daß ſein Philoktet nicht an dem Fuß, ſondern an der Hand verwundet erſcheint, nach Aſpaſ. zu Aristot. Eth. ad Nicomach. VII, 7.

27) Welcker, Griech. Trag. Th. III. S. 961 flg.

28) In den Fragmenten bei Athen. VI. S. 327. E. VII. S. 327. C und XIV. S. 628. B iſt von Eſſen und Trinken die Rede, was dem bei Euripides ausgehungerten Philoktet ſich gut gegenüberſtellen würde. Der parodiſche Charakter ergiebt ſich aus zwei Verſen bei Plutarch, in welchen ausgeſagt wird, daß kein junges Mädchen den Philoktet in ſeinem Zuſtande heirathen würde: falls nämlich dieſe Verſe nach Matthiä's Vermuthung Eur. fragm. S. 289, welche Welcker, Gr. Trag. Th. I. S. 139 als richtig annimmt, wirklich dem Strattis angehören.

29) Catal. artif. S. 97.

30) C. 3. S. 80: *ὁμοίως φθίνουσι καὶ ἀποθνήσκουσι πεκοσμένους ὁρῶμεν χαίροντες.* Daſſelbe Urtheil wird unter nicht zu verkennender wechſelſeitigen Beziehung, faſt mit denſelben Worten, wiederholt Quaest. Symp. V, 1.

31) Anthol. Planud. III, 113 und 111. Th. II. S. 658 und 659. G. Meyer, Geſch. der bildenden Künſte bei den Griechen, Th. I. S. 160, vgl. Th. II. S. 158, glaubt dieſem Werk vornehmlich den Ausdruck der Leidenſchaft beilegen zu müſſen.

32) Imag. 17.

33) I, 22. Was H. Meyer Th. II. S. 148 aus dieſer Stelle entnimmt, iſt nicht geeignet, die Dunkelheit, welche über dem Sinn und Beziehung der einzelnen Texttheile ruht, zu heben, und auch ich laſſe

die Sache für jetzt um ſo mehr auf ſich beruhen, als in dem glücklichſten Falle der Löſung für unſern Zweck nichts daraus gewonnen wird. Eben ſo kann übergangen werden, was Meyer Th. II. S. 174 über einen vermeintlichen Philoktet des Malers Ariſtides anmerkt, da die Exiſtenz eines ſolchen nur auf einer Vermuthung beruht.

34) H. N. XXXIV, 8.

35) Tiſchbein's Homer, von Fr. Schorn VII. S. 45. Winckelm. Sämmtl. Werke Th. VI, 2. S. 102.

36) S. ebendaſ. Th. II. S. 691 flg.

37) Mon. ant. ined. Tab. 118 (Tölken, Verz. der antiken, vertieft geſchnittenen Steine der K. Pr. Gemmenſammlung S. 73. No. 147) und 120.

38) Aus Winckelm. Th. IV. S. 377 erſehe ich, daß das Bild auch in Monumens antiques du Musée Napoleon, T. IV. Pl. 11 eine andere Deutung erfahren hat. Wenn kürzlich auf einer Münze von Lamia in Theſſalien, einen auf dem Boden ſitzenden Mann, der mit der Rechten nach einer eine Säule umwindenden Schlange greift, darſtellend, Gerhard, Archäol. Zeitung 1843. S. 147. Taf. IX, 2 den von der Schlange gebiſſenen Philoktet zu erkennen glaubte, ſo kann ich weder die ganze Situation mit der Sage in Einklang bringen, noch weiß ich die dem Mann zur Seite liegende Keule zu rechtfertigen, ein Umſtand, welcher auch dem Herausgeber ſchon bedenklich erſchien. Von Bogen oder Pfeil, den gewöhnlichen Attributen des Philoktet, keine Spur. Ich ſelbſt enthalte mich einer Deutung dieſer Vorſtellung; doch ſey es, bis ein glücklicher Fund den dargeſtellten Mythus erklärt, erlaubt, die Keule beſonders hervorzuheben, die ſich wohl in einer Beziehung auf den Lamos, Sohn des Herakles, denken läßt. Was mir von dieſem Lamos bekannt, reicht jedoch nicht aus, die Vorſtellung auf der Münze zu erklären. Vgl. Steph. Byz. v. *Βάργασα* und *Λαμία*, wo Polybios als Zeuge für die Abſtammung des Namens der Theſſaliſchen Stadt Lamia von dieſem Lamos angeführt wird. — Eben ſo ſehr muß ich die Deutung eines Reliefs in der Sammlung des Card. Albani bei Zoega, Antike Basreliefe von Rom, herausg. von Welcker, Taf. LIV auf Philoktet in Zweifel ziehen. Es ſtellt daſſelbe einen mit einem Gewand um den untern Theil des Körpers bekleideten bärtigen Mann mit aufſtehendem Haupthaar dar, auf einem Felſen ſitzend, an welchem eine Schlange herbeikriecht: den rechten Fuß, welcher am Knie von der linken Hand gehalten wird, auf einem andern Felſen erhoben. Vom Boden aus erhebt ſich ein laubloſer Baum empor. Von einer Wunde oder Verband

am Fuße keine Spur, überhaupt nichts, was eine directe Deutung auf Philoktet zuläßt.

39) Zu Philoſtrat, Imag. S. 674.

40) Mon. ant. ined. Th. II. S. 42 d. deutſch. Ausg. Daraus bei Millin, Gall. myth. Tav. CXV. 603.

41) A. a. O. S. 296. No. 344.

42) S. 297. No 345.

43) Ebendaſelbſt.

44) Homer nach Tiſchbein, VII. S. 43 flg.

45) Ebendaſ. S. 42 flg. Eine Abbildung dieſes beachtenswerthen Denkmals wird leider bis jetzt, meines Wiſſens, vermißt.

46) Raoul-Rochette Lettre à Mr. Schorn, Paris 1832. S. 86 hält die Vermuthung für gerechtfertigt, daß dieſer Steinſchneider eine und dieſelbe Perſon mit dem Karthaginenſer gleichen Namens ſey, der ſich durch Werke in getriebener Arbeit in Metall einen Namen gemacht, über welchen Sillig Catal. artif. S. 108 zu vergleichen.

47) Choiseul-Gouffier, Voyage pittoresque de la Grèce, Tome II. Pl. 16. S. 155, und daraus bei Millin, Gallerie myth. Tav. CXV, 604. Auch ſchon früher bekannt gemacht bei Raspe Pl. LIII. No. 9357; wo jetzt befindlich, nicht bekannt. Vgl. Raoul-Rochette a. a. O. Wenn Schorn a. a. O. S. 43 anmerkt: „Auch unter Herrn Tiſchbein's Zeichnungen befinden ſich mehrere, deren eine, wo Philoktet mit dem Flügel eines Vogels ſeiner Wunde Kühlung zuweht, kürzlich vom Grafen Choiſeul-Gouffier herausgegeben worden", ſo glauben wir dieſe Gelegenheit benutzen zu dürfen, eine Abbildung von einer der hier erwähnten Zeichnungen nach dem Original, welches nebſt anderen Reliquien Tiſchbein's in Folge eines glücklichen Zufalls für die Bibliothek des philologiſchen Seminars zu Gieſſen durch mich erworben wurde, worüber anderswo gelegentlich Auskunft gegeben werden ſoll, beizugeben. Eine Vergleichung dieſer Zeichnung mit der bei Choiſeul-Gouffier, welche ihr keineswegs zum Nachtheil gereichen wird, läßt trotz einiger Verſchiedenheit keinen Zweifel zu, daß die freilich nur roh hingeworfene Skizze von demſelben Cameo entnommen ſey, was zum Ueberfluß aus dem der Zeichnung beigeſchriebenen Namen des Künſtlers in unrichtiger Nachbildung (*BOETHOY*) erwieſen wird, ſo wie der Kenner in den kräftigen, freien Zügen dieſes flüchtigen Entwurfs die geiſtreiche Hand Tiſchbein's wiederfinden wird. Um Mißverſtändniſſen vorzubeugen, mag bemerkt werden, daß die Andeutung eines am Boden liegenden Vogels von Tiſchbein herrührt. Außer der mitgetheilten Zeichnung findet ſich unter den

oben angeführten Tiſchbeiniſchen Reliquien noch eine andere, in ihren Umriſſen zwar weniger genau, auch von ungewiſſer Herkunft, aber namentlich den wildbehaarten Kopf des Philoktet in wahrhaft Tiſchbeiniſcher Kraft und Keckheit wiedergebend, ſo daß wir ungern auf eine Mittheilung derſelben verzichten. Es iſt übrigens dieſelbe Situation des am Boden hingeſtreckten Philoktet, mit demſelben Motive, mit einem Baumblatt in der rechten Hand, die Mücken von dem verwundeten Fuße wegzujagen, nur mit der Abweichung, daß der Oberleib des Philoktet rückwärts gewendet iſt. Auch erhebt ſich hinter dem Kopfe des Philoktet der obere Theil einer andern männlichen Figur, welche man wegen der bekannten Kopfbedeckung für einen Odyſſeus zu halten geneigt iſt. Gehört dieſe Figur wirklich zum Ganzen, ſo kann es keine Nachbildung eines geſchnittenen Steins ſeyn, eher die eines Vaſengemäldes. Tiſchbein hat dieſer Skizze nur die Worte beigeſchrieben: „Philoctet. Schencht mit einem Blatte die Inſecten weg, die ſich nach ſeinem Beine ziehen.“

48) Descr. des pierres gravées du cab. de Mr. le duc d'Orleans, Tome I. S. 291. Pl. 91.

49) Vs. 16 flg. Vgl. Quint. Smyrn. IX, 368.

50) Vgl. Welcker, Aeſchyl. Trilogie S. 7.

51) Vgl. Sickler, Ideen zu einem vulcaniſchen Erdglobus S. 9.

52) S. Tölken S. 240. No. 1406. Ein Kabire auf einer Münze des Claudius Gothicus mit der Beiſchrift deo Cabiro, bei Eckhel, Doctr. num. T. VII. S. 472. Gegen die Annahme eines Kabiren auf unſerer Gemme dürfte nur geltend gemacht werden können, daß die Zange fehlt, welche die Kabiren gewöhnlich führen. Vielleicht darf man, bei der engen Verwandtſchaft des Hephäſtos und der Kabiren, das vulcaniſche Bild als ein Symbol beider faſſen. In der Schilderung der Localität im Philoktet des Attius fragm. II werden beide angeführt:

Praesto littora celsa. Cabirum
delubra tenes mysteriaque
pristina castis concepta sacris;
dein Volcani templa, sub ipsis
collibus, in quos delatu' locos
dicitur alto ab limine coeli.

53) S. 292: Du reste Philoctete se montre ici supérieur à ses souffrances, il étouffe, il dévore sa douleur, dont on ne voit pas même les traces sur son visage.

Zwei Vorleſungen,

in den literariſchen Abendzirkeln Ihrer Kaiſerl. Hoheit
der Frau Großherzogin
gehalten.

I.

Das Auge und der menſchliche Blick

von

D. Huſchke,
Hofrath und Profeſſor zu Jena.

Als ich mich nach einem Gegenſtand meiner Wiſſenſchaft umſah, der würdig wäre, in dem hohen Kreiſe, vor welchem ich zu reden die Ehre habe, beſprochen zu werden, glaubte ich unter den höchſten, die mir zu Gebote ſtehen, die Wahl treffen zu müſſen. Der Gegenſtand dieſes Vortrags ſey daher das Auge und der menſchliche Blick.

Das Auge iſt die letzte Brücke, welche vom Körperlichen zum Geiſtigen führt. Wenn die Natur in ihrem großartigen Entwicklungsgange ſich erhebt vom Stein zur Pflanze, von dieſer zum Thier und Menſchen und im Begriffe ſteht, in das geiſtige Leben überzugehen, ſo ſtellt ſie an dieſer Grenze, wo Körper und Geiſt ſich berühren, das Auge hin als den Ausgang von jenem und den Anfangspunkt von dieſem. Es ſtrömt aus ihm das Licht zweier Welten hervor, die es verbinden und deren Ausdruck es ſeyn ſoll. Sein Bau iſt daher gemäß der Hoheit ſeiner Stellung ſo mannichfaltig, daß es oft eine kleine Welt, ein ganzer menſchlicher Körper in Miniatur genannt worden iſt. Alle Elemente, die im übrigen Körper zerſtreut und weit aus einander gelegt ſind, werden in ihm vereinigt und kehren wieder, aber in feinerem, ſchon halb verklärtem Gewande. Kein anderes Sinnesorgan, weder Geſchmack oder Geruch oder der Taſtſinn, noch ſelbſt das

Ohr, das noch am glücklichſten mit ihm wetteifern könnte, keines von ihnen zeigt dieſe Zuſammengeſetztheit und Einheit zugleich. Wie ein wohl eingerichteter Staat hat es alle ſeine Theile in gleicher Entfernung von ſeinem Mittelpunkt, die Kugel iſt ſeine Geſtalt und um ihre Mitte dreht es ſich, wie die Provinzen um die Reſidenz. Aber nicht blos Mannichfaltigkeit mit der größten Einheit verbunden zeichnet ſeinen Bau aus, ſondern auch ein hoher Grad von Feinheit, ja es ſteht unter den fünf Sinnen der körperlichen Grundlage unſeres Geiſtes, dem Gehirn am nächſten. Ich könnte nachweiſen, daß es unter ihnen zuerſt und zwar am unmittelbarſten aus dem Gehirn entſtanden, faſt nur ein Ausfluß der Hirnhöhlen ſelbſt iſt und reicher an Nerven als jedes andere Sinnesorgan. Geſchmack und Taſtſinn ſind verwieſen an die unedleren Kauwerkzeuge und Gliedmaßen und ſelbſt Naſe und Ohr beziehen die meiſten ihrer Elemente von der Oberfläche, die erſte noch mehr als das letzte. Endlich ſind Regelmäßigkeit ſeiner Geſtalt und Klarheit hervortretende Eigenſchaften des Auges, worin es die höchſte Stufe einnimmt unter den vielartigen Theilen unſeres Körpers.

Dieſer ſyſtematiſchen Vollendung ſeiner Bildung, ſeinem genauen Zuſammenhang mit dem Organ des Geiſtes geht die Vollkommenheit ſeiner Thätigkeit und deren nahe Beziehung auf das geiſtige Leben parallel. Neben dem Gehör iſt das Geſicht unter den fünf oder ſechs Sinnen allein ein Kunſtſinn. Seine Anſchauungen und Reactionen übertreffen an Lebendigkeit, Vielartigkeit, Feinheit und Schärfe alle anderen Sinnesorgane und aus keinem derſelben leuchtet ſo klar der Zuſtand von Körper und Geiſt hervor, als gerade nur aus dem Auge. Wie im Gehirn alle Fäden der Lebenskraft zuſammenlaufen, ſo dient es, gleichſam wie ein zweites Seelenorgan, dem lebendigen Ausdruck unſeres Ich. Geſundheit und Krankheit ſpiegeln ſich in ihm, die des Körpers, wie die des

Geiſtes. Es giebt ein Zeugniß ab für den ganzen Menſchen. Der Arzt wie der Richter befragen es. Es iſt ihnen ſo viel werth, wie Puls und wie Acten. Wie gering iſt die geiſtige Bedeutung der Naſe oder des Ohrs! Die Zunge ſieht man nicht, nur die Naſe zeigt einigermaßen hin auf geiſtige Verhältniſſe. Das Ohr aber iſt unbeweglich und daher ohne Blick. Es nimmt blos und giebt nichts. Ohr und Naſe können wohl Lachen erregen, das Auge nie, höchſtens Bedauern, wenn es erblindet iſt. Das halbe Leben eines Geſichts erlöſcht, wenn das Auge bricht. Alle Götter haben ihren Wohnſitz in ihm aufgeſchlagen von den verſchlagenen Liebesgöttern bis zur Minerva und dem olympiſchen Zeus, ja Gott ſelbſt wird als Auge vorgeſtellt, es wird zum Symbol der allgegenwärtigen Gottheit ſelbſt.

Einer ſolchen innigen Verbindung mit unſerem ganzen Ich entſpricht die Schnelligkeit, Zahlloſigkeit, Ausdehnung und Klarheit ſeiner inneren und äußeren Anſchauungen. Klar wie ſein Bau ſind ſeine Bilder, ſein Gegenſtand, ja ſeine Wiſſenſchaft, und es beweiſet dadurch nur wieder ſeine höhere Abkunft; denn eben das Niedere iſt das Chaotiſche, das Unklare, Einfache und Grobe. Die unzähligen Bilder unſerer Phantaſie, unſere Traumbilder ſind ferner vorzugsweiſe Geſichtsbilder, häufig hören wir noch im Traum, von Geruch und Geſchmack iſt ſelten die Rede. Es ſind Bücher geſchrieben worden über dieſe inneren Anſchauungen des Auges, und es könnten Folianten geſchrieben werden über die Geſichtstäuſchungen, die zu Wunder und Aberglauben, zu Glück und Unglück die Veranlaſſung gegeben haben. Aber auch die äußeren Anſchauungen des Auges ſind die vielartigſten und ausgedehnteſten zugleich. Gäbe es eine Grenze im Univerſum, das Auge würde ſie erreichen. Was die Hand nicht mehr faſſen kann, erreicht das Ohr, was zu fern iſt für dieſes, das ereilt noch unſer Blick. Das Ohr vernimmt noch die Donner unſerer Erde, aber nicht

den Sphärengesang der Gestirne. Es dringt zu ihm der Donner eines vulkanischen Ausbruchs oder einer meilenfernen Wolke oder der Kanonendonner einer entfernten Schlacht, das Leben der Sternwelt aber geht nur dem Auge auf. Nur was gar keine Grenze hat und somit überhaupt nicht mehr sinnlich ist, überläßt es dem Reiche der Ideen.

Die Thätigkeiten und Beziehungen des Auges lassen sich etwa unter viererlei Gesichtspunkten betrachten:

1) in physikalischer Hinsicht. Es wird hier der Weg dargelegt, welchen das Licht nimmt bei seinem Durchgang durch das Auge bis zur lichtempfindenden Nervenhaut und die physikalischen Gesetze angegeben, nach welchen ein deutliches oder undeutliches oder gar ein Doppelbild der gesehenen Gegenstände zu Stande kommt;

2) in physiologischer Hinsicht. Hieher gehört die besondere Thätigkeit der Nervenhaut selbst und zugleich die physiologischen Farben, wie Goethe sie nannte, oder überhaupt die subjectiven Gesichtsphänomene;

3) in künstlerischer und ästhetischer Beziehung. Da das Gefühl des Schönen in der Malerei und Plastik zum Theil auf den Gesetzen des Sehens und der Construction unseres Auges beruht, so würden hier die betreffenden Momente herausgehoben werden müssen;

4) in medicinischer und psychologischer Rücksicht. Es fallen in diese Abtheilung die mannichfachen Aenderungen des Auges durch Krankheiten des übrigen Körpers oder durch die geistige Stimmung, die sich in ihm abspiegeln. In diese vierte Rubrik gehört also die Lehre vom menschlichen Blick.

(Zur Erläuterung des Folgenden wurde der Bau des Auges und die Art der Thätigkeit desselben beschrieben, was jedoch hier weggelassen wird, weil es größtentheils bekannter ist und ohne Zeichnungen selbst weder Interesse noch Deutlichkeit haben würde.)

Die Eigenthümlichkeiten des Blicks entstehen vorzüglich:

1) durch die Farbe des Auges und besonders der Iris. — Blaue Augen machen auf uns den Eindruck der Klarheit, Kälte und Sanftmuth, braune sind feuriger, leidenschaftlicher, durchdringender;

2) durch den Glanz, die Größe und die Wölbung des Augapfels und der Hornhaut insbesondere. — Gewölbtere Augen sind glänzender und glänzende Augen wirken durch ihre stärkere Lichtreflexion, wie ein Spiegel, blendend, fesselnd, bezaubernd. Sie erobern und herrschen oder sie haben, im Uebermaaß hervorstehend, auch wohl etwas Abstoßendes. Die Ursache der stärkeren Wölkung aber ist entweder Andrang der Säfte nach dem Auge, wie bei Betrunkenen oder einer heftigen Anspannung der Augenmuskeln, wodurch vorzüglich die Hornhaut eine größere Wölkung bekommt. Gesellt sich dazu eine weite Pupille, so erhält der Blick etwas Durchbohrendes, Verschlingendes;

3) hauptsächlich aber durch die Stellung und Bewegung der Augenlider, Augenbrauen und den Augapfel selbst. Die dadurch hervorgebrachten Verschiedenheiten des menschlichen Blicks sind so mannichfaltig, daß ich nur einige berühren kann. Kein Auge und kein Blick gleicht vollkommen dem anderen, je nach der verschiedenen Stimmung und Regung des Geistes, nach dem Zustand des Körpers, nach der Art der gewöhnlichen Beschäftigung des Menschen, nach dem Tragen von Brillen und nach vielen anderen Verhältnissen. Um mich jedoch aus diesem Labyrinth herauszufinden, will ich den unbewegten und den bewegten Blick scheiden und von jedem an einigen Beispielen zu zeigen suchen, wie seine Eigenthümlichkeit auf gewissen anatomischen Verhältnissen beruht.

I. Der unbewegte Blick.

Es treten hier besonders die Gegensätze des fixirenden und des betrachtenden Blicks hervor. Es giebt Menschen,

die beſtändig fixiren und andere, denen es ſchwer fällt, etwas ſcharf in das Auge zu faſſen. Das fixirende Auge ſieht nur mit dem gelben Fleck der Nervenhaut und verwendet ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf dieſe Eine ſcharfſichtigſte und vollkommenſte Stelle derſelben, das betrachtende Auge hingegen ſieht mit der ganzen Nervenhaut, und faſt jedem Punkte derſelben iſt ein gleicher Theil Aufmerkſamkeit zugewendet, es ſieht alſo verhältnißmäßig mehr mit dem ſchwachſichtigeren Abſchnitte der Netzhaut und die Aufmerkſamkeit iſt vertheilt. Der Convergenzpunkt der Sehaxen trifft bei fixirenden Augen gerade auf den Gegenſtand, beim betrachtenden nicht, indem die ſeitlichen Augenmuskeln entweder zu kräftig oder zu ſchwach wirken im Verhältniß zu der Nähe oder Ferne des Gegenſtandes der Aufmerkſamkeit. Der Horopter fällt dann entweder über den Gegenſtand hinaus oder er liegt näher als dieſer. Solche Augen müſſen deshalb nach optiſchen Geſetzen Alles undeutlicher oder ſelbſt doppelt ſehen, denn ſie ſehen über den Gegenſtand hinaus. Sie betrachten ihn, durchſchauen ihn aber nicht. Sie überſehen das Einzelne über der Menge, wogegen ſolche, deren Augen ſtets einzelne, beſtimmte Dinge treffen, zwar das Einzelne ſchärfer ſehen und erkennen, aber nicht ſelten das Ganze überſehen über dem Theil, die Gruppe über der einzelnen Figur, die Einheit über der Einzelnheit. Was dieſe Augen an Intenſität voraus haben, können jene gewinnen an Extenſität. Dieſes iſt der Blick des Taſſo, jener der des Antonio, jenes der kritiſche, der verſtändige, der Geſchäftsblick, dieſes der ideale.

Der *nicht* fixirende Blick erhält aber einen verſchiedenen Ausdruck, je nachdem der Convergenzpunkt der Sehaxen *vor* oder *hinter* dem geſehenen Gegenſtand liegt, ja Beides iſt auch die Folge verſchiedener geiſtiger Emotionen. In jenem Fall iſt nicht nur die Stellung der Augen ein leiſer Grad von Schielen nach innen (gegen die Naſe zu), ſondern auch

die Pupille iſt enger, in dieſem hingegen wird ſie weiter, als die Entfernung des Gegenſtandes und der Grad des einwirkenden Lichts es erfordert.

So ſehen die Menſchen kürzer, als es nach dem Bedürfniß des Sehens ſeyn ſollte, wenn ſie ſchläfrig ſind oder betrunken. Im Schlafe wird der Augapfel nach innen gedreht und die Pupille iſt enger trotz der Finſterniß, welche das Auge umgiebt.

Der Blick mit entfernterem Horopter kömmt bei einer größeren Anzahl von Zuſtänden und meiſtens vortheilhafteren geiſtigen Bewegungen vor. So gehört hieher der trunkene Blick mehr idealer Liebe, der Blick der Sehnſucht, Hoffnung und des Glaubens, welcher weit über die Erde hinaus gerichtet iſt, der ſchwärmende und prophetiſch ſchauende Blick, das nachdenkende Auge, der Blick der Künſtler, Dichter und tiefer Denker, aber auch der Blick der Zerſtreuung, des Entſetzens und des Todes. In allen dieſen Zuſtänden iſt er in die Ferne gerichtet oder fällt wenigſtens über den Gegenſtand der Aufmerkſamkeit hinaus. Er iſt betrachtend, überſchauend, aber nicht durchſchauend, er iſt nicht ſowohl ſinnlich, wie der vorige, als vielmehr ſinnend und trägt oft etwas Geiſtiges in ſich. Der Geiſt beherrſcht den Sinn, während beim fixirenden Blick das Auge in ſeinem vollen Rechte und der richtigen dioptriſchen Thätigkeit iſt. Der Menſch denkt dabei verhältnißmäßig mehr, als er ſieht. So iſt der liebende Blick einer Mutter nicht fixirend, ſie liebt mehr, als ſie ſieht. Im prophetiſchen Blick wird die ſelige Ruhe, die in dem vorigen lag, durch die größere Spannung geſtört, welche hier im ganzen Auge eintritt. Im Vorſichhinſtarren der Meditation fehlt der Glanz des Auges, aber auch hier iſt das Sehen ein unbeſtimmtes, die Pupille iſt weiter, der Geſichtspunkt ein entfernter. Im Tode endlich wenden ſich die weiten Pupillen gerad aus, die Sehaxen werden parallel, das Auge hat das Anſehen,

kürlich, und es beſteht zwiſchen ihnen und jenen geiſtigen Richtungen ein natürliches Band, das ihre Sehnen in Anſpannung verſetzt, wenn die entſprechende geiſtige Sehne angezogen wird.

Wenn nun jene geiſtige Beziehung der Augenmuskeln eine alte Erfahrung iſt, ſo iſt es weniger bekannt, daß dieſe Muskeln in ihrer Größe und Ausbildung bei verſchiedenen Menſchen ſehr differiren. Ich habe ſie bei Keinem von derſelben Stärke gefunden. Dieſe Verſchiedenheit kann theils die Folge ſeyn von einer beſonderen Uebung, da wir wiſſen, daß dadurch jeder Theil, wie jede Thätigkeit unſeres Körpers ſich vervollkommnet, ſie kann alſo entſtehen durch die Lebensart, häufige geiſtige Erregung in einer beſtimmten Richtung und andere Einflüſſe, aber ſie iſt ebenſo gewiß angeboren, wie Talente und Neigungen es ſo häufig ſind. Dem Naturforſcher iſt beſonders dieſe letztere, die angeborne Verſchiedenheit intereſſant, weil ſie ein Naurgeſetz enthält. Ich habe daher dieſe Muskeln in Zuſtänden unterſucht, die dem Einfluß des Willens und der äußeren Verhältniſſe nicht ihre Entſtehung verdanken, ſondern in der erſten natürlichen Anlage eines Menſchen ſchon begründet ſind, in dem Zuſtande des Alters und Geſchlechts. Die Bewegungen der kindlichen, weiblichen und männlichen Augen enthalten, ohngeachtet ſie im Weſentlichen durch dieſelben Muskeln ausgeführt werden, ſo manches Eigenthümliche, daß ich bewogen wurde, den anatomiſchen Unterſchied derſelben weiter zu verfolgen und namentlich die verſchiedene Kraft der einzelnen Augenmuskeln überhaupt und insbeſondere in Rückſicht auf Alter und Geſchlecht zu beſtimmen. Um aber dieſe ihre Kraft zu finden, womit ſie den Augapfel in Bewegung ſetzen, habe ich ſie mittelſt einer feinen Wage gewogen; denn ihr Gewicht muß bei übrigens gleichem Bau der Summe ihrer Faſern und dieſe wiederum dem Maaß von Kraft, das ein jeder von ihnen hat, entſprechen. Aus der Schwere derſelben konnte

ich alſo einen Schluß ziehen auf die beſondere natürliche Anlage, die bei verſchiedenen Menſchen zu beſtimmten Augenbewegungen vorhanden iſt. Als ich nun die Reihe angeſtellter Wägungen überſah, war es mir überraſchend, daß in beiden Geſchlechtern entgegengeſetzte Muskeln in der Regel die verhältnißmäßig vorherrſchenden waren und daß dieſe in Uebereinſtimmung ſtanden mit den beſonderen Richtungen des geiſtigen Lebens, welche der Pſyche jedes Geſchlechts ihre eigenthümliche Färbung geben. Man muß hierbei das allgemeine Gewichtsverhältniß der Augenmuskeln, das allen Menſchen zukömmt, von dem beſonderen unterſcheiden, welches einzelnen Abtheilungen des Menſchengeſchlechts, wie verſchiedenen Völkern, Altern, Geſchlechtern oder Gewerben, eigen iſt. In jedem Menſchen mit wenigen Ausnahmen iſt der Zornmuskel der ſtärkſte, dann folgt der Augenmuskel der Liebe, hierauf der der Sittſamkeit, dann der Stolzmuskel und endlich die beiden ſchiefen Augenmuskeln, welche die ſchwächſten ſind. Aber im weiblichen Auge fand ich faſt beſtändig den innern und den unteren Geraden, den Augenmuskel der Liebe und der Sittſamkeit, als die verhältnißmäßig, ja zum Theil abſolut vorherrſchenden, im männlichen Auge conſtanter den äußeren und den oberen, den Augenmuskel des Zorns und des Stolzes und Muthes. Es iſt aber bekannt, daß gerade dieſe die hervorſtechenden Gemüthsbewegungen beider Geſchlechter ſind. „Nach Freiheit ſtrebt der Mann, das Weib nach Sitte.“ Das gewöhnliche Leben zeigt es und leider geben ſo oft dem Arzt die Irrenhäuſer den traurigſten Beweis. Ein ſolches Verhältniß dieſer augenbewegenden Elemente, namentlich des inneren und äußeren Augenmuskels entſpricht aber auch dem Naturgeſetz, daß das weibliche Leben der Häuslichkeit, der Familie angehört, alſo dem nächſten Kreiſe, das männliche einem entfernteren, der Welt; denn der innere Augenmuskel, welcher ſtärker gefunden wurde im weiblichen Auge, bewirkt die Convergenz der Sehaxen und

dient folglich zum Sehen in die Nähe, während der äußere Augenmuskel den Parallelismus der Sehaxen herſtellt und alſo dann in vorherrſchende Thätigeit kömmt, ſobald wir unſeren Blick auf entfernte Gegenſtände richten. Selbſt der Kryſtallinſe des weiblichen Augapfels ſchien mir in der Regel gewölbter, alſo zum Naheſehen eingerichteter zu ſeyn, als die männliche.

Eine ſolche entgegengeſetzte Wirkung der Augenmuskeln drückt ſich aber nicht nur im bewegten, ſondern auch im ruhenden, unangeſtrengten Blick des männlichen und weiblichen Auges aus; denn ſie haben folgende Eigenthümlichkeiten. Das weibliche Auge zeichnet ſich aus durch Feinheit des Baues und daher auch durch größere Reizbarkeit. Es iſt zwar abſolut kleiner und leichter als das männliche, aber im Verhältniß zur Größe des Geſichts größer, als daſſelbe, was in Uebereinſtimmung ſteht mit dem Größenverhältniß des ihm ſo ſehr verwandten Gehirns, indem ein weiblicher Kopf zwar ein abſolut kleineres, aber im Verhältniß zum ganzen Körper größeres Gehirn enthält, als ein männlicher. Die Hornhaut iſt weniger gewölbt und ertheilt zum Theil durch dieſe Eigenſchaft dem weiblichen Blick eine größere Milde, wozu noch beiträgt, daß das obere Augenlid im weiblichen Auge gewöhnlich ein kleines Segment vom oberen Rande der Hornhaut bedeckt, beim männlichen nicht. Die Augenlideröffnung iſt dort enger, beim Mann weiter, der weibliche Augapfel eher zurücktretend in ſeine Höhle, als hervortretend, wie der männliche. Dies Alles zeigt hin auf ein Vorherrſchen des Augenlidſchließmuskels im weiblichen Sehwerkzeug, und ſeines Gegners, des Hebers des obern Augenlides im männlichen, ſelbſt im ruhenden Zuſtande. Daher iſt hier die Falte des oberen, wie des unteren Augenlides auch tiefer, das Lid ſelbſt ſcheinbar ſchmaler, die Augenwinkel, beſonders der äußere, größer, als im weiblichen Auge, deſſen Liderſpalte im Gegenſatz der mehr kreisförmigen des Mannes eher ein gewundenes, einem liegenden S ähnliches Anſehen

hat. Auch das von den Griechen ſogenannte feuchte Auge, das nur dem weiblichen Geſchlecht zukömmt, der Blick der Venus Urania findet vielleicht hierin ſeine phyſiologiſche Beziehung, wenn man mit Winckelmann annimmt, daß ſeine Eigenthümlichkeit in der liebreizenden Hebung des unteren Augenliedes ihren Grund hat; denn dieſe Hebung wird durch ein Uebergewicht deſſelben Muskels hervorgebracht, der die Augenlider ſchließt. Vielleicht wirken aber auch mit ein momentan größerer Glanz des Auges und eine ſtärkere Befeuchtung der Hornhaut durch Thränen. Wenigſtens iſt es eine andere Eigenthümlichkeit des weiblichen Sehwerkzeugs, daß die Organe der Thränenabſonderung in der Regel mehr entwickelt ſind, als im männlichen und hier und beſonders im kindlichen Auge wieder mehr, als in dem eines Greiſes. Damit das Auge nicht zu verſtändig und zu trocken werde, hat ihm die Natur den Quell der Thränen mitgegeben, der es befeuchtet, wenn die Rauhigkeit der Welt es zu hart trifft. Sie geben ihm das Weiche, den Glanz und das Gemüthliche. Ihre ſtärkere Abſonderung iſt gewöhnlich die Folge gemüthlicher Aufregung, wenn auch das Auge ununterbrochen ihres reinigenden Bades bedarf, will es nicht Durchſichtigkeit und Glanz einbüßen. Sie fließen dann über und ergießen das Uebermaaß der geiſtigen Reizung in die materielle Welt mittelſt einer heilſamen Derivation und Kriſe, ſo daß oft glücklicher zu nennen iſt, wer es kann, als wem dieſes Mittel, das Gleichgewicht der Seele wieder herzuſtellen, durch unvollkommene Entwickung der Thränenwerkzeuge verſagt iſt, wie es in der That auch ſonſt ſehr gemüthvolle Menſchen giebt, die aber nicht weinen können und andere, die durch lange Krankheiten oder das Alter dieſes Vermögen gänzlich verlieren, während im geſunden Zuſtande jede leichte Emotion der Seele ihre Augen befeuchtete. Wie es überhaupt nicht blos erhöhte Reizbarkeit, ſondern auch eine ſtärkere Ausbildung der entſprechenden Organe iſt, die

irgend eine Thätigkeit befördert, ſo iſt es auch hier. Das weibliche Auge vereinigt in Uebereinſtimmung mit der gemüthlichen Stimmung der weiblichen Seele dieſe zwei Bedingungen und ſeine lebhaftere und häufigere Thränenabſonderung iſt daher nicht ſowohl Folge einer Verweichlichung, als vielmehr in der ganzen geiſtigen und körperlichen Organiſation des Weibes begründet.

Sehe ich endlich auf die Eigenthümlichkeit, welche das Alter hervorbringt, ſo ähneln die Bewegungen des kindlichen Auges ſehr dem des weiblichen. Reinheit und Glätte, Klarheit, Glanz und Beweglichkeit, kurz Schönheit hat es voraus vor dem alternden Auge, wie man ja vielleicht überhaupt ſchöner in die Welt kömmt, als aus derſelben. Beim Neugebornen iſt nur noch nicht der Rhythmus des Blicks geordnet und es hat parallele Sehaxen und ſieht alſo in die Ferne. Die Bewegungen des Auges ſind noch ungelenk, wie die der Glieder, unregelmäßig und krampfhaft zuckend, wie die Augen eines Fiſches oder ſelbſt aſymmetriſch, wie die Augenbewegungen des Chamäleon und langſamer. Bald aber werden ſie von der Nähe angezogen, es beginnt die ſpätere ſo vollkommne Symmetrie des Blicks, das Kind lernt die Gegenſtände mit beiden Augen fixiren und ſie behalten das betrachtende, fernblickende Ausſehen nur noch durch ihr nahes Nebeneinanderſtehen einige Zeit. Mit dem allmähligen Breiterwerden des Geſichts und dem damit zuſammenhängenden zunehmenden Voneinandertreten der Augen verliert ſich auch dieſer Schein und damit der eigenthümliche ſchöne Ausdruck des kindlichen Blicks. Die Lebendigkeit und Flüchtigkeit der Bewegungen kindlicher Augen geht nach und nach in Beſtimmtheit, Schärfe und größere Kraft über und mit dem hohen Alter wird die Unruhe des Blicks mit Ruhe, die Leidenſchaftlichkeit mit Beſonnenheit oder Gleichgültigkeit auch im Ausdruck der Augen vertauſcht. Sie verſchleiern ſich allmählig vor der bunten

äußeren Welt, deren jugendliches Bild ſie nur noch in ſich bewahren. Der Blick wird wieder contemplativ und in die Ferne gerichtet und endet, wie er geboren, mit parallelen Sehaxen.

Was ich hier dargeſtellt, iſt nur ein kleines Fragment aus der Biographie des menſchlichen Auges. Es nimmt tauſend Farben an und wechſelt ſie mit wunderbarer Schnelligkeit, mit der Schnelligkeit des Augenblicks. Wie unſere Gedanken in einander übergehen oder überſpringen, ſo nimmt ſie das Auge treulich auf und bildet ſie, wie die Welt, auf ſeinem kleinen zarten und leuchtenden Kreiſe ab. Es iſt eben

— das Bild auf zartem Grunde
Es giebt ſich ſelber Licht und Glanz;
Ein andres iſt's zu jeder Stunde
Und immer iſt es friſch und ganz
Im engſten Raum iſt's ausgeführet,
Der kleinſte Rahme faßt es ein;
Doch alle Größe, die dich rühret,
Kennſt Du durch dieſes Bild allein.

Du kannſt wohl den Kryſtall mir nennen,
Ihm gleicht an Werth kein Edelſtein;
Er leuchtet, ohne je zu brennen,
Das ganze Weltall ſaugt er ein.
Der Himmel ſelbſt iſt abgemalet
In ſeinem wundervollen Ring
Und doch iſt, was er von ſich ſtrahlet,
Oft ſchöner, als was er empfing.

II.

Ueber Volkslieder

von

Schmidt,
Geheimen Regierungsrath zu Weimar.

Keine Nation iſt ſäumiger, das ihr eigenthümliche Gute und Schöne anzuerkennen, als die deutſche. Als zuerſt Herder die Deutſchen auf ihren Schatz an Volksliedern aufmerkſam machte, lagen bereits die mit aller typographiſchen Pracht ausgeſtatteten reichen Sammlungen alter engliſcher und ſchottiſcher Volkslieder von Percy, Herd, Ramſay und Andern vor, denen ſpäter noch Ritſon, W. Scott, Jamieſon, Finlay, Cromek, Smith, Motherwell, Chambers u. A. gefolgt ſind. Eine eigene Sammlung deutſcher Nationallieder hingegen exiſtirte damals noch nicht, wenigſtens bei weitem nicht in dem Umfange, welchen die genannten engliſchen Sammler ihren Werken gegeben haben. Herder giebt in ſeiner Sammlung von Volksliedern I. Lieder aus dem hohen Norden, II. aus dem Süden, III. aus Nordweſt (engliſche, ſchottiſche), IV. ſkaldiſche, V. deutſche, VI. Lieder der Wilden; allein die deutſchen bilden beinah die Minderzahl, ſobald man abſieht von den trefflichen Liederdichtungen mehrer genannter Dichter, als z. B. Simon Dach, Roberthin, Riſt, Opitz, Flemming, Claudius u. A., inſofern ſich nämlich fragen ließe, ob deren Geſänge auch wirklich in den Mund des Volkes übergegangen und Volkslieder in dem Sinne, welchen wir mit die-

ſem Begriff verbinden und gleich ausführlicher beſprechen werden, geworden ſeyen. Herder verweiſt in Anſehung der altdeutſchen Liederkunſt den deutſchen Sammlerfleiß auf Chroniken und deutſche Geſchichtswerke, in denen ſich hin und wieder ältere deutſche Lieder, ſey es theilweiſe auch nur fragmentariſch, erhalten haben. So findet ſich z. B. in Meibom's Sammlung (rerum Germanicarum T. III.) das Lied eines ſächſiſchen Prinzen, der nach einer unglücklichen Schlacht ſich dem Prieſter zum Opfer geben mußte. Es iſt rührend, hat aber nur noch eine Strophe:

Soll ich nun in Gottesfronden (der Prieſter) Hände
In meinen allerbeſten Tagen
Geben werden und ſterben ſo elende,
Das muß ich wohl klagen.
Wenn mir das Glücke füget hätte
Des Streits ein gutes Ende,
Dörft' ich nicht leiſten dieſe Wette (Strafe)
Netzen mit Blut die hiere (heiligen) Wände.

Erſt in neueſter Zeit ſind reichhaltige Sammlungen deutſcher Volkslieder erſchienen, und von dieſen ſteht die des Kriegsraths Kretzſchmer zu Berlin (vor einem Jahre zu Anclam verſtorben) oben an. Dieſer Muſikgelehrte, welcher ſich auch um die Geſchichte der Tonkunſt, namentlich durch ſeine Forſchungen über die Muſik der alten Griechen, große Verdienſte erworben, auch „Ideen zu einer Theorie der Muſik, 1833" herausgegeben hat, ſammelte mit großem Fleiß und Aufwand, ſo lang er lebte, nicht blos die Texte, ſondern auch die Originalweiſen der deutſchen Volkslieder, während ſeit der Herderſchen Sammlung zwar noch ſo viele andere Sammlungen entſtanden ſind, aber doch ebenfalls, wie z. B. die von Erlachiſche — die Singweiſen nicht mit enthalten und meiſt nicht berückſichtigen, was wirklich Volkslied iſt, wirklich in

dem Volke gedichtet und von ihm geſungen worden. Ein Lied aber, vorzüglich ein Volkslied, erhält erſt, wie ſchon Herder ſehr ſchön ausgeführt hat, durch die Weiſe Seele und Leben, und ſo verdienſtlich daher diejenige Sammlung vorzüglicher Volkslieder der bekannteſten Nationen in anderer Hinſicht bleibt, welche unter dem Titel „Halle der Völker" der Profeſſor Wolff zu Jena — bezüglich in gewandten Ueberſetzungen — erſt vor drei Jahren herausgegeben hat; ſo iſt ſie doch ebenfalls der melodiſchen Pſyche entkleidet. Genügender haben in dieſer Hinſicht die Sammler Irmler und Erk, ingleichen Baumſtark dem lyriſchen Zweck entſprochen; allein ihre Sammlungen erſcheinen doch arm gegen den Reichthum der Kretzſchmeriſchen. Kretzſchmer wurde, wie er dankbar rühmt, ganz vorzüglich durch den berühmten Muſikgelehrten und Sammler, Hofrath Kieſewetter zu Wien, ingleichen durch den Geheimen Rath von Haxthauſſen zu Berlin, Prof. Baumſtark zu Heidelberg und Prof. und Miniſterialrath D. Maßmann zu München unterſtützt. Ein Herr v. Zuccalmaglio zu Warſchau aber, der viele Jahre hindurch an dem Rhein und in dem ſteten Umgange mit dem Geheimen Hofrath Thibaut zu Heidelberg lebte und ſein Studium und ſeinen Sammlerfleiß beſonders den rheiniſchen und weſtphäliſchen Volksliedern zuwandte, hat das Verdienſt, nicht nur den Kriegsrath Kretzſchmer bereitwilligſt unterſtützt zu haben, ſondern auch deſſen ſehr verdienſtliches Unternehmen nach dem Tode deſſelben fortzuſetzen. Dem bereits erſchienenen 12. Hefte des Werks werden in der Kürze noch mehrere Hefte folgen.

Verweilen wir nun einen Augenblick bei dem Begriff und Weſen des Volksliedes im Allgemeinen, ſo muß daſſelbe mit Text und Weiſe in dem Volke entſtanden und im Munde deſſelben heimiſch ſeyn. Von dieſen Bedingungen hat ganz richtig Kretzſchmer die Aufnahme in ſeine Sammlung abhängig gemacht. Daß Volkslieder, bei denen jene Bedingun-

gen vorhanden ſind, der Empfindungsweiſe und ganzen Eigenthümlichkeit des Volkes entſprechen, iſt eine ſehr natürliche Folge. In der That findet man in ächten Volksliedern alle äußern Lebensverhältniſſe eines Volkes abgeſpiegelt, das Klima, in welchem es lebt, das Land, worin es wohnt, ſeine Sitten, ſeine Gewohnheiten und Gebräuche, ſeine Kriegsthaten und ſeine bürgerliche Verfaſſung. Die Volkslieder ſind das Buch ſeiner Geſchichte und vertreten die Stelle ſeiner Jahrbücher. Aber ſein Geſang beſchränkt ſich nicht blos auf Aeußeres; er ſtellt auch das innere Gemüthsleben eines Volkes dar, ſeine Bildung und Geſittung, ſeine Wünſche und ſeine Hoffnungen, ſeine Neigungen und ſeine Leidenſchaften. Der Nationalgeſang gleicht einem Prisma, das jeden eigenthümlichen Zug eines Volkes, ja das Volk ſelbſt vor unſern Augen erſcheinen läßt. Das Lied des Sicilianers führt uns das Leben eines Inſulaners vor, eines Küſtenbewohners, eines Fiſchers u. dergl., in der üppigſten Natur unter einem ſtets lachenden Himmel. Ein Lied aus der Ukraine enthüllt uns das kriegeriſche Leben des Koſaken, dieſes unzertrennlichen Gefährten ſeiner Lanze und ſeines Renners. Wir ſehen einen ſolchen Abenteurer durch die Steppen jagen und über den reißenden Strom ſetzen, frei und unabhängig, tapfer und treu ſein Daſeyn zwiſchen der Liebe und dem Kriege theilend. Der Geſang jedes Volkes hat ſein eigenthümliches Gepräge. Die leidenſchaftlichen Serenaden, welche man des Nachts in den Straßen von Rom vernimmt, haben etwas ſo Fremdartiges in ihrer Melodie, und ſo frappante Modulationen, daß ſie nicht leicht wiederzugeben und nach unſerm angenommenen Notenſyſteme aufzuzeichnen ſind. Eine andere Eigenthümlichkeit hat der Tyroler und der Steyermärker in ſeinem Geſang, die bei keinem andern bekannten Volke wieder vorkommt; das iſt das plötzliche Ueberſpringen von der vollen Bruſtſtimme zu den Tönen des Falſets (Jodeln). Dieſer ſtete Wechſel der

tiefen und hohen Töne derſelben Stimme in tanzartigen Rhythmen und Figuren entſpricht dem ununterbrochenen Frohſinn dieſer gemüthlichen Gebirgsbewohner und verliert ſich allmählich in der Schweiz, in den Karpathen, in Kärnthen und andern benachtbarten Gebirgsgegenden. Bei dem Liede des Lappländers ſehen wir das Rennthier mit ſeinem Schlitten über unabſehliche Schneeebenen und eisbedeckte See'n jagen, während deſſen Führer, um ſich die Langeweile eines langen einförmigen Weges zu vertreiben und vor ſehnſüchtiger Ungeduld, die Geliebte wieder zu ſehen, die Vögel und die Wolken über ſie befragt oder von ihr mit ſeinem Rennthier ſich unterhält. So ſpiegelt das Lied des Irländers ſeinen Charakter, ſeine Geſchichte und bürgerliche Stellung ab — herausfordernden Trotz, dem aber bald kleinmüthige Abſpannung folgt, einen ſtürmiſchen Ausbruch, der ſich in ſanfte Wehmuth auflöſt, Kummer in dem einen und Leichtſinn in dem andern Augenblicke, überhaupt aber jene romantiſche Miſchung von Fröhlichkeit und Trübſinn, wie ſie einem lebhaften Temperamente eigen iſt, welches das auf ihm laſtende Unrecht abzuſchütteln oder wenigſtens zu vergeſſen ſtrebt. In den alten ſpaniſchen und mauriſchen Geſängen ſpricht ſich nächſt der Rivalität und Feindſchaft beider Nationen hauptſächlich deren ritterthümliche Bravour und Galanterie, Stolz und leidenſchaftliche Ehrſucht aus. Die Geſangliebe früherer Zeiten, wo nach der beſtehenden Sitte eine Dame ihrem Anbeter es nicht vergeben haben würde, wenn er nicht regelmäßig unter ihrem Fenſter eine Serenade mit Romanzen und Liebesliedern zur Begleitung der Guitarre dargebracht hätte, hat ſich ſelbſt unter den Kriegsunruhen, welche ſo viele Jahre auf dem unglücklichen Lande laſteten, noch nicht völlig verloren, und das Klima mit allen Reizen der ſchönen ſüdlichen Natur regt noch fortwährend dazu auf.

Es würde jedoch zu weit führen, die Eigenthümlichkeiten

des Volksgeſanges aller Länder — ſey es auch mit der Beſchränkung auf unſern Welttheil — aufzuſuchen und zu zeichnen, geſchähe dies auch nur in den flüchtigſten Umriſſen. Wir gedachten vielmehr nur beiſpielsweiſe einiger ſolcher Landeseigenthümlichkeiten — gleichſam der Lokalfarben des Volksgeſanges —, weil auf ihnen gerade die ergreifendſte Wirkung auf das Gemüth beruht. Denn zu der anregenden Kraft des Geſanges an ſich, die durch eine langjährige Gewohnheit des Gehöres noch verſtärkt, ja verdoppelt wird, geſellt ſich das dem Menſchen angeborne Gefühl für die Heimath, die Vaterlandsliebe, deren Saiten berührt und in Schwingung verſetzt werden. Wurde der glänzende Erfolg, welchen Meyerbeer's Hugenotten bei den Pariſern machten, hauptſächlich durch den der Oper eingewebten kräftigen Kirchengeſang unſers Martin Luther erhöht, was müſſen erſt wir bei dem herrlichen: Eine veſte Burg iſt unſer Gott! empfinden, dieſem Kraftlied unſers unſterblichen Landsmannes, das uns ein unerſchütterliches Gottvertrauen einflößt, zugleich aber uns die Kämpfe unſers Glaubenshelden vergegenwärtiget und in mehr als Einer Beziehung unſer ganzes Nationalgefühl anſpricht? — Mag der Engländer ſein Rule Britannia oder ſein God save the King, der Franzoſe ſeine Marseillaise anſtimmen, auch wir haben, gleichwie Griechenland ſeinen Tyrtäus, unſern Körner, Stägeman und andere Dichter vaterländiſcher Geſänge, zu denen ein neuerſtandener, der wackere Niclas Becker zu Cöln mit ſeinem zeitgemäßen Rheinliede mit Anerkennung zu zählen iſt. Allein auch abgeſehen von ſolchen die Vaterlandsliebe unmittelbar anregenden Liedern, dieſem gewaltigen Hebel des ſich aufopfernden Patriotismus behaupten wir, daß auch bei andern blos Privatſituationen betreffenden Volksliedern mehr oder weniger das Gefühl für die Heimath, die Anhänglichkeit an alte lieb gewordene Zuſtände und eingelebte Verhältniſſe es iſt, welche, durch den

dem Ohre eingewohnten melodiſchen Anklang geweckt, dem Volkslied eine bezaubernde Wirkung verleiht. Urplötzlich vergegenwärtiget uns daſſelbe die fernſte Vergangenheit, die entlegenſte Oertlichkeit. Wir empfinden wieder, was uns in der Jugend — ja was ſchon unſere Aeltern, Groß- und Urältern rührte und ergötzte und eine reiche Scenerie breitet ſich vor unſerer Phantaſie und Erinnerung aus. Lebensfriſch erwachen ihr tauſend Perſönlichkeiten, tauſend anziehende Lebensauftritte; längſt verblichene Bilder gewinnen wieder neue Farben, und frühere Zuſtände mit ihren Oertlichkeiten, Sitten, Trachten und Gewohnheiten tauchen wieder aus dem Nebel der Vergangenheit. Dieſen Zauber übt ſchon eine von uns in früher Jugend gehörte Melodie; wie bedeutender aber wird die Wirkung, wenn auch die durch eine lange Gewohnheit lieb gewordenen Textworte hinzutreten! Dies iſt der Grund, aus welchem der Schweizer, ſo oft er in der Fremde ſeinen ranz des vaches (Kuhreihen) vernimmt, von einem unbezwinglichen Heimweh befallen wird, und dies das liebliche Motiv, welches der melodiſche Weigl in ſeiner „Schweizerfamilie" und der geiſtreiche Boeildieu in der „weißen Dame" ſo anmuthig zu benutzen wußten, wie denn bekanntlich der letztere auch zu dem Texte die feinſten und anſprechendſten Züge beigetragen hat. —

Man übertreibt wohl nicht, wenn man annimmt, daß nicht wenige Volkslieder ſelbſt dem Sprach-, Geſchichts- und Alterthumsforſcher manche intereſſante Seite darbieten, wie denn gewiß mehrere zu ihrem vollen Verſtändniß ſprachliche und antiquariſche Aufſchlüſſe erfordern. Gar viele derſelben, beſonders ſolche, die ihren Stoff aus Volksſagen, Legenden und geſchichtlichen Traditionen entlehnt haben, laſſen ſich auf ein ſehr hohes Alter zurückführen. Nun mögen freilich ſowohl die Texte als die dazu erfundenen Singweiſen auf dem weiten gefahrvollen Wege blos mündlicher Ueberlieferung durch ſo viele einander folgende Geſchlechter manche Aenderung und

Fälſchung erfahren haben; allein immer iſt doch wenigſtens der alterthümliche Kern derſelben noch mit Sicherheit zu erkennen, und zwar, was den poetiſchen Theil betrifft, durch ihre Uebereinſtimmung mit ältern Volksſagen, die als ſolche aber längſt verſchollen ſind und die Melodie anlangend, an dem noch hin und wieder wahrnehmbaren Gebrauch der alten griechiſchen und ſpäter ſo genannten Kirchentonarten.

Von einer andern Seite wird das Studium der Volkslieder wieder intereſſant durch die (vielleicht für den Dichter und Tonſetzer ſogar lehrreiche) Beobachtung der ſich darin kund gebenden Natur-Lyrik. Es iſt eben die naive kunſtloſe und unverkünſtelte Sprache des menſchlichen Gemüthes, welche ſich hier in Worten und Tönen äußert, und zwar bei aller Einfachheit oft ſo rührend und ergreifend, daß wir derſelben den Preis vor jeder irgend gedenkbaren Behandlung deſſelben Stoffes durch einen Kunſtgebildeten im Voraus zuerkennen möchten. In der Romanze oder Ballade wechſelt zwanglos und frei die epiſche mit der dramatiſchen Form; hier aber wie in dem eigentlichen Liede ſind Sprünge und kühne Würfe des Ideenganges nicht ſelten und die Phantaſie wird beſchäftiget, erſcheinende Lücken zu ergänzen. Ganz vorzüglich wird man überraſcht, ganz den Regeln der Aeſthetik entſprechend das Gräßliche und Grauenhafte meiſt nur leiſe angedeutet zu finden. Die Wirkung wird dadurch eher noch verſtärkt als geſchwächt; der Einbildungskraft bleibt überlaſſen, nach Belieben ſich das Gemälde auszuführen.

Eine fernere Eigenthümlichkeit iſt die Stellung eines feſt und ſich gleichbleibenden Refrains in der Mitte oder am Ende jeder Strophe, der ſich wie ein farbig Band durch die lyriſche Dichtung zieht, und dann nicht ſelten in ſeiner nächſten Umgebung ganz ſinn- und bedeutungslos erſcheint, da er mit derſelben in gar keinem Zuſammenhange ſteht. Dieſe Form wird erklärlich, denkt man ſich den Inhalt des Refrains als beſon-

ders charakteriſtiſch und gewichtig oder etwa, wie in den meiſten Fällen mit Grund anzunehmen iſt, zum Vortrag durch einen Chor beſtimmt. Hat doch auch Goethe von dieſer Form Gebrauch gemacht in ſeinem

Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Haide.

Sie dient gleichſam auch ſchon als akuſtiſches Mittel, die poetiſche Hauptonart des Liedes feſtzuhalten, wie denn überhaupt eine gewiſſe Klangſymmetrie meiſt auch den Texten nicht abzuſprechen iſt. Das Weſen des Liedes iſt ja Klang; ſeine Vollkommenheit liegt, wie auch Herder bemerkt, in dem melodiſchen Gange der Leidenſchaft oder Empfindung. Fehlt dieſer einem Liede, hat es keinen beſtimmten Farbenton, keine poetiſche Modulation, keinen gehaltenen Gang und Fortſetzung deſſelben, ſo iſt es kein Lied mehr.

Mit dem Texte hat nun auch der melodiſche Ausdruck die höchſte Einfachheit, Wahrheit und Natürlichkeit gemein. Beide ſcheinen, ſich gegenſeitig anſchmiegend und durchdringend, mit einander gleichzeitig entſtanden zu ſeyn. Gerade wie die Texte, ſo tragen auch die Weiſen, wie charaktervoll und gehalten ſie in rhythmiſcher, deklamatoriſcher und melodiſcher Hinſicht erſcheinen, doch eine gewiſſe Freiheit und Leichtigkeit ihrer Conception und Auffaſſung an ſich, und da nun auch die Textworte nicht immer, Strophe für Strophe, genau und ſtreng proſodiſch abgemeſſen und abgewogen ſind, vielmehr der vortragende Sänger durch Einſchaltung oder Auslaſſung einzelner Töne ſich zu helfen wiſſen muß, ſo führt dies von ſelbſt zu der Annahme, daß die Volkslieder mehr oder weniger durch Improviſation entſtanden ſeyn mögen, wie bekanntlich noch heut zu Tage, wenigſtens in den ſüdlichen Ländern, Ständchen u. dergl. meiſt improviſirt werden. Daß dieſe Fertigkeit vormals mehr als jetzt in dem Volke verbrei-

tet geweſen ſeyn möge, ſteht ohnehin zu vermuthen; man darf nur an die Minneſänger und an die Zünfte der Meiſterſänger denken. Zu bedauern iſt es freilich, daß in neuerer, mehr dem Realismus zugewendeter Zeit die Geſangfertigkeit ſich eher zu mindern als zu mehren ſcheint und die Herrſchaft der Phantaſie und Einbildungskraft in immer engere Grenzen zurückgedrängt wird. —

Wir haben vorhin von dem Volksgeſang der Tyroler und Steyermärker Alpenbewohner geſprochen. Eine bemerkenswerthe Eigenthümlichkeit deſſelben iſt noch dieſe, daß er ſich, dem immer heitren Humor dieſer Gebirgsbewohner entſprechend ausſchließlich in Dur-Tonarten äußert, während in Folge klimatiſcher und anderer Verhältniſſe die nordiſchen Volkslieder ausſchließlich die weiche Tonart, und dadurch etwas Klagendes und Melancholiſches haben. So iſt auch die weiche Tonart wenigſtens vorwaltend in den Liedern der Koſaken, der Ungarn, der Böhmen, des ſüdlichen Frankreichs und eines Theiles von Italien. Die deutſchen Volkslieder hingegen beobachten, wie es ſcheint, die richtige Mitte in dem Gebrauch der harten und der weichen Tonarten und es iſt hier kein nationales Uebergewicht der einen oder der andern Gattung wahrzunehmen. Sie wechſeln nur, je nachdem die Beſchaffenheit des Stoffes die eine oder die andere Gattung erfordert.

Es iſt die Frage angeregt worden, ob man Volkslieder einſtimmig, wie ſie urſprünglich ſind, zu Gehör bringen ſolle, oder ob ſie zweckmäßiger- oder doch zuverläſſigerweiſe mit der harmoniſchen Begleitung zweier oder mehrerer Stimmen zu verſehen ſeyen. Kretzſchmer entſcheidet ſich für das Erſtere; er ſagt: Volksmelodie'n ſind die Erfindung des bloßen Naturtalentes, welches nicht ſo, wie der kunſtgebildete Tonſetzer, in dem Momente einer melodiſchen Schöpfung auch ſogleich deren harmoniſche Verhältniſſe ſchon von ſelbſt mitempfindet und in das Auge faßt. Während es dem letztern, weil er

durch das Studium des Harmonik einmal darauf eingeübt, ganz unmöglich iſt, eine Melodie ohne Harmonie, ohne Zugrundlegung des Dreiklanges auch nur zu denken, iſt der Tondichter aus dem Volke nur auf Melodie angewieſen, die ſelbſtſtändig, wie ſie iſt, keiner Harmonie bedarf und ohne dieſe weit inniger und rührender wirkt, als mit derſelben. Sie iſt ſo auch der kunſtloſen Menge weit eingänglicher, und pflanzt ſich deſto leichter von Mund zu Mund fort. Die Melodie z. B., welche Holtei zu dem Mantellied in ſeiner „Lenore" gewählt und dadurch neuerdings wieder recht in Umlauf gebracht hat, gehört urſprünglich zu dem Lied von den drei gefangenen Reitern und iſt ſchon im 17. Jahrhundert entſtanden, wahrſcheinlich am Oberrhein, von wo ſie ſich durch ganz Deutſchland verbreitet hat. Kretzſchmer hörte ſie im Jahr 1791 bei Anclam, alſo unfern der Oſtſee, von Landmädchen bei dem Spinnen ſingen. Die Liederweiſen: „Es taget aus dem Oſten" und „Es war einmal ein Schuhmachergeſell" ſind jedenfalls vor dem 15. Jahrhundert entſtanden; andere, z. B. „Ein Jäger aus Kurpfalz" oder „Jungfer, ich will ihr was zu rathen aufgeben" haben ihren Urſprung wenigſtens in dem 16. oder 17. Jahrhundert. Der genannte Liederſammler findet höchſtens eine einfache zweite Stimme in Terzen, Sexten und Quinten, wo ſie möglich iſt, zuläſſig, weil ſie der Selbſtſtändigkeit der Melodie nichts ſchade und ſelbſt von dem Volke ſchon bei ſeinem Singen ſehr häufig angewendet werde, wogegen eine vollſtändige Dreiklangsharmonie dem Volksliede immer ſchädlich ſey. — Nun muß man zugeben, daß ſehr viele Volksmelodieen, vorzugsweiſe jedoch nur die nordeuropäiſchen und außereuropäiſchen, ſich oft nicht oder doch nur ſehr ſchwierig harmoniſch behandeln laſſen. Selbſt Haydn und Beethoven haben dies empfunden, als ſie ſich auf beſonderes Bitten der Aufgabe unterzogen, engliſche und ſchottiſche Nationalmelodieen in Harmonie zu ſetzen. Allerdings

läßt ſich daraus ſchließen, daß die Erfinder ſolcher Melodieen gänzlich ohne Kunſtbildung ſeyn und von der Harmonie keine Ahnung haben mußten. Allein auf der andern Seite legt doch ſchon die Begleitung einer zweiten Stimme in Terzen, Sexten und Quinten den Sinn des Volkes für Harmonie zu Tage, und es findet ſich wenigſtens bei deutſchen Volksmelodien jene Schwierigkeit der Harmoniſirung äußerſt ſelten oder nie; ja, das vorhin erwähnte „Jodeln" der Tyroler und Steyermärker beruht vielmehr ganz augenſcheinlich auf der vollſtändigen Dreiklangsharmonie. Auch ſingt das deutſche Volk gewöhnlich mehrſtimmig, und Zuccalmaglio meint gerade in dem ungebildeten Theile deſſelben einen freien Sinn für Harmonie zu finden, der ihm angeboren und ein Erbtheil des deutſchen Stammes, auch gewiß der Grund ſey, warum ſo viele hohe Tonmeiſter aus demſelben hervorgegangen. Er achtet in vielen der Geſänge Weiſe und Klang ſo innig verſchmolzen, daß ſie ſich nicht trennen laſſen und hat daher ſeinerſeits dieſelben vollſtimmig mit Andeutung der Singart geliefert.

Es ließen ſich dieſen flüchtigen Bemerkungen über die Natur des Volksliedes leicht noch mehrere anreihen. Allein dies hieße wohl einen Raub an der koſtbaren Zeit begehen, die wir füglicher den liebenswürdigen Gehülfinnen zuwenden, welche die Güte haben wollen, eine kleine Liedergallerie von den Völkern Europa's vorzuführen, das beſte Mittel, obige Bemerkungen zu prüfen und noch andere mehr daraus zu entwickeln. Nur Eine ſey zum Schluß noch erwähnt. Gebirgsgegenden ſind es, in denen vorzugsweiſe der Volksgeſang zu gedeihen ſcheint. Die romantiſche Stimmung des Gemüthes, durch erhabene Naturſcenerie angeregt, das Gefühl der Freiheit auf den Bergen, die größere Muße, welche der Lebensberuf der Bergbewohner gewährt, in Verbindung mit einer gemüthlichen Geſelligkeit u. dergl. mögen die Urſachen ſeyn;

die örtliche Erhebung ſcheint immer auch eine geiſtige zur Folge zu haben. Wie zeichnet ſich ſchon unſer Thüringen vor den platten Gegenden z. B. der Mark muſikaliſch aus! Es verhält ſich mit den Volksliedern, wie mit den wildwachſenden, ohne Kultur und Kunſthülfe gedeihenden Blumen und Pflanzen, von denen gerade die der höchſten Schönheit, der zarteſten und feinſten Structur und Formen der Botaniker auf Gebirgen und Waldhöhen findet. Wir begegnen Volksliedern in Menge, die in Wort und Ton ſo zart gedacht und empfunden ſind, daß ihrer Production weder Goethe noch Maria von Weber ſich zu ſchämen gehabt haben würde.

Vorgetragene Muſterſtücke.

Deutſch: Romanzen: Die Blutbraut (9. und 10. Heft der Kretzſchmeriſchen Sammlung, Nr. 49), ein hohes Alterthum an der Stirn tragend. Der Roßlauf (ebendaſ. Nr. 1). Liebestreue (ebendaſ. Nr. 11). Die Losgekaufte (3. Heft der Kr. S. Nr. 102). Der geſpenſtige Reiter (9. u. 10. Heft d. Kr. S. Nr. 27). Brauterwachen (ebendaſ. Nr. 29). Verräthers Reue (2. Heft d. Kr. S. Nr. 63). Rückkehr vom Tanzfeſte (ebendaſ. Nr. 68). Erlkönigs Tochter (1. Heft d. Kr. S. Nr. 8). Lieder: Das Traumbild (3. Heft d. Kr. S. Nr. 78). Dursli und Bäbeli (ebendaſ. Nr. 84). Das Kloſterfräulein (ebendaſ. Nr. 109). Unter dem Kreuzle (ebendaſ. Nr. 110). Huhn im Garten (ebendaſ. Nr. 117). Treuſchwur (7. u. 8. Heft d. Kr. S. Nr. 252). Wiederkehr (ebendaſ. Nr. 276). Herzentauſch (ebendaſ. Nr. 264). Scheiden (ebendaſ. Nr. 287). Liebeswerbung (3. Heft d. Kr. S. Nr. 111). An den Geliebten (7. u. 8. Heft d. Kr. S. Nr. 302). Schwediſch: Die Königskinder (1. Heft d. Kr. S. Nr. 27). Der Unck (Lindblad Nordenſaat, 2. Heft Nr. 9).

Aus Kleinasien.

Von

Ritter D. von Schubert,
Professor zu München.

Smyrna, den 12ten October 1836.

Eben jetzt, in dieſen Monatstagen ſind es 27 Jahre geworden, ſeitdem mir in N. durch E. v. H. der Zugang in Ihr theures Haus, und, was viel mehr iſt, in die Hausgenoſſenſchaft Ihres an Liebe reichen Herzens eröffnet wurde, daraus mir ſpäter, wenn ich's am meiſten bedurfte, ſo manche Aufrichtung und Bekräftigung gekommen iſt. Was uns damals ſo bald befreundete, das war die gemeinſame Liebe zu einem hohen, edlen Geiſte, zu einem großen Verſtorbenen, der Ihnen in ſeinen Schriften, mir aber überdieß auch durch Wort und That ein Führer auf der Bahn des Erkennens und Wirkens geweſen iſt: die gemeinſame Liebe zu Herder. Das Andenken an dieſen theuren Mann iſt mir auf meiner jetzigen Reiſe, iſt mir namentlich in den letzten Tagen derſelben, auf der Fahrt durch den Propontis und vorüber an den Küſten von Troja, mit einer ſolchen Lebendigkeit nachgegangen, daß mir ganze Stellen aus ſeinen Werken, als läſe ich ſie eben jetzt, vor die Seele traten, daß mir es war, als ſey ich erſt geſtern in Weimar geweſen, und habe die Stimme vernommen, welche längſt für das Ohr aus Staub, nicht aber für ein Herz voll dankbarer Liebe und Ehrfurcht verſtummt iſt. Mit wem ſollte ich dieſe Gefühle, in denen ſich die Eindrücke einer mir neuen wahrhaft herrlichen Umgebung mit werthen Erinnerungen der vergangenen Jahre miſchen, lieber theilen mögen als mit Ihnen, deſſen befreundetes Gemüth auch das

mit Nachſicht hinnehmen wird, was der alte, von dem heutigen Taglaut ziemlich ermüdete Wandersmann nur etwa in matten Umriſſen anzudeuten vermag.

Wir fuhren, am geſtrigen Nachmittag und Abend, ganz nahe an den Ufern von Lesbos hin, an denen unſer Dampfſchiff mehrere ſeiner Reiſenden ans Land ſetzte. Wenn der eine Sinn recht lebendig aufgeregt iſt, da tönen leicht auch die Saiten der anderen Sinne mit. Als ich ſo nahe in dieſe grünen Schluchten der hohen Berge, in die Haine der Terebinthen und Granaten, in die Gärten der Feigen und Orangen hineinblickte, da war es mir immer, als hörte ich Muſik und ſingende Menſchenſtimmen. Die Hirten, dort auf dem Hügel, waren zu fern, als daß die Töne von ihnen kommen konnten, auch die Fiſcher ſangen nicht: es war mein eigned Ohr, welches, an dem Entzücken des Anges theilnehmend, das Rauſchen der Schiffsräder und die Brandung am Felſen in ſolche Melodieen verwandelt hatte. Warum ſollte der Geiſt, welcher in der erhaben ſchönen Natur dieſes Eilandes waltet, nicht noch einmal, wie in älteren Tagen, den Geiſt einer Sappho und eines Alkäos zu Geſängen, den eines Theophraſt zu Gedanken der Weisheit anregen können?

Am Abend ergoſſen ſich Ströme von Feuer an den Hügeln herauf- und herunterwärts. Die Hirten hatten das dürre Gras und Gebüſch angezündet, um dem Boden für die Zeit der nahen Herbſtregen eine freilich leicht zu habende Düngung zu bereiten, welche jedoch dem Lande ſchon durch den Schaden, den die Flamme nebenbei an dem jungen Nachwuchs der Bäume und an den noch übrigen Reſten der Waldungen anrichtet, theuer genug zu ſtehen kommt. Doch die türkiſche Sitte will das ſo, in welcher ſich noch immer die alte Luſt des Volkes am Senzen und Brennen regt.

Statt der türkiſch griechiſchen Luſtfeuer hatten wir bald nur die hellglänzenden Sterne am durchſichtig klaren Himmel

vor Augen; das Meer war ruhig, nur vom Lande her wehte ein ſanfter, kühlender Wind. Ich hatte in mehreren der vorhergehenden Nächte nur wenig geſchlafen, das Ausruhen in der bequem eingerichteten Kajüte that wohl, ſchlafend war ich in den Meerbuſen von Smyrna gekommen; noch bei Nacht hatte ſich das Schiff im Hafen der Stadt vor Anker gelegt. Das Läuten einiger kleinen Betglöckchen vom chriſtlichen Frankenquartier her weckte mich aus meinen Morgenträumen; ſchon vor Aufgang der Sonne war ich auf dem Verdeck. Da lag das alte Smyrna mit ſeiner Burg, umgeben von Trümmern und kleinen Cypreſſenhainen vor mir, auf dem Minſtuſiahügel, unten am Meere hin, weit ausgedehnt, zwiſchen den Gärten die Orangen und Feigen, die neuere jetzige Stadt. Strabo, den einſt die Herrlichkeit des alten Smyrna mit Entzücken erfüllte, würde da, wo die „ſchöne Stadt" ſtand, nur Trümmer finden; das neue Smyrna, mit ſeinen engen, ſchmutzigen Gaſſen, geſchmacklos prunkenden Moſcheen, Brunnenhäuſern, reich beſetzten Bazars und ſelbſt mit den modern-europäiſchen Gebäuden am Hafen, würde mehr nur ſeine Verwunderung als Bewunderung erregen.

Und dennoch iſt ja der erhaben ſchöne Sipylosberg, deſſen Majeſtät die niederen Vorberge beherrſcht, derſelbe geblieben; es iſt noch dieſelbe Sonne, welche die Jahreszeiten heraufführt, deren Werke und Zeugungen dort in der nachbarlichen, nördlichen Bucht von Cyme (jetzt Sandorbi) der Dichter der Werke und Tage, Heſiod beſang. Wenn auch die Fülle der Natur, ſeitdem die Barbarei der neueren Bewohner, namentlich der Türken, den Bergen umher ihre ſchattenden Bäume und hiermit den Quellen ihren Reichthum genommen, von den nachbarlichen Höhen hinweggewandert iſt, ſo hat ſie dennoch unten im Thal und in den Schluchten der Berge, vor allen am Meleſsflüßchen hinan, ſich ein Abſteigequartier vorbehalten; denn in der That dieſe Gegend iſt, wenn auch nicht,

wie die Bewohner von Smyrna es wollen, ein Paradies, doch eine paradieſiſch ſchöne zu nennen und die Sage, daß der Dichter der Iliade oder Odyſſee gern und öfter dort verweilte, ſteht in keinem Widerſpruch mit dem Genius, der in Homer's Geſängen waltet.

Der erſte Eindruck, den das Herumwandeln und das Verweilen in einer türkiſchen Stadt auf uns Söhne des Weſtens macht, kann einigermaßen an den erinnern, welchen das Hineintreten in einen Stall voll ruhig am Boden liegender, wiederkäuender Stiere erregt, wenn man ſoeben aus einer Menagerie kam, in welcher die Schaaren der munteren Affen mit tauſendfältigen Sprüngen ſich beluſtigten, Papageien und andere ſchreiende Vögel ihre Stimmen vernehmen ließen. Uns war, nach einem ſchon mehrwöchentlichen Verweilen unter Türken, jener Eindruck nicht mehr ganz neu, aber er ward uns dies wieder, als wir, in einer ſpäteren Vormittagsſtunde aus der geräuſchvollen Gegend am Hafen, in welcher die meiſten Europäer ſich herumtreiben, und aus dem Stadtviertel der Griechen hinüberkamen in die türkiſchen Bazars und in die zunächſt nur von Türken bewohnten Gaſſen. Wie ſtill und ſchweigſam betreibt da der Muſelmann ſein Werk des Tages; er weiß den bärtigen Mund zu etwas Anderem zu brauchen als zum Schwatzen, zum Rauchen des Tabaks; ſeine Sprache hat für „Lebenslauf" kein Wort, denn er pflegt das Leben lieber mit untergeſchlagnen Beinen zu verſitzen als zu verlaufen. Man geht unter dem gemeinſamen Zeltendache der Kaufmannsläden hin; es wird da viel gekauft und verkauft; die meiſten Käufer erfragen und bezahlen den Preis der Waaren, ohne ein weitres Wort zu verlieren, ſelbſt die dicht verſchleierten Frauen treten in ihren leichten Pantoffeln leiſe einher und ſparen den Drang zu reden für das geſellige Vergnügen der Bäder, oder für die Beſuche in den Harems auf. Man tritt in ein vollbeſetztes türkiſches Kaffeehaus, und ſiehe, auch da

wird die Andacht des Tabakrauchens nur ſelten durch Worte oder durch den ſchrillenden Geſang eines Zigeunerbuben unterbrochen. Außen auf den Gaſſen dieſer Stadttheile hört man niemals das Geraſſel der Kutſchen oder Wagen; geräuſchlos und bedächtig ſchreiten die Kameele, dieſe lebendigen Laſtwagen des Orients über den ungepflaſterten Boden hin, ſelbſt die verwilderten Hunde, die man hin und wieder auf den Straßen und freien Plätzen ſieht, ſchweigen am Tage; es iſt, als ſollten hier alle Creaturen ans Schweigen gewöhnt werden.

Unter einer Laube der blühenden Roſen und des Jasmins hatten wir in dem Gaſthaus einer Griechin, das man uns in Conſtantinopel empfohlen, das Mittagseſſen genommen; ich ſehnte mich hinaus ins Freie, ans Ufer des Meeres und auf den leicht erreichbaren Hügel der alten Akropolis. Ich habe zu andrer Zeit die Luft von Neapel und Nizza geathmet, den Duft ihrer Orangengärten genoſſen, das Schlagen der Meereswellen im Norden des deutſchen Vaterlandes, an den Küſten des ſüdlicheren Europas vernommen, jetzt aber, an den Küſten von Kleinaſien erſchien mir das Alles dennoch neu und anders; es liegt hier in jenen Anregungen des ſinnlichen Gefühles etwas ſo Weiches, und ich möchte ſagen, Auflöſendes, als ich es nirgends ſonſt empfunden. Man räth den Hypochondriſten zur Linderung und Heilung ihres Uebels den Beſuch der Meeresküſten, das Einathmen der Seeluft an; bei ihnen ſtockt das innere, durch alle Regionen der Leiblichkeit gehende Ein- und Ausathmen der Lebensluft: laßt Viele von ihnen hieher gehen, in die Bucht von Smyrna, die Stockung wird ſich heben, das einſeitig Erſtarrte wird ſich auflöſen; der zu ſehr überreizbare Europäer wird vielleicht von dem Türken die ſchweigſame Reſignation lernen.

An der alten Burg iſt nicht viel mehr zu ſehen; wenn der marmorne, weibliche Kopf am Thore, den die Türken öfters zum Zielpunkt ihrer Piſtolen gewählt haben, aus alter

Zeit ist, dann mag er sich die Entstellung durch die Jahre gefallen lassen; die einst so schön zusammengefügten Gesteine und architektonischen Zierrathen des alten, einst in der Nähe der Burg gelegnen Theaters sind schon längst dort unten, in der neueren Stadt zu einem Stück- und Flickwerk der verschiedensten Gebäude, zu Gefäßen der Ehren und der Unehren, zu Backöfen, zu Wänden der Moscheen und der Kaufläden, zu Badehäusern und Badewannen geworden; wer möchte in ihrer jetzigen Verwandlung sie erkennen und aufsuchen?

Beim Herabgehen vom Burgberge führte uns der Weg, den wir heimwärts einschlugen, an einer alten, hohen Cypresse vorüber, welche hoch am Hügel an einer Felsenplatte stehet. Hier ist eine Stelle, die von den Mohamedanern und Christen gleich hoch in Ehren gehalten wird. Da, wo die Cypresse schattet, auf dem Forum des alten Smyrna, soll die Stätte gewesen seyn, an welcher Polycarpus, der Schüler St. Johannes des Evangelisten, den Zeugentod für den Namen seines Herrn erlitt. Hier waren wir beide, Sie und ich, schon als Jünglinge im Geiste oft und gern gewesen; Herder in seinen einfach erhabnen, tief ergreifenden Legenden hatte uns dahin, hatte uns zu Polycarp, dem treuen Zeugen, geführt. Die Sonne war hinter dem westlichen Gebirgssaume hinabgesunken, ein Türke kniete in der Nähe der Steinplatte und verrichtete, gegen Mekka gekehrt, sein Abendgebet. Unser Führer erzählte uns, daß die Türken öfters, in Zeiten der häuslichen Noth wie der Freude, hier auf der Felsenplatte dem heiligen Polikarp zu Ehren ein Lamm schlachten, dessen Fleisch sie den Armen vertheilen.

Es war dunkle Nacht geworden, als wir durch die unbeleuchteten winklichen Straßen der unteren Stadt zogen. Ohne Führer hätten wir uns nicht zu unserem weit abgelegenen Gasthaus gefunden. Ich nahm da eine europäische Zeitung in die Hand, doch die Lectüre wollte mir nicht behagen. Wie

zufrieden lebt der Orientale ohne Zeitungen und Zeitſchriften! — Die Hitze in meinem Zimmer ließ mich noch an keinen Schlaf denken. Ich ſetzte mich zu einem ſchreibenden Amerikaner und zum ſüß ſchlummernden Sohne unſerer Wirthin heraus in die Laube des Hofes und ſchrieb dieſe Zeilen, an denen ihr Leſer mehr auf die Liebe, die ſie ihrem Schreiber eingab, als auf den Ausdruck der Ermüdung ſehen möge, der daran haftet. — —

Am 3ten November.

Noch ſind wir in Smyrna, und ſo wie dieſer Brief in einer der erſten Stunden unſres hieſigen Aufenthaltes begonnen wurde, mag ihn jetzt eine der letzten vor der Weiterreiſe zum Ende führen.

Ja, das war Joniens Himmel, unter deſſen klarem Blau und kräftig anregendem Einfluſſe ich dieſe letzten Wochen verleben durfte. Fürwahr, mir iſt es, als ſey ich nicht um ſo viele Tage älter, ſondern als ſey ich um mehrere Jahre jünger geworden; was ich als Jüngling im Spiegel des lebendigen Wortes und der Schriften wie ein Panorama geſehen, und was mich damals mit Wehmuth und Entzücken erfüllte, das habe ich nun mit eigenen Augen beſchaut, mit Händen betaſtet, mit eigenen Füßen durchwandelt.

Wir ſind in der Zwiſchenzeit, vom 12. October bis heute, viel herum gereiſt, und hätten es noch mehr gethan, wenn nicht die von Conſtantinopel über Bruſſa her ſich nahende Peſt, welche bereits auch hier in Smyrna ſich anmeldet, und das uns nothwendige Sparen mit Zeit und Mitteln der Wanderluſt Gränzen ſetzte. Wir haben die Grabſtätten einiger der gemeinſamſten Herrlichkeiten des alten aſiatiſchen Joniens, haben die Trümmer von Epheſus und Sardes, die Ufer des Kayſtros und des goldreichen Pactolus beſucht, den Grabhügel

des Alyattes am ſtillen Gygäus-See, Themiſtokles' letzten Ruheſitz, das noch immer anlockend ſchöne Magneſia und Niobe's Heimath geſehen.

Wenn ich zuweilen, auf einer der Berghöhen des Landes ſtehend, rings umher blickte, da wiederholte ich mir oft: dies iſt Jonia — welches Land war es vor Zeiten, und welches jetzt! — Der Freund und Forſcher der Natur, welcher etwa mit einer Flora des Landes oder mit einer Beſchreibung ſeiner Gebirgsarten in der Hand die verſchiedenen Gegenden der Erde durchzieht, der findet, auch nach Jahren, dieſelben Formen und Gewächſe, dieſelben Geſteine noch an demſelben Orte; jeder Frühling durchwebt das Grün der Thäler und Hügel mit denſelben Blumen, die zu Theophraſts des Ereſiers oder zu Tournefort's Zeiten hier prangten: nur der Geiſt läßt ſich von keiner irdiſchen Stätte fortbannen; er waltet heute hier, morgen da, ja erſcheint zuweilen auf Jahrtauſende von den Völkern und Ländern gewichen, bei denen er einſt am liebſten verweilte. Nehmen wir die geiſtige Flora, die Beſchreibung der Blüthenzeit Kleinaſiens und ſeines alten Volkes zur Hand und durchwandern dann die Standorte jener Lebensbäume, die uns die Geſchichte jener Tage nennt, wie iſt da überall der Boden zur geiſtigen Einöde geworden! Hier an der Küſte des ägäiſchen und ikariſchen Meeres hinab, hereinwärts zum Meerbuſen von Smyrna ſelber, darf ſich jede kleine Strecke Landes rühmen, die Erzeugerin eines der geprieſenſten Heroen im Gebiet der Wiſſenſchaft oder Kunſt zu ſeyn. Homer's Jugendland, Heſiod's und Anakreon's Geburtsſtätten, die Wohnſitze des Thales, Anaximander, Anaximenes und des Anaxagoras, des Heraklit und des Bias, die Wiege des hehren Pythagoras und der Väter der Joniſchen Baukunſt Rhökos und der beiden Apollodoros, die der hochgeprieſenen Meiſter der Malerkunſt Parrhaſius, Zeuxis und Apelles; des großen Bildhauers Praxiteles, der Geburtsort des Vaters der

Geſchichte Herodot, dann jenen der Begründer der wiſſenſchaftlichen Arzneikunde Hippokrates und Galenus; ſie alle, dieſe Standorte der geiſtigen Blüthen Joniens lagen an dem ſchmalen Saume dieſer Meeresküſte hinab, deſſen längſte Ausdehnung nur etwa 30 Meilen beträgt. Die Rohrflöte des Kameelhirten, wenn er ſein Abendlied bläſt, tönet ſo trauernd, daß der fremde Wandrer wähnen möchte, der Hirt der Wüſte fühlte daſſelbe, was ihn bei dem Blick über die Trümmer hier mit Wehmuth erfüllt; aber wenn man den jetzigen Bewohner dieſer Gegenden fragt, wie die Stadt geheißen, zwiſchen deren geſtürzten Marmorſäulen er ſein Obdach hat, er weiß das nicht und was ſollte der türkiſche Fiſcher von Heſiod, von Thales, von Herodot wiſſen.

Es war ein Tag ſo klar, aber auch ſo heiß, wie etwa bei uns die Tage der Ernte im Juli und Auguſt es ſind, als wir am 19. October den Ritt nach Epheſus antraten. Unſre Thiere, darunter etliche Eſel, waren nicht die ſchnellſten, man hat aber auch hier in dieſem Lande nicht ſolche Eile, wie bei uns; denn wie gern verweilt man auf der Anhöhe jenſeit Sedikoi, dem Landſitz einiger vornehmen Franken und jenſeit des Waldes der immer grünenden Eichen bei der Ausſicht nach den Felſenhöhen der ſüdlichen Landzunge des Smyrnäiſchen Buſens oder nach den Gebirgen, die ſich vom Sipylus und Tmolus nach der Ebene herabziehen. Und nicht nur das Ferne, auch ſchon das Nahe hat hier ſeinen wundervollen Reiz; man läßt es ſich gern gefallen, die heißeſten Stunden des Tages am Ufer des noch immer waſſerreichen Holeſus im Schatten einer uralten Platane zu verträumen und zu verſchwatzen. Ohnehin lud die Ebene, über die wir jenſeits Trianda (am Holeſus) hinritten, nicht mehr zum Verweilen ein, hier hatten die Turkomanen erſt vor Kurzem ihre Mordbrennereien am dürren Gras und leicht entzündlichen Gebüſch verübt, alles Grün war zu Kohle und Aſche verbrannt, ſelbſt an den einzeln ſtehenden

Corinthen und Terebinthen waren nur die oberſten Zweige den Flammen entgangen, die Stämme ſtanden geſchwärzt und rußig da, manche vielleicht für immer der Lebenskraft beraubt. Der Wind aus Süden wehete dabei ſo heiß, wie aus einem Gluthfeuer; wir eilten, ſo ſehr unſre Thiere dies vermochten, aus der Brandſtätte hinweg, nach den zur Rechten gelegenen ſchattigen Hügeln, auf deren einem, zwiſchen Bäumen und Gebüſch, die Ruinen von Metropolis, anſehnlich genug, ſich zeigen. Vorüber an den Zelten einer Turkomanenhorde, zu der ſich eine Schaar der verwilderten Hunde geſellt hatte, kamen wir zuerſt unter dem Schatten der Wallnußbäume zu der Stätte der Gräber, auf deren Marmorſteinen die alten griechiſchen Inſchriften zum Theil noch lesbar ſind. Die, deren längſt verſtäubtes Gebein einſt hier ruhete, ſind noch in Frieden zu ihrer Gruft gekommen, jene aber, welche Timurlenk hinſchlachtete, als er die Trümmer der von ihm zerſtörten Stadt über den Hügelabhang herabſtreute, fanden keine Hand, welche ihre blutigen Leichname begrub. Aus den Trümmern der alten, lydiſchen Mutterſtadt hat ſich, am Fuße des Hügels, auf welchem die verödeten Mauern der Akropolis und des Theaters ſtehen, das von Türken bewohnte Dorf Janikoi erbaut, deſſen anmuthige Umgegend uns ſo wohl gefiel, daß wir, obwohl noch ſehr früh am Tage, es zu unſerm Nachtlager erkoren.

Der 20. October iſt für mich und die Meinigen ein Familienfeſt: er iſt der Geburtstag meiner Reiſe- und Lebensgefährtin; wir feierten ihn heute auf eine mir unvergeßliche Weiſe in den Gefilden des Kayſtros, an der Küſte von Epheſus. Als der Morgen dämmerte, hatten wir ſchon eine gute Strecke Weges zurückgelegt; denn im unreinlichen Hauſe des Dorfrichters von Janikoi, das man uns zur Ruheſtätte angewieſen, hatten wir viel Andres, nur keine Ruhe gefunden. Den Pegaſäiſchen See, durch welchen der kleine Pyni-

tes ſeinen Lauf nimmt, hätten wir ohne fremde Hindeutung auf ihn kaum bemerkt; er glich jetzt, nach der lang anhaltenden Dürre, einer mit Rohr bewachſenen Lache. Die Gegend aber, welche weiterhin der helle Morgen und die aufgehende Sonne beſtrahlten, war, wie nur ſelten eine wieder, geeignet, das Auge zu entzücken und das Herz freudig zu erheben. Rechts neben uns bildeten die Felſen des Mimos mit ihren weißen Marmorbrüchen und mit einer alten, von den Türken Kaza Huſſan genannten, Burg den Vordergrund, in weiterer Entfernung erhuben in Süd- und Südoſt die Gebirgshöhen am lydiſchen Mäandros ihre runden, von der Morgenſonne beleuchteten Gipfel.

Welches fruchtbare Paradies könnte wieder nach wenig Jahrzehnden dieſes Thal des Kayſtros werden, wenn man dem ſtauchenden Gewäſſer einen leichteren Abfluß gäbe und den ſeit Jahrhunderten brachliegenden, üppigen Boden bepflanzte! Wie lange ſoll dieſes herrliche Land noch feiern!

Eine meiſt zerſtörte Brücke, führt über den ſchwärzlichen, ſchilfreichen Fluß; ſelbſt der Fußgänger muß auf jeden ſeiner Schritte achten, wenn er über die halbzertrümmerten Bogen hinüberſchreitet. Nur noch eine kurze Strecke, und wir fanden uns am Hügel von Ajaſoluk, auf welchem die von Kröſus vergeblich belagerte Burgfeſte des älteſten, von den Lelegern und Kariern begründeten Epheſus ſtand. Auf einem Fußſteige, welcher mehr durch die hier weidenden Ziegen als durch Menſchen gebahnt ſchien, ſtiegen wir, zwiſchen den von Epheu überſponnenen Ruinen hinan zur Höhe. Wir verweilten am längſten außen vor der alten Burg und bei den noch ziemlich ſtattlich ausſehenden Gebäuden, die vor dem „Thore der Verfolgung" ſtehen. Da haben Menſchenhände der verſchiedenſten Zeitalter und Stämme Gebäude zerſtört, und wieder gebaut; die letzten Baumeiſter waren die Türken, welche aus den Marmortrümmern alter Tempel und Paläſte ſo wie dort

im Thale den anſehnlichen Aquäduct, hier die kleine, jetzt verödete Moſchee und daneben das zierliche Brunnenhaus geſchickt genug zuſammenfügten. Wie armſelig nehmen ſich unterhalb dieſer Gebäude und unter dem byzantiniſch ausgeſchmückten Portale des Burgthores die wenigen, jetzt von Turkomanen bewohnten Lehmhütten aus, welche halbmondförmig den Fuß des Hügels umſchließen. Doch wendet man ſich gar bald von dieſer Nachbarſchaft hinweg zur mächtigen anziehenden Ausſicht nach dem freien Land und nach dem Meere. Denn dort im Weſten erhebt ſich das Hochland von Samos mit dem Gipfel des Cercetiusberges wie ein laſurblaues Gewölbe über das Meer, von deſſen Küſte ſich die weite Ebene, an beiden Seiten des Kayſtros heranzieht, begrenzt nach Süden hin durch die Anhöhen, auf denen die Ruinen der vormaligen Fürſtin unter den kleinaſiatiſchen Seeſtädten, die Trümmer des griechiſch-klaſſiſchen Epheſus ausgebreitet ſind; näher heran bemerkt man die Gemäuer der St. Johanniskirche des noch ſpäteren chriſtlichen Epheſus.

Die Sage berichtet, daß hier ſchräg gegenüber, am Hügel des Prion die Höhle ſey, in welcher die ſieben Schläfer der orientaliſch chriſtlichen wie der türkiſchen Legende aus einem Zeitalter in das andere hinüberſchlummerten. Wären ſie, die mitten im lebendigen Verkehr des klaſſiſch heidniſchen Epheſus einſchliefen und in der Blüthenzeit des chriſtlichen erwachten, noch einmal eingeſchlafen und ſtünden jetzt wieder auf, wohin ſollten ſie ſich, nach der Stadt ſuchend, wenden? Die Pflegerin der großen Göttin Diana iſt zum Schutthaufen geworden, das Epheſus der chriſtlichen Zeit bis auf etliche Gemäuer verſchwunden, das mohamedaniſche iſt verödet und verlaſſen, alle Herrlichkeit dieſes Landes iſt hinweggezogen; das Licht, das ſeine Strahlen weithin gab, iſt verloſchen.

Bei einem ärmlichen Kaffeehauſe, das ein Türke aus Smyrna, in Ausſicht auf den Beſuch der Fremden, welche in

dieſe Gegend kommen, angelegt hat, brachten wir die Mittagsſtunden hin. Nahe dabei iſt ein türkiſcher (früher vielleicht chriſtlicher) Todtenacker, über den eine alte hohe Platane ihren Schatten ausbreitet; dort ruhte es ſich beſſer aus als unter dem Rohrdache der ſchmutzigen Kaffeeſchenke. Nach kurzem Verweilen machten wir uns auf zur Betrachtung der von weitem ſtattlich ausſehenden Ruine eines Gebäudes, welches zuerſt von Chriſten zu Ehren des Apoſtels St. Johannes herrlich erbaut, dann von den Türken zur Moſchee umgewandelt war, jetzt aber, ſtatt des vormaligen, zuſammengeſtürzten Gewölbes, das Blau des Himmels zu ſeinem Dache, den grünen Teppich der Diſteln und Dornen zum Getäfel des Bodens hat. Von den Reſten der ſpäteren, chriſtlichen Stadt wendeten wir uns ſüdweſtwärts auf den Trümmerhaufen des griechiſch-klaſſiſchen Epheſus. Der Weg führt über eine ſumpfige, durch die Anſchwemmungen des Kayſtros gebildete Ebene, auf welcher der Schakal hauſt und der Storch, nach Fröſchen ſuchend, einherſchreitet. Und da wandelten wir denn, jenſeits der Gemäuer der geräumigen Rennbahn auf den vormaligen Gaſſen, dann bei dem Marmorbaſſin vorüber, in das die Quelle Kalippia ſich ergoß, auf den Marktplatz, wir beſtiegen die Marmorſitze des einſt ſo herrlichen Theaters, beſahen in und jenſeits dem kleinen Thale, das ſich zwiſchen dem rundlichen Hügel des Prion und dem Koriſſus hinziehet, die Ueberreſte des Odeons, des Gymnaſiums und eines noch in ſeinem Verfalle prächtigen, römiſchen Tempels. Auf dieſer Wanderung durch und unter jenen ſo wie noch anderen Prachtwerken der einſt ſo herrlichen Stadt begegnete uns nirgends ein Menſch, mitten am hellen Tage herrſchte da nächtliche Stille, der Ton unſerer Stimmen, der Schall von unſern Fußtritten hallte von den Marmorwänden wieder, die Gaſſen ſind hoch mit Gras und Gebüſch bewachſen, eine Heerde der ſonſt ſcheuen griechiſchen Rebhühner, die ſich auf den Sitzen

des Theaters herumtrieb, ſchien die Gefahr von Menſchen noch ſo wenig zu kennen, daß ſie nur laufend von einer Seite zur andern auswich.

Zuletzt nach allen andern, jetzt in den Staub geſunkenen Werken der epheſiſchen Baukunſt, beſuchten wir auch die vermuthlichen Reſte des Wunderwerkes der alten Welt, des hochgeprieſenen Dianatempels. Nur das mächtige Grundgemäuer, die Reſte einzelner Wände, einige zerbrochene Säulen gaben noch Zeugniß, daß einſt hier ein Tempelgebäude geſtanden, von deſſen koſtbaren architektoniſchen Zierrathen hie und da ein Stück aus der grünen Grabesdecke der Kräuter oder Gebüſche hervorragte, doch dieſer Anblick kann nur Grauen und Wehmuth, keine Bewunderung erregen. Im eigentlichen Sinne hatten wir uns auf dem Rückweg von dem Dianatempel zwiſchen Diſteln und Dornen verirrt, ſo daß unſere armen Pferde und Eſel, nachdem ſich auf den vormaligen Gaſſen der Städte für ſie eine reiche Weide gefunden, nur mit großer Anſtrengung durch das Geſtrüpp hindurchbrechen konnten.

Das war, das iſt Epheſus! Ein frommes Gerücht, das ſich von den Zeiten der Apoſtel her hin und wieder unter den Chriſten des Morgenlandes erhalten hat, will, daß der Lieblingsjünger des Herrn, der vor wie nach ſeiner Verbannung auf Patmos hier in Epheſus lebte, niemals ſo wie andere Menſchen wahrhaft geſtorben, ſondern daß er noch fortwährend in einer lebendig näheren Verbindung mit ſeinen Chriſtengemeinden geblieben ſey. Er war der Apoſtel und Verkündiger der Liebe, und ja, jene Liebe, die über alle Länder und Völker wacht, ſtirbt nicht; es wird eine Zeit kommen, da ſich auch hier über dieſem zum Sumpf gewordenen Boden, über ſeine mit Trümmern beſtreuten Hügel von Neuem ihre belebenden und erwärmenden Strahlen ergießen.

Nach der Reiſe zu der Stätte von Epheſus ruheten wir einige Tage unter den Cypreſſen von Budſcha, in dem Land-

haus eines unſrer Smyrnaer Freunde aus und traten dann am 27. October eine neue Wanderung nach dem fruchtbaren Thale des Hermos und nach der Stätte von Sardis an. Diesmal auf guten Poſtpferden aus der Stadt, die unſern Lauf beſſer förderten als jene Laſtthiere, welche uns nach Epheſus trugen. Erſt dort auf der Höhe des Mimmlus, über den die Straße nach Magneſia führt, im Anblick des nahen, jenſeits der Bergſchlucht emporſteigenden hohen Sipylos und der überreichen Thalebene, durch welche der Hermos ſtrömt, wird man recht inne, welch ſchönes Land dieſer Erdſtrich von Kleinaſien ſey, wie werth des Ruhmes und der warmen Vaterlandsliebe des Volkes, das einſt hier wohnte. Magneſia, zwiſchen Fruchtgärten und Cypreſſenhainen gelegen, mit ſeinen 32 Moſcheen und prächtigen Minaretsthürmen, macht ſchon von ferne geſehen den Eindruck einer orientaliſch prächtigen Stadt. Die Erwartung des Reiſenden wird nicht getäuſcht; er findet bei ſeinem Eintritt in die Stadt anſehnlichere und regelmäßigere, dazu reinlichere Gaſſen, als ſelbſt in den wohlgebauteſten Bezirken der osmaniſchen Kaiſerſtadt; nächſt Bruſſa ſoll in dieſer Hinſicht Magneſia die ſchönſte Stadt der aſiatiſchen Türken ſeyn.

In ſolch herrlicher Gegend konnte wohl Themiſtokles, als den aus dem Vaterland Verbannten der Perſerkönig hier aufnahm, ein liebliches Ausruhen von den Mühen und Kämpfen des Lebens finden; auch Murad II, einer der beſſeren osmaniſchen Herrſcher, wußte in ſeinem weiten Reiche keinen anmuthigeren Ruheort zu finden, als Magneſia, und Murad III, der Weichling, verträumte hier einen großen Theil der Zeit, die ihm zu Thaten des Herrſchers beſtimmt war. Von den Kunſtwerken, welche Themiſtokles der Stadt gab, wie von ſeinem Grabmahle, hat ſich kaum eine ſichere Spur erhalten; die Stätte, da Murad's II Pallaſt ſtand, iſt nur durch einige Mauern, die unter hohen Cypreſſen ſtehen, erkennbar,

doch zeigt man noch die Gärten des Sultans, von deren Tulpenflor und anderer Blumenpracht jetzt freilich nichts zu sehen war, und nahe bei der Stätte des Pallastes erhoben sich die Kuppeln der Grabmähler von 22 Kindern und Frauen des Herrschers. Von Murad's III Vorliebe für das schöne Magnesia und von seiner Vorsorge für diese Stadt zeugen noch viele, in ihrer Art prachtvolle Gebäude, namentlich die nach ihm benannte Moschee, mit schönem Portal und hohem Kuppelgewölbe, sammt den sie umgebenden Gebäuden der türkischen Hochschule. Mein Freund und Begleiter aus Smyrna, der des Türkischen sehr kundig ist, führte mich zu dieser Moschee und Hochschule hin. Zu meinem Bedauern waren die hier sehr langen Ferien noch nicht beendigt, die Hallen des Gebäudes von Lehrern und Lernenden verlassen, doch fanden wir bei einer der Wohnzellen einen Studenten, einen etwa 24jährigen Jüngling, von stattlichem Aussehen. Mein Freund schenkte ihm eine kleine, von dem philanthropischen Verein der Engländer in türkischer Sprache verfaßte und gedruckte, mit Kupfern versehene Naturgeschichte. Der Student betrachtete die Bilder mit Wohlgefallen. Du wirst das Buch mit Vergnügen lesen, sagte mein Freund. — Lesen werde ich es nicht, sagte der Musensohn. — Und warum nicht? — Ich kann nicht lesen. — Du kannst nicht lesen, und bist Student an der Hochschule? — Warum, so fragte der Studirende dagegen, soll ich das lesen, was ich auswendig kann? Ich weiß den ganzen Koran vom Anfang zum Ende und vom Ende zum Anfang. Ich studire hier nicht das Lesen und die Gesetze, sondern das Singen, denn ich will ein Murison (Gebetsausrufer) werden und meine Gesänge darf ich nicht, so wie ihr, aus einem Buche ablesen.

O du einfache und dennoch zum Brod führende Gelehrsamkeit des türkischen Orients!

Der Weg, von Magnesia aus gegen Sardis hin, führt zuerst ganz nahe an den jähen Wänden des malerisch schönen

von ſenkrechten tiefen Spalten durchſchnittenen Sipylos hin. Ein rieſenhaftes, aus dem Felſen gehauenes Bildniß der Kybele zeigt ſich in noch erkennbarem Umriß, hoch oben an einer der Spalten. Eine alte, noch immer wohl erhaltene Brücke führt über den Kryos. Da lag plötzlich der hohe, abwärts mit reichen Waldungen bekleidete, oben ſchon von Schnee bedeckte Tmolus vor unſern Augen. Unten in der Thalebene, durch welche wir hinritten, hatte die Baumwollenernte begonnen; an dem Abhange des Gebirges waren türkiſche Holzhändler mit dem hier Jedem, der es mag, freiſtehenden Fällen der Seefichten beſchäftigt. Zwiſchen Kaſſabah (unſerm zweiten Nachtlager von Smyrna aus) und Sardis kamen wir an mehreren, weit ausgedehnten, türkiſchen Todtenäckern vorüber. Die Leichenſteine mit ihren Inſchriften ſind geblieben, die Ortſchaften aber, zu denen ſie gehörten, ſind von der Erde verſchwunden. Und ſo will hier Alles, wie es ſcheint, nur an das, was vergangen und dahin iſt, erinnern, dort zur Linken (nördlich) am Gygäaſee der rieſenhafte Grabhügel des ſiegreichen Alyattes, des Vaters des reichbegüterten Kröſus, bald hernach der Anblick von Sardis ſelber, mit den wenigen, noch aufrecht ſtehenden Säulen des uralten Kybeletempels, mit dem Gemäuer der hoch auf dem faſt unerſteiglich jähen Sandſteinfelſen gelegenen Burgfeſte der alten lydiſchen Herrſcher, mit den Trümmern der römiſch heidniſchen wie der ſpäteren chriſtlichen Blüthenzeit der vormals ſo mächtig reichen Stadt. Das zertrümmerte Sardis macht noch einen ungleich grauenvolleren Eindruck auf den Beſchauer als Epheſus. Was von dem Gemäuer der Tempel und öffentlichen Gebäude aus römiſch heidniſcher und aus byzantiniſch chriſtlicher Zeit noch ſteht — und deſſen iſt wenig — das iſt vom Erdbeben tief zerſpalten nnd zerriſſen, und das ſogenannte Schatzhaus des Kröſus (die Geruſia) iſt mit ſeinen ungemein dicken Mauern dem Zuſammenſturz entgangen, auf ſeinem Fußboden ſah man, ſtatt der vielleicht vormaligen goldnen Zierrathen und

Schätze, die goldgelben Blüthen einer Sternbergia. An der Stätte der alten Palläſte haben Turkomanen ihre Wanderzelte aufgeſchlagen, nur einer oder zwei Chriſten, vom Müllerhandwerk, leben noch in dem meiſt ganz chriſtlichen, von der Erde vertilgten Sardis.

Epheſus und Sardis, das prachtvolle Laodikä und Koloſſä, mit ihnen ſo manch andere herrliche Stadt dieſes Landes, wo ſind ſie hingekommen? — Wird die Nacht, welche Jahrhunderte lang über dieſem, einſt ſo geſegneten Erdſtrich dunkelt, niemals wieder ein Ende nehmen? war das Streben und Ringen der alten Welt, das hier in Strömen des Blutes und unter Schreckniſſen der Natur erſtarb, nur ein vergebliches und nichtiges, oder war es dennoch ein Saamenkorn, welches endlich, nach der langen Stille des Winters wieder hervorkeimen wird? Mein Freund! ich erinnere mich hier jener Stelle aus Herder's Ideen, die Sie mir, bei unſerm letzten Zuſammenſeyn vielleicht auf Erden, in mein Gedenkbuch ſchrieben. Ja, wir haben hoffen und glauben gelernt. Es gab noch keine Nacht auf Erden, auf welche nicht ein Morgen gefolgt wäre, der Wechſel zwiſchen Winter und Sommer, Frühling und Herbſt wird kein Ende nehmen. Das erſte Wort, das aus dem Weſen der Menſchenſeele verlautet, war Hoffnung auf ein Künftiges, eine Hoffnung, die nicht zu Schanden werden läßt. Dieſe ſchöne Erde iſt nicht nur zum Leichenacker, zum Schauplatz der Trauer geſchaffen; ſie ſoll noch von der Güte und Herrlichkeit Deſſen zeugen, der ſie dem Menſchen zur Wohnung gab. Wenn Mitternacht da iſt, dann hebt ſich der Aufſchwung zur Morgendämmerung an — — wir wollen glauben und hoffen.

Nun noch über das Meer hinüber meinen herzlichſten Gruß an Sie und ihr ganzes, mir theures Haus. Ja, wir wollen feſt halten, bis an's Ende, an Hoffnung, Glaube und Liebe.

Zur Brahmanenweisheit.

Von

Friedrich Rückert.

Mein Volk! mit Freud' und Stolz ſeh' ich dich vorwärts ſchreiten,
Und nicht Vergangenheit ſind deine goldne Zeiten,
Die ſind die Zukunft; dürft' ich dich dahin begleiten!
Trotz junger Thoren Wahn, wirſt du vernünftig jung,
Fromm hellgeſinnt trotz dumpfgeſinnter Finſterung.
Die Sprache blüht und tönt, die Kunſt geſtaltet ſich,
Die Wiſſenſchaft von Zweig zu Zweig entfaltet ſich.
Schon reichen ſich die Hand Gelehrſamkeit und Leben,
Bald werden Völker auch und Fürſten ſie ſich geben.
In weitern Kreiſen ſtets wird dir die Welt erhellt,
Und immer heller wird, was du ihr biſt, der Welt.

2.

Was für ein Feuer, das zu ſchüren ihr begehrt?
Kein Feuer, das erwärmt; ein Feuer, das verzehrt.
Nicht ausgegangen war's, unſchädlich doch verglommen;
Ihr habt es aufgeſtört, und ſchlecht wird's euch bekommen.
Nennt ihr das heil'ge Gluth, was Herzen ſetzt in Wuth,
Mit innerlichem Groll vergiftet Brüderblut?
Wollt als Religion ihr heben auf den Thron,
Was allem Menſchlichen ſo ſpricht in's Antlitz Hohn?
Was das Geſetz ausſtreicht von Gott in's Herz geſchrieben:
Daß ihr als Menſchen euch, als Brüder ſollet lieben!
Daß ihr, ein Volk, euch nicht entzwei ſollt reißen laſſen,
Und nicht wie Teufel euch in Gottes Namen haſſen!

3.

Bedauernswürdig iſt der Glaube, der das Wiſſen
Zu ſcheuen hat; er iſt kein Licht in Finſterniſſen;
Er iſt die Finſterniß, die vor dem Licht zergeht:
Der Glaub' iſt tüchtig, der mit Wiſſenſchaft beſteht.

4.

Im Namen Gottes fing ich an ein Buch zu leſen
In einer Sprache, die bis jetzt mir fremd geweſen.
Kauderwelſch war die Schrift; die Zeichen kennt' ich wohl,
Doch Fug und Gliedrung nicht, und jeder Laut war hohl.
Den Namen ſucht' ich da, von dem allein ich wußte,
Daß er ſich im Gewirr der Zeichen finden mußte:
Den Namen Gottes! und als ich den Namen fand,
Hatt' ich durch's Labyrinth den Faden in der Hand.
Durch ihn hab' ich mich rechts und links zurecht gefunden,
Und den verworrnen Knäul geſondert und verbunden.
Allherr Sarweſwara, ſo fand ich ihn genannt,
Und alles Uebrige ward mir durch ihn bekannt.
Die Erde hab' ich erſt entdeckt und dann den Himmel,
Und endlich zwiſchen drin der Lebenden Gewimmel.

5.

Sie will geſucht allein, und nicht gefunden ſeyn,
Doch eine Wahrheit iſt die Wahrheit, nicht ein Schein.
Wer ſie mit Treue ſucht, dem iſt ſie ſchon gefunden;
Wer ſie gefunden glaubt, vor dem iſt ſie geſchwunden.

6.

Wie in der Aſche Gruft ein Feuer ſchläft verborgen,
Im Schnee der Winternacht verhüllt ein Frühlingsmorgen,
Wie in der Gräber Schooß ein Auferſtehungshauch,
So ſchläft das Göttliche im Sinn des Menſchen auch.
Komm, Auferſtehungshauch, mach' unſre Gräber grün,
Mach unſer Feuer ſprüh'n, und unſern Frühling blüh'n!
Wo nicht dein Odem hilft, umſonſt ſind unſre Mühn.

7.

Viel Offenbarungen vom Anbeginn der Zeiten
Ergingen an die Welt in allen ihren Breiten;

Viel Offenbarungen, vom Himmel her verliehn,
Um Menſchliches empor zum Göttlichen zu ziehn.

Denn wie zur Erde muß daß Licht der Sonne dringen,
Wenn Pflanzen ſollen blühn und Bäume Früchte bringen;

So muß von oben auch der Strahl in Herzen fallen,
Wenn ſie in Seligkeit und Liebe ſollen wallen.

Wir ehren jeden Strahl, der dies hervorgebracht;
Nicht hier allein iſt's Tag, und rings auf Erden Nacht.

Und wäre ringsum Nacht, ſo iſt die Nacht voll Sterne;
Wir aber gehn bewußt im vollen Tageslicht gerne,

Und ſagen glaubensfroh: Nie ging die Himmelsblume
Der Menſchheit ſchöner auf, als uns im Chriſtenthume;

Doch andre neben ihr blühn auch zu Gottes Ruhme.

In dieſem Garten kann der Feind nicht Unkraut ſtreuen;
Und was der Gärtner pflanzt, wird irgend auch ihn freuen.

8.

Auf Liebesflügeln fliegt mein Geiſt aus in den Raum,
Auf Liebesflügeln trägt zum Himmel mich der Traum.

An Eisgebirgen nicht und nicht an Sonnenhügeln —
Stock' ich in meinem Flug, der geht auf Liebesflügeln.

Auf Liebesflügeln flieg' ich aus nach jeder Bruſt,
In welcher Liebe wohnt und wohne dort mit Luſt.

Sie lehr' ich, fromm und klug, kein Frömmeln und kein Klügeln,
Und theile meinen Flug ihr mit auf Liebesflügeln.

9.

Gott ſchuf nicht ſo die Welt, daß er ſie ließe walten
In ihrer Kraft, und ſie nicht ſeine müß' erhalten.

Wie ſtets den Garten, den er anlegt', unterhält
Der Gärtner, alſo ſchafft fortwährend Gott die Welt.

10.

Ein Beiſpiel, das ich ſah von Mutterlieb', ihr Kinder!
Vernehmt's, und denkt, euch liebt nicht eure Mutter minder!

Ich war im Gartenhaus, an dem der Birnbaum ſteht,
Auf dem ich hatte längſt ein Finkenneſt erſpäht,

Mit unſchuldvoller Liſt im Moos des Stamms verſteckt;
Daß ihr's nicht ſöretet, hab' ich's euch nicht entdeckt:

Es waren ſchon darin fünf Finklein ausgeheckt.

Mit Freude fliegen ſah ich ab und zu die Mutter;
Wie euch die eurige, gab ſie den ihren Futter.

Im Fenſter ſtand ich nun, geflüchtet vor dem Regen,
Der niedergoß erregt von ſtarken Donnerſchlägen.

Da flog im Sturm herbei mit Haſt das Finkenweib,
Und ſchirmte Neſt und Brut mit ihrem kleinen Leib.

Es ſpreitete, ſo breit es konnte, ſein Gefieder,
Und in des Halſes Flaum duckt' es ſein Köpfchen nieder.

So wie es ſich als Schild gewölbet ob den Seinen,
Trotzt' es dem Regen erſt und dann den Hagelſteinen.

Die Hagelſteine ſturmgeſchleudert raſſelten,
Daß vom gepeitſchten Baum die Blätter praſſelten.

Der Stamm im Winde ſchwankt' und auf dem Stamm das Neſt,
Die Mutter aber ſaß auf ihren Jungen feſt.

Sie ließ den Ungeſtüm des Himmels ſich ergießen,
Geduldig, nur bedacht, ſich um ihr Neſt zu ſchließen.

Und als es ausgetobt, ſprach ich: Gott ſey gelobt!
In einem Vogel hat ſich hier die Lieb' erprobt.

Die Liebe nur, und nur die Mutterlieb' allein
Vermochte das; nun auf, und fleug, o Vögelein!

Die Luft iſt wieder rein, nach Wetter Sonnenſchein.

Es aber flog nicht fort, und unbeweglich dort
Saß es, nicht ſcheuchen ließ es ſich von Ruf und Wort.

Zu wiſſen wünſcht ich doch, warum's nicht flöge weiter,
Und ungeduldig ſtieg ich auf die Gartenleiter,

Und guckt' in's Neſt, wo ſich ein rührend Schauſpiel bot:
Die Vogelmutter, die die Lieben in der Noth
Mit ihrem Leib gedeckt, ſaß auf dem Neſte todt;
Die jungen Köpfchen ſahn hervor lebendig munter.
Hier iſt ſie, wie ich ſie vom Neſte nahm herunter.
Begrabt ſie ehrenvoll am Buſche der Jasminen!
Die Jungen nehmet auch, erſetzt die Mutter ihnen!
Und wenn mit Futter ihr die armen Waiſchen labt,
Dankt Gott, wie reich ihr ſeid, daß ihr die Mutter habt!

11.

Wem nicht der kleine Kreis genügt, in dem er lebt
Und wirkt, und der hinaus in's Ungemeßne ſtrebt,
Iſt wie ein König, dem die Erde dient' als Herrn,
Der aber herrſchen möcht' auf einem Himmelsſtern.
Die Erd' iſt auch ein Stern am Himmel, doch ein kleiner,
Und auch geſetzt vom Herrn ein Wirkungskreis iſt deiner.

12.

Anbetung Gottes iſt das Ziel der Weltbetrachtung;
Der gerade Weg zu ihm iſt nicht die Weltverachtung.
Den Schöpfer achtet nicht, wer ſein Geſchöpf misachtet;
Ihn ſieht in Allem, wer Alles in ihm betrachtet.
In Allem iſt ſein Licht, in Allem iſt ſein Hauch;
Er iſt im Großen groß, und groß im Kleinen auch.
Ein Weltenfrühling blüht in jedem Frühlingsläubchen
Ein Sonnenwirbel tanzt in jedem Sonnenſtäubchen.
In jedem Tröpflein iſt ein Ocean ergoſſen,
In jedes Kieſels Herz ein Feuerquell beſchloſſen.
In deinem Auge iſt das Licht von tauſend Sonnen,
In deinem Buſen Raum für aller Weſen Wonnen.
Ihn loben in der Zeit Propheten und Poeten,
In der Unendlichkeit Planeten und Kometen,
Und dir bleibt übrig nichts, als ſtumm ihn anzubeten.

13.

Alswie der Blume Duft zum Himmel Abends geht,
Wenn ſtill der Wind mit angehaltnem Odem ſteht;
Ihr Duft ſteigt nicht empor, wenn ihn der Wind verweht!
So ſchwingt dem Himmel ſich die Seel' in Andacht zu,
Wenn Ruh von außen iſt, und in ihr ſelber Ruh.
Verſchließe dich, mein Herz, dem toſenden Gewühle
Der Welt, der Leidenſchaft, ſey ſtill in dir und fühle:
Du biſt dem Höchſten nah, nah iſt der Höchſte dir;
Die Lieb' iſt nah der Lieb', und ferne der Begier.

14.

Das Fenſter iſt verhängt, das Zimmer iſt verſchloſſen,
Doch fühl ich einen Strom der Luft, der ſich ergoſſen.
Von ſeinem Hauche ſind die Kerzen ſanft bewegt,
Im Herzen ein Gefühl der Andacht angeregt.
O du biſt überall! was nie mein Herz vergißt,
Fühlt es gedoppelt itzt, daß überall du biſt!

Dort in der Kammer ſchläft, die meine Liebe war,
Und meine Liebe iſt, und ſeyn wird immerdar.
In ihrem Schlafe ſey die Liebe nicht geſtört
Hier von der wachenden, die liebend ihr gehört.
Gott, Liebe, die nicht ſchläft, nimm mich in deine Hut,
Der in dir wacht, und ſie, die in dir ſchlafend ruht!

Gedichte aus der Jugendzeit.

Von

Frau Kammerpräſidentin **Louiſe Stichling**,
geb. von Herder zu Weimar.

Die Sprache.

Ein Strom iſt's, den wir Alle kennen,
Er fließt daher ſeit grauer Zeit;
Als deutſchen wollen wir ihn nennen,
In ſeiner Kraft und Lieblichkeit.

Von Geiſtern wird er ſanft beweget,
Ihn regt ein leiſes Lüftchen auf,
Was er uns bringt, und was er träget,
Aus heil'ger Tiefe ſchwebt's herauf.

Ein Chor von Tönen! — Jede Welle,
Melodiſch ſtimmt in's Ganze ſie.
Sagt — wo entſprang die Wunderquelle,
Die den Gedanken Töne lieh? —

Dem Säugling an der Mutter Buſen
Singt lehrend Melodien er vor,
Das Lied der Grazien und Muſen,
Aus ſeinem Grunde rauſcht's empor.

Nie dehn' er ſich in ſeichtem Sande —
Nie ſteh' er ſtill in ödem Sumpf,
Er ſtröme frei in freiem Lande
Dem Recht ein Hort und ein Triumpf! —

Sanft ſchlüpft er oft durch Blumen-Auen,
Oft ſtürzt er ſich vom Felſenhang,
Und alles Große, was wir ſchauen,
In ihm ertönt es als Geſang! —

Ein Götterſohn — dient er den Göttern;
Bald trägt er Amors goldnen Pfeil,
Bald Jupiters aus Nacht und Wettern,
Des Herrſcher-Gottes Donnerkeil.

Gleich Adlers Flügeln reißen Wogen
Die Menge mit Begeiſtrung fort,
Der Erde fühlſt du dich entzogen —
Sie tragen dich zum Himmel dort! —

Wo wird ſein Rauſchen einſt verfliegen? —
Der Strom — der Allem Leben leiht,
Der Tauſendarmige, verſiegen? —
Im Meere der Unendlichkeit! —

Die Erinnerung.

Es iſt ein Bild auf grauem Grunde,
Wie zu der Zeit des Dämmerlichts.
Von alten Zeiten bringt es Kunde,
Von alten lieben Zügen ſpricht's.

Sanft ſind die Farben aufgetragen,
Und doch lebendig, hell und friſch.
Nicht Zeiten und nicht Lüfte wagen
Sich an dies blühende Gemiſch.

Willſt du's bei lautem Tage ſehen,
Das rechte Licht, es fehlt dir leicht;
Denn oft bei ſchwacher Lampe Wehen
Hat es den hellſten Glanz erreicht.

Wie glänzen da die lichten Fluren
Und die Geſtalten, die es trägt!
Es ſind des höhern Zaubers Spuren,
Der nicht nach äußerm Schimmer frägt! —

Welch ſchroffe Klippen auch ſich zeigen,
Du ſiehſt ſie vor den Blumen nie;
Das iſt ſo recht dem Bilde eigen,
Es zeiget — doch verbirgt es ſie.

Sagt — welcher Hand iſt es gelungen?
Es lebt! — ſo rufſt du aus entzückt —
Doch ſieh — die Nebel, aufgeſchwungen —
Sie haben dir das Bild entrückt! —

So halte denn in heil'gen Stunden
Feſt, was dir zeigt das flücht'ge Bild;
Erneut es auch die ew'gen Wunden —
Sein Zauber iſt es, der ſie ſtillt!

Der Mond.

Kennſt du den Kahn? — er ſchwimmt auf weiten Fluthen,
In ſanftverklärtem Silberlicht.
Ob unter ihm die Wellen tobten, ruhten,
Sanft ſchwebet er dahin und wanket nicht.
Die Sonne gab auch ihm das Leben,
Sie, aller Weſen Schöpferin,
Von ihrer Eigenſchaft umgeben,
Schwebt einſam er die Bahn dahin.

Welch fernes Land ſah ihn vom Ufer ſtoßen?
Zu welchem Meer geht ſeine Bahn?
Bei ſeinem Anblick manche Thränen floſſen,
Stieg mancher bange Seufzer himmelan. —
Kein Wandrer hat ſich dir vertrauet,
Leer ſchwebſt du durch die Wellen hier,
Und doch mit welchem Zutraun ſchauet,
Mit welcher Liebe man zu dir.

Nimmſt Laſten du? — nimmſt du der Erde Bürden?
Die Thränen und den Kummer mit? —
Ach, daß ſie uns durch dich genommen würden! —
Der Nebel, den das Licht beſtritt,
Er ſinkt vor deinem ſanften Gleiten
Auf deiner ſilberhellen Bahn.
Du eilſt — willſt unſre Stürme meiden,
Die Wogen drängen ſich heran,

Umringen dich mit wildem Sturmestoben, —
Verſchwunden biſt du unſerm Blick, —
Doch unverſehrt aus wilder Fluth gehoben,
Kehrſt ruhig du auf deine Bahn zurück.
Zu weiten Landen — weiten Fernen —
Selbſt Anker, Maſt und Ruder du!
Umglänzet von vieltauſend Sternen,
Gehſt du zum Hafen ew'ger Ruh! —

Einem jungen Dichter.

Gloſſe.

Vom

Kaiſ. Ruſſiſchen Miniſter-Reſidenten, Geheimen Staatsrath

Baron von Maltitz.

Thema:

Scharfer Blick, die Welt zu ſchauen,
Mitſinn jedem Herzensdrang,
Liebeshuld der beſten Frauen
Und ein eigenſter Geſang.

Goethe.

Wünſche ſind die frömmſte Spende,
Die das Lebewohl gewährt,
Wünſche ſind es, halb erhört,
Die ich, junger Freund, dir ſende,
Dir, den krönen andre Hände.
Junger Sänger, junger Aar,
Meinem hoffenden Vertrauen,
Alles beut dein Lied mir dar,
Was uns macht den Dichter klar:
Scharfer Blick, die Welt zu ſchauen.

Denn nicht träumen, nein, geſtalten,
Dichter, das iſt deine Pflicht,
Steig als Adler auf in's Licht;
Aber aus des Herzens Falten,
Und verſäume Leben nicht.
Sey mit jedem Gram im Bunde,
Mild iſt ja nur der Geſang,
Faſſe jede Schickſalsſtunde,
Sänger, pflege jede Wunde:
Mitſinn jedem Herzensdrang.

Ihr Verſtändniß dir verleihe
Schuld wie Unſchuld, Schmerz wie Luſt,
Wem gewährt ward ſolche Weihe,
Der nur iſt der Wahnesfreie,
Iſt der Richter jeder Bruſt.
Nimmer jenen Irdiſchſchlauen,
Die ſo wenig noch erſpäht,
Wird das zarteſte Vertrauen,
Halb genommen, eh' erfleht:
Liebeshuld der beſten Frauen.

Thaten, Thaten, nicht nur Lieder!
Vielfach, wie die Welt und groß,
Nimm ſie aus des Lebens Schooß,
Bilde ſie und gieb ſie wieder;
Doch zuerſt ſey ſelber groß.
Dann iſt gaukelnd nicht ihr Treiben,
Dann iſt Joch nicht mehr ihr Zwang,
Dann in ihrer Kämpfe Drang
Wird ein Heldenſelbſt dir bleiben
Und ein eigenſter Geſang. —

Zwei noch ungedruckte Briefe

von **Winckelmann** an **Berendis.**

Ich habe bishero angeſtanden zu ſchreiben weil ich noch nichts mehr weiß als ich wußte, da ich dich zum letztenmahl, leider! geſehen.

Den 1ſten Octbr. ging ich nach Dreßden u. bezog ein Zimmer nebſt Kammer, Vorzimmer a 6 Thlr. Monatl. Zu Anfang dieſes Monats bin ich zu Hrn. Oeſern gezogen, welcher mir eine Stube vorn an der Gaße überlaßen hat, für 2 Thlr. 12 gr. Monatl., aber ohne Kammer.

Ich fing die erſten Tage meines Aufenthalts in Dreßden an die Abende in einer der artigſten Geſellſchafften in Dreßden, und an dem eintzigen Ort wo alle Frembden pflegen introducirt zu werden, das iſt bey dem Hofrath Bianconi zuzubringen. Es ging kaum etl. Tage hin, da ich gewahr wurde, daß mir dieſer Zutritt ſehr theuer würde zu ſtehen kommen. Man wolte mir aufbürden, eine neue Ueberſetzung von einem gewiſſen großen Griechiſchen Werke zu machen, und ich ſahe, daß man mich als einen Menſchen anſahe, den man nützen müſte. Man ſuchte mich endl. gar zu bereden, hier zu bleiben. Es war nicht fein genug angefangen, mich zu verleiten. Ich weiß nicht, ich muß gewiſſen Leuten gar ein Eſel erſchei-

nen. Dieſes Commerce iſt alſo aufgehoben u. abgebrochen, ſolte es auch mein gröſter Schade ſeyn. Gott weiß ich bin ſehr ruhig, und ſehe alles was mir begegnet, zieml. gleichgültig an. Es komme wie es wolle, ich werde hoffentl. niemahls unglücklich werden.

Noch zur Zeit habe ich außer der oben erwähnten Assemblee keine Gelegenheit gefunden, ſo wie ich wünſchte, mir eine Fertigkeit, auch nur in der frantzl. Sprache zu verſchaffen; ich werde mich vielleicht entſchließen müßen, mir einen Menſchen kommen zu laſſen, der mit mir reden muß.

Ich habe angefangen sub auspiciis Oeseri zu zeichnen.

Zuweilen pflege ich auch des Abends in ein Italiener Gewölbe zu gehen wo ich, wie es mir gefällt, etwas verzehre auch nichts verzehren kann.

Ich warte mit großen Verlangen auf die Ankunft des Br. . . . Er hat mir auf drei Briefe gar nicht geantwortet. Ich beſorge Bianconi werde mir ſchädlich ſeyn können u. wollen. Ich glaube nunmehro daß ich vor den Monat May nicht abgehen werde, da mir alle Welſchen rathen entweder im Januario zu gehen, oder da dieſes nicht geſchehen kann, den May zu erwarten, das iſt diejenige Zeit, da die Flüſſe in Welſchland wiederum klein und die Straßen beſſer geworden. Ich werde meine Reiße ganz gewiß über Wien nehmen.

Wegen der Reiſe nach Berlin kann ich noch nichts gewiſſes ſagen, und Lambrecht hat auch ſelbſt noch nicht geſchrieben, ob er hingehen wird. Bülow ſteht noch in Tractat mit dem Printz Heinrich, u. glaubt der Printz werde ihn in den Winter-Luſtbarkeiten in Berlin zu ſehen verlangen.

Von Kleidung und andern Meubles habe ich noch nichts angeſchafft (außer etwas Wäſche) weil ich ſehen will, wie

meine Gelder bei der Ankunft des Beichtvaters ausfallen werden. Ich werde mich wohl zu ein braunes Kleid entſchließen, welches ich auch in Rom tragen kann. Ich wünſchte mir vor allen Dingen einen guten Pelz.

In Ceremonialibus bin ich noch nicht weiter gegangen. Verlanget man mehr von mir, als bisher geſchehen ſo werde ich mich nicht ſträuben. Auf A folgt B.

Um von meiner Geſundheit ein paar Worte zu melden. Ich eße mit guten Appetit im Speiſe-Hauſe, ich ſch . . . . gut, ich ſchlafe gut, ſo gut neml. als ich es verlangen kann, u. meine Schweiße ſcheinen Abſchied genommen zu haben. Vor halb 12 gehe ich ſelten zu Bette und ſtehe um 6 Uhr auf.

Den Morgen ſtudire ich u. zeichne bis 11 Uhr, da ich entweder auf die Königl. Bibliothec oder auf die Gallerie gehe. Von 12 bis halb 2 wird gegeßen, bis 2 wird eine Promenade über die Brücke nach Neuſtadt gemacht u. ſ. w.

Den vorigen Sonntag habe ich den Schatz von hieſigen Antiquen geſehen, u. unter denen 3 Vestas als Stück vom erſten Range aus dem Herculano ſind. Dieſe ſind in Printz Eugenii Hände gekommen, ehe noch viel Lerm von dieſer großen Entdeckung gemacht worden; von deſſen Erben der Printzeß v. Soissons hat ſie der König erhandelt, und von Wien vor einigen Jahren hierher bringen laſſen. Vom Herculano iſt der Prodromus in 2 Voll. in 4o 1752 edirt. u. jetzo allererſt als ein Praesent von Neapel an hieſigen Hof gekommen. In dem ganzen Werk iſt außer der Vorrede kein einzig Wort vom Herculano gedacht. Schade um das ſchöne Papier. Er ſcheint nicht gethan zu haben, der Herr Bayardi als das groſſe Werk de re numismatica, Inscriptiones u. ſ. f. geplündert zu haben. Meine alten Extraits werde ich ſobald ich ſie extra-

hirt, überschicken. Es ist von neuen ein Heft von selbigen in Potsdam verlohren gegangen.

Sobald ich mehr Nachricht von meinen künftigen Umständen haben werde, will ich weitläufiger schreiben. Der König wird den Freytag Abends hier erwartet.

Den Herrn Grafen empfehle ich mich unterthänig. Ich küße Dich liebster Freund und ersterbe

Dein ewiger Winckelmann.

Ich habe schon vor 3 Wochen diesen Brief geschrieben, weil man einen Bedienten an den Hrn. Legationsrath abschicken wollte. Mein Logis ist in der Frauen Gasse in Ritschels Hause, bei den Herrn Maler Oeser 4 Treppen hoch.

Dresden den 19 Decembr 1754.

Rom d. 15 Julii 1757.

Liebster Freund und Bruder.

Ich glaubte ein Brief aus Rom verdiente zwey aus Braunschweig. Der Herr Card. Paßionei u. ich warten auf Antwort. Meinen Brief will ich mit einer angenehmen Nachricht vom Empfang meines Wechsels u. von der mir gegebenen Versicherung der Fortsetzung desselben anfangen: man läßt mir auch zum erstenmahl wissen, daß diese Gnade aus den Händen Sr. Maj. kommt, welcher sich oft nach mir erkundiget.

In einem Briefe vom 12 May hat mich der Chur-Printz nachdrücklich der Königinn von Sicilien empfohlen, u. man hat mir anderwärts her zu verstehen gegeben, daß der Beichtvater derselben für mich sorgen werde. Ich werde also zu Ende des Oktobers dahin gehen; diesen Monat Oktober aber werde ich in der wollüstigen Villa des Card. Paßionei ver-

muthl. vorher zubringen, wo ich nach Pfingſten auf 14 Tage gegangen war. Dieſer Ort iſt über Frascati auf dem Grund des alten Tusculi. Hierher bittet der Hr. Card. nur ſeine Freunde, folgl. rechne ich mich mit unter dieſelben. Niemals in meinem Leben habe ich ein gleiches Vergnügen genoßen: denn die Freiheit, welche der Wirth giebt, gehet ſo weit, daß man mit dem Caftan u. in der Mütze zu Tiſche erſcheinen muß, u. wer furchtſam iſt, kann hier dreiſt werden. Nunmehro kann ich allezeit, wenn ich will, bey ihm ſpeiſen, u. ich kann Bücher aus ſeiner Bibliothek hohlen laſſen, welches er noch niemanden als einem einzigen Prälaten meinem Freunde zugeſtanden.

Meine Schrift wird von großer Wichtigkeit für alle Art Leſer werden, denn ich werde ein Verzeichniß von verbeſſerten Stellen der alten Auctoren hinten an drucken laſſen können, u. noch dieſe Woche iſt es mir mit einer Stelle des Diodorus Siculus LI ad finem, welche niemand verſtanden, u. daher nicht berühret, durch Hülfe der Ausmeßung Egyptiſcher Statuen, verſchiedener Entdeckungen an denſelben, u. durch meinen fortgeſetzten Fleiß in der griechiſchen Sprache, gelungen, dieſelbe zu verbeßern zu erklären u. anzuwenden. Ich laſſe jetzo einige Bassorilievi dazu zeichnen, von welchen, wie ich hoffe Hr. Will in Paris, mein guter Freund, eins ſtechen ſoll.

Man wird mir eine Wohnung in dem Luſthauſe des Fürſten Riari in Portici, wo ich meiſtens ſeyn werde, ausmachen, um mit aller Bequemlichkeit meine Unterſuchungen anzuſtellen, u. ich möchte vielleicht, nachdem ich lange gedenke dazubleiben, jemand zur Geſellſchaft mitnehmen um den Einfluß des Griechiſchen Himmels nicht unterdrücken u. erſticken zu dürfen. Ich lerne jetzo ſchwimmen, denn das Baden iſt hier in der großen Hitze unumgänglich nöthig, u. die Geſellſchaft von der ich rede, iſt mein Lehrmeiſter. Dieſes geſchieht eine Stunde

nach Untergang der Sonnen in dem großen bassin der Fontana Paolino, welche auf dem Aventino iſt, wohinn um dieſe Zeit kein Menſch kömmt. Mein einziges Mißvergnügen in Rom iſt daß Zeiten kommen, wo ich weder bei Nacht noch bei Tage ſchlafen kann, ohngeachtet ich ruhig genug wohne. Dergleichen Zeit iſt itzo, u. deswegen bade ich mich.

Mit dem Card. Archinto lebe ich in einem beſondern Verhältniß: er hat ſeine Befremdung Niemand merken laſſen. Ich gehe niemals zu ihn (denn er wohnt nicht in ſeinem Pallaſt der Cancellaria) ich bitte nichts ich ſuche nichts, u. er wartet darauf. Wie glücklich bin ich faſt vor Allen, mit Denen ich ſtudirt habe. Ich habe endl. bey aller Achtung in dem Mittelpunkt der Gelehrſamkeit meine Freyheit aufs höchſte gebracht, und habe Gelegenheit mit einem Werk zu erſcheinen, welches nach mir leben wird. Denn was ich in demſelben lehre, iſt alles mein eigenes, und niemand kan daran Anſpruch machen.

Der Pabſt, deſſen Tod faſt alle Menſchen wünſchen, will durchaus nicht ſterben: er lebet immer wieder auf u. itzo fährt er wieder aus. Was macht der Pabſt in Braunſchweig. Wie heißt er? Bethlehem? oder was weiß ich es. Sage ihm ich ſey derjenige, den er nicht würdigen wollen zu ſprechen da ich mich durch den jungen Bülow melden laſſen. Lächerliche Pfaffen. Um auf einen würdigern Vorwurf zu kommen. Den Herrn Grafen grüße tauſendmahl, u. wenn es ohne Bedencklichkeit geſchehen kann, ſo küße ihm für mich, wie Homer ſagt, das werthe Haupt u. die beiden ſchönen Augen; er ſagt auch die beyden Hände: ſie verdienen es; allein es iſt nicht mehr die Mode an junge Leute, ſtehet auch nicht für den Charakter eines geſtrengen alten Hofmeiſters, u. in einem Lande wo kein Wein, ſondern dickes Bier fließt. So gern ich Wein trinke muß ich mich jetzo mit Limonade begnügen um mein Geblüth zu kühlen in der großen Hitze.

Du hätteſt lieber einen Brief voll von wichtigen Entdeckungen, aber ich weiß nicht wo ich anfangen ſoll, und wenn ich anfinge, würde ich das Ende wohl nicht finden können. Lebe wohl ſchreibe bald u. ſey fröhlig. Aber der Wein iſt bey euch zu theuer. Dieſes iſt ein ſchrecklicher Gedanke für mich, wenn ich nach dieſem Elende einmal zurückgerufen werde; allein ich tröſte mich damit, daß ſie mich etwa zum Inſtruktor der Prinzen machen werden. Den an der Bibliothek welche mit Sch .... beſetzt iſt, will ich nicht dienen. Adieu ich erſterbe.

Dein ewiger W.

Laß innliegenden Brief auf der Poſt beſtellen.

Hier iſt itzo ein verlaufener Profeſſor aus Helmſtedt mit Namen Anton, ein getaufter Jude, u. ein großer Windbeutel. Er iſt in München zu unſerer wahren heiligen katholiſch allgemeinen Kirche getreten, aber er iſt ein Narr, wie man mir geſagt hat, u. ſuchet hier einige Scudi Gnaden Geld zu erſchnappen. Ich kenne ihn nicht, u. mag auch dergl. Leute nicht kennen, u. einen däniſchen Prieſter, der auch ein Convertit iſt, aber ſich zum Spion gebrauchen läßt, hätte ich neulich beynahe aus meiner Stube geprügelt.

Schrift und Druck von Schreiber und Söhnen.

PT 2354 .W4 C.1
Weimarisches Herder-Album.
Stanford University Libraries
3 6105 037 747 263

PT 2354 W4

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.